

# Marienwerder.

Beschreibung und Geschichte  
seiner mittelalterlichen Kunst-  
denkmäler

und

## Geschichte der Stadt

von

F. Diehl, Schulze.

Preis 75 Pfennig.

Marienwerder 1908.

Druck und Verlag der Kgl. Hofbuchdruckerei von R. Kanter.

4115  
HISTORISCHER VEREIN  
FÜR DEN  
REGIERUNGSBEZIRK  
MARIENWERDER W/P.

# Marienwerder.

Beschreibung und Geschichte  
seiner mittelalterlichen Kunst-  
denkmäler



und

# Geschichte der Stadt

von

F. Diehl, Schulrat.



Marienwerder 1908.

Druck und Verlag der Kgl. Hofbuchdruckerei von R. Kanter.

# Inhaltsverzeichnis.

## I.

1. Die Vorgeschichte . . . . .	Seite	1
2. Das alte Schloß . . . . .		3
3. Das Domherrenschloß mit der Domkirche . . . . .		5
4. Geschichte des Domes und des Domschlosses . . . . .		19



## II.

1. Lageplan der Stadt . . . . .	23
2. Die Vorstädte und der Grundbesitz . . . . .	29

## III.

### Ortsgeschichte.

1. Entwicklung der mittelalterlichen Stadt im 13. Jahrhundert und ihre Blüte im 14. Jahrhundert . . . . .	33
2. Niedergang des Wohlstandes der Stadt im 15. Jahrhundert; wieder aufsteigende Entwicklung bis 1772 . . . . .	
a) Äußere Verhältnisse . . . . .	39
b) Innere Zustände . . . . .	48
3. Von 1772 bis zur Gegenwart . . . . .	67

## Anhang.

Einiges über die „Heilige Dorothea“ . . . . .	145
Paul Speratus . . . . .	„
Bescheide Friedrichs II. an die Kriegs- und Domänen-Kammer in Marienwerder 1779 ff. . . . .	148
Die Hammermühle . . . . .	152
Friedrichsbad, eine Heilanstalt bei Marienwerder . . . . .	153
Ein Bild von Marienwerder in einem Hause bei Neapel . . . . .	155
„Hellblau“ . . . . .	„
Häuser- und Einwohner-Zahlen . . . . .	156
Sagen . . . . .	156



I.



## Vorgeschichte.

1.

Thorn, Kulm, **Marienwerder.**



Diese vorgeschobenen Posten sind im Kleinen, was das Ordensland dem Reiche war: ein fester Hasendamm, verwegen hirausgebaut vom Deutschen Ufer in die wilde See der östlichen Völker.

Heinrich von Treitschke.

In einem Fenster unseres Stadtverordneten-Saales steht Hermann von Salza. Die Handschrift, welche auf dem Bilde sich aus seiner Linken entrollt, gemahnt an eine Urkunde von weltgeschichtlicher Bedeutung, an die Urkunde, durch welche Kaiser Friedrich II. im März 1226 diesem vierten Hochmeister des Deutschen Ordens, einem der bedeutendsten Politiker des Mittelalters, die Verleihung des Kulmerlandes und aller zukünftigen Eroberungen des Ordens im Preußenlande und zwar als eines Fürstentumes bestätigt, das ein Glied des römischen Reiches werden und bleiben soll. Vier Jahre später ordnet der Papst die Predigt des Kreuzes gegen die heidnischen Preußen an. In dem folgenden Jahre (1231) zieht eine Ordensabordnung — es war die dritte — von Venedig nach der Weichsel. Hermann Ball steht an ihrer Spitze. Er soll als „Meister von Preußen“ dereinst die Verwaltung der zu erobernden Gebiete übernehmen. Bei Neßau überschreitet die Schar — sieben Ordensbrüder und ein Trupp Pilger — die Weichsel. Unter einem hochragenden Eichbaum auf dem rechten Ufer läßt man sich nieder, in den Zweigen hält der Späher Turmwacht, darunter schaukeln die Brüder Ball und Graben: es sind die Anfänge der Stadt Thorn und des Ordens-



landes.<sup>\*)</sup> Dann gelingt es den Rittern, die Burg Kulm in ihre Gewalt zu bringen, die einst von eingedrungenen Preußen erbaut worden war. Von dem eigentlichen Preußenland war aber dieser eroberte südwestliche Teil des Kulmerlandes durch die kumpfigen Umländer an der oberen Drewenz und an der Ossa, sowie durch einen mächtigen Wald getrennt. Um in das „hinter dem Wald“ gelegene Pomesanien zu dringen, gab es für Meister Ball nur eine Straße: die Weichsel. So fährt denn eines Tages im Frühjahr 1233 eine kleine Flottille, bestehend aus Schiffen und Flößen, die Weichsel hinunter. Die Schiffe tragen den Meister, die Ritter und sicherlich eine Zahl hilfsbereiter Kreuzfahrer, während die Flöße aus Balken und sonstigem für die erste Anlage einer Burg nöthigem Holzwerk zusammengesetzt sind. Auf dem Werder Quidin oder Quidzin, einer zwischen der Weichsel und der „alten Rogat“ gelegenen Insel, sind sie gelandet. Wo der Ort zu suchen ist, kann nicht mehr festgestellt werden. Hier erbauen sie eine Burg und nennen diese Anlage nach der Patronin des Ordens Insel der heiligen Maria.

Sehr bald mußte man aber erkennen, daß die Wahl des Ortes für die Ansiedelung eine unglückliche gewesen war. Die geringe Erhebung, auf welcher die kleine Feste nun stand, bot auf keiner Seite eine natürliche Schutzwehr gegen feindliche Angriffe. Durch die Flüsse aber wurde die Besatzung bei Hochwasser — was ihr vielleicht sehr bald durch eine Überschwemmung warnend vor Augen getreten ist — von den beiden Ufern abgeschnitten. Glücklicherweise kam schon etwa zwei bis drei Monate nach ihrer Landung ein starker Zuzug aus Sachsen unter der Führung des Burggrafen Burchard von Magdeburg an. Kühn entschlossen bricht Hermann Ball nun den kleinen Bau wieder ab, verläßt die Insel, zieht ostwärts und auf der Höhe — da, wo auf der südlichen Anhöhe unserer Stadt in dem Namen „Altschlöbchen“ ein geschichtliches Denkmal an jene kühne Tat erhalten ist — wird der Neubau begonnen. In der Freude über die gelungene, durch keinen feindlichen Angriff gestörte Landung und dankersfüllt gegen die Schutzheilige des Ordens, haben Meister Ball und seine Ordensritter im Frühjahr der Ansiedelung — wie wir sahen — den Namen Insel oder Werder der heiligen Maria gegeben. Dieser Name hatte für sie daher eine so hohe Bedeutung, daß sie ihn auch auf

\*) Lamprecht, Deutsche Geschichte Bd. 3, S. 403. Nach einer alten christlichen Burg, die hier gestanden, die aber von den Heiden zerstört worden war, nannte man diese Anlage Thorn.

Lohmeyer, Gesch. v. Ost- u. Westpr. S. 62 ff.

die neue Burganlage übertragen, obwohl hier von einer Insel nicht die Rede sein konnte. Ein Pfleger Ludwig erhielt den Oberbefehl in der Burg und die Oberaufsicht über den Bezirk.<sup>\*)</sup>

Kunde von Ereignissen im ferneren Nordosten mußte indessen die Ansiedeler mit Besorgnis für ihr Werk erfüllen. Zum Glück nahen sehr bald christliche Scharen aus Schlesien, Polen und Pommern, die unter Führung ihrer Herzöge im Oktober bis an die Sirgute (Sorze) vordrangen und hier ein Preußenheer in die Flucht schlugen. Denn konnte der weitere Bau der Burg und zugleich die Anlegung der sich an die Feste anzulehnenden Stadt unter etwas gesicherteren Verhältnissen fortgesetzt werden. Vier Unternehmungen treten demnach in der Geschichte des Gründungsjahres 1233 hervor: im Frühjahr die Landung und der Bau einer Burg auf einer Insel, im Sommer das Aufgeben dieser Anlage und die Übersiedelung auf die Höhe, im Herbst der Feldzug der oben genannten Herzöge und dann die Anlegung der Stadt. „So entstand in der zu Pomesanien gehörigen Landschaft Neisen (oder Niesen) das heutige Marienwerder.“<sup>\*\*)</sup>

## 2. Das alte Schloß.

Die erste Anlage dieses Schlosses bestand aus einem Blockbau, der mit Wall und Gräben umgeben war. Während des ersten Aufstandes der unterworfenen Preußen (1242—49) ist der Bau zerstört, aber bald wieder aufgebaut worden. Die Verwaltung der Burg Marienwerder und des Landes stand bis 1254 unter Ordensrittern als Beamte des Landmeisters. In diesem Jahre fand die Teilung des eroberten Preußens in drei Bistümer statt. In Pomesanien wählte sich Bischoff Ernst den südlichsten Teil mit den Städten Marienwerder und Niesenburg, „weil dieser Teil, der von der Weichsel bis zum Geserichsee reichte, den Angriffen der Heiden am Wenigsten ausgesetzt wäre.“<sup>\*\*\*)</sup> Freilich ganz außer Gefahr war das Bistum noch nicht. Der Unsicherheit und der geringen Einkünfte wegen pflegten sich die ersten beiden Bischöfe daher meistens außerhalb ihres Landes aufzuhalten, indem sie die bisherigen Beamten für die Verwaltung in ihrem Namen vom Orden übernahmen. Unter dem Verwalter Ritter Dietrich

\*) Es war das zweite Pflegeramt, welches der Orden in Preußen errichtete; das erste hatte seinen Sitz in Kulm, in Thorn residirte noch der Landmeister. Zoepfen S. 5.

\*\*) Zoepfen S. 5. Lohmeyer S. 66.

\*\*\*) Lohmeyer S. 88.

von Stange scheint der Umbau des alten Schlosses in einem mächtigen Steinbau begonnen zu sein. Als der Bau vollendet war, blieb aber die Krönung des Werkes aus der Einzug des Bischofs zu dauerndem Sitz. Dem Bischof Albert gefiel nämlich die Lage von Riesenburg am Wald und See so sehr, daß wir ihn seit 1276 mit dem Plan und Baubeginn eines herrlichen großartigen Schlosses beschäftigt sehen. Unter seinen nächsten Nachfolgern ist dieser Bau vollendet und zum Hauptsitz des Bischofs von Bomesanien erkoren worden. Die Folge war, daß das alte Schloß in Marienwerder nunmehr vernachlässigt wurde, und im Laufe der Jahrhunderte, obwohl es sich bei Belagerungen als ein feindlichen Angriffen gegenüber widerstandsfähiges Verteidigungswerk erwiesen hatte, derartig in Verfall geriet, daß man im 16. Jahrhundert seine allmähliche Niederlegung beschloß. So erhält 1534 Paulus Speratus vom Herzog Albrecht die Erlaubnis, als Entschädigung für seine Aufwendungen zum Ausbau des Domschlosses zum Wiederaufbau seines durch das Feuer zerstörten Malzhauses — welches ihm die Stadt geschenkt hatte — vom alten Schloßchen 100000 Ziegel zu brauchen. Das Jahr darauf bewilligte der Herzog auch der Stadt Ziegel und Dachsteine dort zu entnehmen, um die bei dem großen Brande zerstörten städtischen Gebäude wieder herzustellen. 1586 geben die herzoglichen Haushaltungsvisitatoren den Vätern der Stadt den Bescheid: „weil sie zu Aufwuchs und Wohlfahrt der lieben Jugend eine neue Schule zu erbauen in Willen und dazu um das alte Mauerwerk auf dem kleinen Berge vor der Stadt, darauf vor Zeiten ein Schloßlein gestanden, gebeten, mögen sie solche verfallenen Gründe aufräumen und die vorhandenen noch übrigen Mauersteine zu dem Schulbau gebrauchen.“ Kaspar Stein, ein vielgereister Königsberger, der 1625 die Merkwürdigkeiten Breußens beschrieb, spricht auch von dem Berge mit den Trümmern der alten Burg der Kreuzritter. „Da sind Gewölbe, Höhlen und Gänge unter der Erde“, setzte er hinzu, „deren Ausgänge, wie man mir erzählt hat, wegen der dort häufig erscheinenden Gespenster nicht erforscht werden können.“ In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts endlich hat man noch drei mächtige Strebepfeiler abgetragen und gewaltige Massen von Steinen ausgegraben. Nach der Bloßlegung der Fundamente und Entdeckung der Gräben war es dann möglich, sich ein sicheres Bild von der Lage und Größe des Schlosses zu machen, welches ein Quadrat von etwa 35 m Seitenlänge gebildet hat. Welchen gewaltigen Eindruck müssen die mächtigen Bauten auf den beiden Anhöhen, südlich und nördlich der Schlucht, in welcher wir jetzt auf der Wallstraße von der Niederung hinauf steigen, auf den von



der Weichsel her sich unserer Stadt nähernden fremden Wanderer gemacht haben: das alte Schloß und

### 3. Das Domherrenschloß mit der Domkirche.

Nachdem der zweite, der große Aufstand der heidnischen Preußen niedergeschlagen war, und somit auch für Pomesanien die Gefahr feindlicher Einfälle als beseitigt betrachtet werden konnte, unterzeichnete der schon genannte Bischof Albert 1285 in Ulm eine Urkunde, durch welche für sein pomesanisches Bistum ein eigenes Domkapitel begründet wurde. Als Sitz des Kapitels wird in dieser Urkunde Marienwerder bestimmt. Die Domherrn sollen jederzeit der Regel des Deutschen Ordens angehören. Bei Einsetzung neuer Domherrn muß die Genehmigung des Hochmeisters eingeholt werden. Ihre Zahl wird vorläufig auf sechs festgesetzt; sie ist später auf 12 gestiegen. Noch in demselben Jahr kehrt der Bischof endgültig zurück, um die Verwaltung seines Bistums selbst zu übernehmen. In der Pfarrkirche\*) in Marienwerder, die nun zugleich zur Domkirche erhoben wird, bestätigt er dann in einer feierlichen Versammlung die Stiftung des Kapitels.

Nun galt es, für das Kapitel ein würdiges Haus und statt der unansehnlichen Pfarrkirche eine würdige Kathedrale zu errichten. Indessen ist sicherlich das 14. Jahrhundert herangelommen, bis man sich im Besitz der nötigen Mittel fand, um an die Ausführung so weitgehender Pläne und zunächst wenigstens an den Beginn des Schloßbaues denken zu können. Etwa zwei Jahrzehnte später hat man dann auch den Dombau in Angriff genommen. Die Vollendung des ganzen großartigen gotischen Bauwerkes setzt man in das erste Jahrzehnt der Hochmeisterschaft Winrichs von Kniprode — etwa um das Jahr 1360\*\*) — also in den Beginn der Blütezeit des Ordensstaates, in welcher ja auch die Baukunst in Preußen zu hoher Blüte gelangt ist.

Das Schloß bestand aus dem Haupthause oder, wie es vielfach genannt wird, Kapitelhause und dem Vorschloß\*\*\*). Dieses letztere bildete ein Rechteck von ziemlich bedeutender Größe. Es umfaßte nördlich vom Dom und Schloß den ganzen Raum von dem Marienburger Tore (an der Ecke der Marienburger-Straße

\*) Die Pfarrkirche stand nach Zoepfen S. 160 in dem heutigen Garten des Regierungs-Präsidenten neben dem Platz, auf welchem jetzt das Regierungsgebäude steht, nach Heise XI 75 auf dem Platze, den jetzt das Schiff des Domes einnimmt.

\*\*) Heise XI S. 57 u. S. 76.

\*\*\*) Heise 42 ff.

und des Getreidemarktes) bis zum Talrand, wo man noch heute oben von seiner mächtigen Futtermauer in die Danziger Straße hinabblickt. In Ansehung der Wirtschaftsgebäude — Getreidespeicher, Gesindehäuser, Ställe usw. — welche das Borschloß enthielt, ist es zunächst als Wirtschaftshof zu betrachten. Schon die frühe Erwähnung des Karwanherr d. h. des Herrn des Karwan- oder Zeughauses\*), welches hier stand, deutet aber darauf hin, daß das Borschloß einen Teil der ganzen Wehrburg ausmachte. Und in der That, es war für das Domschloß mit dem Dom, sowie für die ganze Stadt als ein auf dieser Seite vorgeschobenes Bollwerk von nicht geringer Bedeutung. Der Eingang zum Borschloß befand sich an der dasselbe im Norden begrenzenden Parowe (an dem Schloßberg) und zwar ziemlich an derselben Stelle, an welcher man heute zwischen den beiden Gestütsgebäuden nach dem Regierungspalay geht. Überschreitet man diesen Platz des einstigen Wirtschaftshofes, so gelangt man da, wo jetzt der Saalanbau im Garten des Regierungspräsidenten steht, an eine Brücke. In gleichlaufender Richtung mit dem Gang, der den Brunnenturm (den sogenannten kleinen Danziger) mit dem Haupthause verbindet, führt diese Brücke über einen ziemlich breiten, tiefen Graben auf den Eingang zum Kapitelschloß zu\*\*). Östlich von der Brücke erstreckt sich der Graben bis an die Stadtmauer (an der Marienburger Straße), westlich mündet er in eine Senkung, in welcher der kleine Danziger steht. Der Südrand des Grabens ist von der Brücke bezw. von dem Eingang des Hauptschlusses nach Osten hinauf mit einer Mauer eingefast. Den Raum zwischen dieser Mauer und Schloß und Dom nimmt eine Terrasse, der Parcham oder Wehrgang ein. Schritt man von der Brücke dem mit einer schönen Spitzbogenblende (der Fallgatterbahn) geschmückten Portal zu, dann hatte man zur Rechten die Zelle des Pförtners, der durch ein kleines, schräg durch die Mauer geführtes Guckloch den Raum vor dem Tore und die Zugänge von der Brücke und dem Parcham beobachten konnte, links führte eine Treppe aus dem zweiten Untergeschoße\*\*\*) in das Hauptgeschoß und wohl auch in die beiden Obergeschoße und in dem Wehrgang empor; durch

\*) Karwan = altes Ordenszeughaus. E. Steinbrecht. Schloß Marienburg in Preußen S. 17.

\*\*\*) 1878 fand man bei Gelegenheit des oben erwähnten Anbaues an das Haus des Regierungspräsidenten Reste von Brückenpfeilern. S. Zeitschrift des historischen Vereins für den Regierungsbezirk Marienwerder Heft 4, „Über die Auffindung einiger alter Brückenpfeiler am Domschlosse zu Marienwerder“ vom Bauinspektor Hacker.

\*\*\*) Unter dem ersten Geschoß ist das Kellergeschoß zu verstehen.

die mit einer flachen, schwachspitzigen Tonne überdeckte Durchfahrt gelangte man dagegen in den viereckigen Schloßhof, den vier in verschiedener Tiefe angeordnete Flügel einschlossen. Auf drei Seiten, im Norden, Westen und Süden, war dieser Hof mit einem zweigeschossigen Hallengang umgeben, welcher den Zugang zu den einzelnen Räumen des Erd- und Hauptgeschosses vermittelte\*).

Das Domkapitel hatte, wie wir sahen, die Regel des Deutschen Ordens angenommen. Diese verpflichtete daher die Domherren zu gemeinsamem Leben. Daraus folgte, daß für den Bauplan eines solchen Kapitelsaales vor allem auf einen Kapitelsaal, einen Speisesaal (refectorium) und einen Schlaßsaal (dormitorium), dann aber auch auf einen Krankensaal (infirmaria) Bedacht genommen werden mußte. Wie diese Säle nun auf die Flügel unseres Schlosses verteilt gewesen sind, läßt sich mit voller Sicherheit nicht mehr feststellen. Da aber der Südflügel eine nicht unerheblichere Breite als die übrigen ziemlich gleichen Flügel hatte, so ist wohl anzunehmen, daß in dem Hauptgeschoß dieses Flügels der Kapitelsaal und der Sommerspeisesaal lagen. Der Winterspeisesaal wird dann in dem gegenüberliegenden Nordflügel zu suchen sein, und zwar in der Nähe der Küche, die sich wahrscheinlich des nahen Brunnens (im Brunnenturm) wegen im Erdgeschoß in der Ecke des Nord- und Westflügels befand. Das Hauptgeschoß des Ostflügels enthielt wohl den Krankensaal, während die Domherren, wie man annimmt, zu dem in Kammern und Zellen getheilten Schlaßraum\*\*)) in das Obergeschoß des Ost- und des Südflügels steigen mußten. Das Hauptgeschoß des Westflügels soll ursprünglich ein einziger großer Saal gewesen sein. Über den Zweck dieses Saales fehlen die Nachrichten. In diesen Raum mündet von Norden der schon mehrfach genannte, mit dem Brunnenturm verbundene Gang.\*\*\*)) Auf der Westseite fährt von diesem Saal in der Höhe des Hauptgeschosses ein zweiter (55,0 m langer) Gang, der ehemals eine 4,75 m breite Wandelbahn bildete und von fünf Spitzbogen auf mächtigen Pfeilern getragen wird, zu dem Turm. Dieser Turm, der eigentliche Danst, enthält in gleicher Höhe mit dem Gange ein Gemach und über demselben einen zweiten Raum, der durch eine Treppe in der Dicke der nördlichen Turmmauer ersteigbar ist. Bis zu der Höhe des

\*) Die Gewölbe des Schlosses sind nach Heise XI 45 ff. Kreuzgewölbe gewesen.

†\*) Nach dem Statut aus der Zeit um 1400 bestand das Dormitorium aus Kammern und Zellen. Heise XI 54.

†\*\*) Mit Unrecht hat man später diesen Brunnenturm auch den Namen Danziger, nämlich „der kleine Danziger“ gegeben.



Ganges ist der Turm hohl; an seinem Fuß befinden sich auf der Nord- und Südseite zwei gleichhohe spitzbogige Öffnungen, durch welche ein Wasserlauf floß, der sicherlich mit der Liebe in Verbindung gestanden hat. \*) Wie die Dancker der Ordens-Schlösser überhaupt, war auch unser großer Danziger eine Kloate. „Die Dancker bedeuten die Kloaten der Ordens-Schlösser, bemerkenswerte Anlagen sanitärer Bedeutung.“ \*\*)

Der Schloßbau, ein Ziegelrohbau auf einem Unterbau aus großen Granitsteinen, muß mit dem Danziger, den beiden Ecktürmen an der Außenseite des Nordflügels, einem ähnlichen Eckturm auf der äußeren Südwestseite des Südflügels und dem kolossalen Wartturm \*\*\*) an dem östlichen Giebel des Flügels, — als das Ganze, einfach und doch wirkungsvoll gegliedert, noch unverfehrt dastand, nicht nur einen großartigen, sondern auch einen schönen Anblick gewährt haben.

Eine andere Verbindung mit der Außenwelt als über den Wirtschaftshof und durch dessen Tor scheint nicht im Plan gelegen zu haben. Von dem Südflügel war ein Ausgang nach der Stadt nicht vorhanden. Dagegen ist im Laufe der Bauzeit zur Bequemlichkeit des Domherrn eine Thür †) von dem Erdgeschoß des Ostflügels hergestellt worden nach dem Dom. In einer Urkunde von 1343, durch welche der Bischof Berthold zum Weiterbau und zur Vollendung des Domes eine bedeutende Schenkung macht, wird gesagt, diese Kirche sei der Jungfrau Maria und dem Evangelisten Johannes geweiht. Nur von der Marienkirche in Danzig und von der Klosterkirche in Oliva hinsichtlich der Größenverhältnisse übertroffen, gehört sie zu den bedeutendsten kirchlichen Bauten des Ordenslandes. Sie besteht aus einem östlich gelegenen achteckigen Altarhause, aus einem dreischiffigen Langhause und einem auf der Südseite der Kirche in dem Winkel zwischen Domkirche und Domschloß sich erhebenden Glockenturm. Das Langhaus wird durch fünf achteckige Pfeiler auf jeder Seite des die beiden Seitenschiffe stark überragenden Mittelschiffes geteilt. Die westliche Giebelwand der Kirche, welche zugleich die östliche Außenwand des Schlosses bildet,

\*) Wahrscheinlich war er der frühere Lauf der Liebe

\*\*\*) Steinbrecht. Schloß Marienburg S. 17. Vgl. Heise XI S. 53. Piper Burgkunde S. 505.

\*\*\*) Der Wartturm ist erst später zum Glockenturm ausgebaut worden.

†) Die Thür ist im Anfange des 19. Jahrhunderts zugemauert worden.

steht schief zur Kirchenachse.\*) Die Gewölbe des Mittelschiffes werden durch fünf sechsteilige Sterngewölbe und durch ein halbes Gewölbe im westlichen Joche gebildet, während wir in den Seitenschiffen zu dreiteiligen Rippengewölben und in ihren beiden westlichen Jochen zu einfachen Kreuzgewölben hinausblicken.

In der Nähe des Altarhauses befindet sich in dem nördlichen Seitenschiff der Eingang zu einem Anbau, zu der Groebenschen Kapelle. Otto Friedrich von der Groeben, Erbherr des Majorats Neudörfchen, berühmt durch seine Reise nach dem Orient, sowie durch die Anlegung der kleinen Brandenburgischen Feste „der Großen Friedrichsburg“ an der Küste von Gumea, hatte (1703) von Friedrich I. die Ermächtigung zur Errichtung dieses Anbaues erhalten, um hier einst seine letzte Ruhestätte zu finden. Der gothische Bogen über dem Portal ist nach den Entwürfen von Stüler in Zementguß hergestellt. Die Füllungen der Tür sind von krenziertem Zinkguß mit Reliefdarstellungen und Verzierungen nach den unter Rauchs Leitung ausgeführten Entwürfen des von hier stammenden Bildhauers Medem. Die obere Füllung links stellt den Kampf Otto Friedrichs mit den Sarazenen dar, rechts die Huldigung in Afrika durch die schwarzen Bewohner; die linke und rechte untere Füllung enthalten die Worte *disce vivere — ut scias mori*. Über der Tür ist das Groebensche Wappen. Tritt man in die im Kolostil errichtete Kapelle, so sieht man an der Wand rechts die überlebensgroß aus Gyps gearbeitete Figur eines Mohren, der in der rechten Hand eine Pergamentrolle mit einer auf die Festung Gr. Friedrichsburg deutende lateinische Inschrift hält und mit der linken Hand sich auf einen Bogen stützt, daneben den Mond mit den Worten: *Honora luentem*. Gegenüber befindet sich ein gleiches Bild einer jugendlichen Mohrin mit der Sonnenscheibe, darüber die Worte: *Adora ardentem*. Der gedämpfte Lichteinfall durch 2 gemalte Glasfenster — die Kreuzabnahme und Auferstehung Christi darstellend — gibt dem der Tür gegenüber aufgestellten Denkmal die angemessene Beleuchtung. Das Denkmal enthält die ruhende Gestalt Otto Friedrichs in voller Ritterrüstung und geschmückt mit dem Orden *pour la-générosité*, auf beiden Seiten knien seine erste und zweite Gemahlin, unten befindet sich

\*) Das Altarhaus hat eine Länge von 21,95 m und ist 10,35 m breit. Die Länge des Langhauses beträgt im nördlichen Seitenschiffe 63,60 m, im südlichen (der Schiefe der Giebelwand wegen) 62,15 m. Das Mittelschiff hat eine Breite von 8,81 m, während jedes der Seitenschiffe 5,44 m breit ist. Das Gewölbe des Mittelschiffes erhebt sich 21,80 m über den Fußboden der Kirche, diejenigen der Seitenschiffe 14,55 m.

die dritte Gemahlin in ruhender Stellung. Über der Gestalt des Generals befindet sich ein Relief in Stein gehauen, eine Feldschlacht, eine Seeschlacht und den Tempel von Jerusalem darstellend. An der Decke befinden sich 12 ovale auf Kupfer gemalte Bilder, welche den Stifter der Kapelle nebst dessen Eltern, sowie seine drei Frauen und deren Eltern darstellen. In der Mitte der Decke schwebt eine Fama\*).

Der Griebenschen Kapelle gegenüber steht im Südschiff das Denkmal der in den Befreiungskriegen und in dem französischen Kriege (1870/71) Gefallenen.

In Bezug auf den Bildersfries, der sich unter den Fenstern der beiden Seitenschiffe hinzieht, hat man die Vermutung ausgesprochen, der große Bildercyclus, welcher 1343 im Kreuzgang des Klosters Emaus zu Prag ausgeführt worden ist, habe zur Ausführung dieser Wandmalereien die Anregung gegeben und ihnen zum Vorbild gedient. Sie wurden 1862 unter der Tünche entdeckt und dann, soweit es noch möglich war, wiederhergestellt. Wir betrachten zunächst den Fries im Südlügel, beginnend mit dem 5. Fenster gleich zur Rechten des Haupteinganges. Der Raum zwischen Fenster 5 und 6 ist in vier quadratische Teile geteilt. Oben links ist die Kreuzigung, unten links die Kreuzabnahme, oben rechts die Grablegung, unten rechts die Auferstehung dargestellt. Unter dem Bilde ist eine Freskoschrift über die Errichtung des Altars des Heilandes und über den Ablass. Unter Fenster 6 sieht man oben Christi Höllenfahrt (der Höllenrachen als Walfischrachen dargestellt) und darunter die Auferstehung und eine Versammlung der Heiligen. Zwischen Fenster 6 und 7 ist der Tempel und in ihm die Verkündigung Mariä in großen Mäßen ausgeführt. Darüber hat der Maler die Kreuzigung Christi bloß angedeutet. Unter Fenster 7 sehen wir oben die Anbetung der Engel im Himmel, unten die Anbetung der heiligen drei Könige. Dann folgen zwischen 7 und 8 die Kolossalbilder der Heiligen Maria Magdalena und Katharina. Zwischen 8 und 9 ist der Bilderraum in 4 Abteilungen geteilt, in welchem die Heiligen Blasius, Georgius (mit Spieß und Lindwurm) Dorothea\*\* (mit der Blume mit drei Sternen), Ursula (mit dem zahlreichen Mädchenfolge an ihrer

\*) Otto Friedrich wurde 1657 in Pratten im Ermland geboren, wo sein Vater Georg Heinrich v. d. Groeben, kurbrandenburgischer General, gerade im Quartier lag. Unter der Kapelle ruhen neben ihm seine drei Gemahlinen. Anna v. Schlieben-Sanditten, Maria Helene Reichsgräfin zu Waldburg-Truchseß und Luise Juliane v. Kanitz.

\*\*\*) Eine ältere Heilige, nicht die Klausnerin Dorothea des Domes.



Schleppe)\*). Zwischen Fenster 9 und 10 befindet sich eine Bildertafel, welche durch zwei wagerechte Linien in einen größeren, mittleren und zwei schmälere Räume oben und unten geteilt wird. Im Mittelraum befinden sich fünf ganze Figuren, unter ihnen Petrus (mit dem Schlüssel), Paulus (mit dem Schwert), Andreas (mit dem nach ihm benannten Kreuz), in den oberen und unteren Räumen dagegen Brustbilder, und zwar in den vier Ecken die Evangelisten. Die Bildertafel hinter den 10 Fenstern zeigt 4 große Figuren, anscheinend den Papst mit dreifacher Krone, einen Cardinal, einen König und eine Königin. Von den Wandmalereien der Nordseite verdienen zwei in der Nähe der Orgelempore sich befindende Bilder besondere Beachtung\*\*): zuerst das unter jener Empore, welches das Jüngste Gericht darstellt, Christus auf dem Throne sitzend und unten neben ihm die Engel des Gerichts. Zwischen Fenster 1 und 2 drei heilige Frauen. Das Bild zwischen Fenster 2 und 3: der Tod der Jungfrau Maria ist das beste des ganzen Frieses hinsichtlich des Entwurfs und der Ausführung. Die Tote in ihrem Bette bildet den Mittelpunkt, rings um sie wohl 11 Apostel, 13 andere Personen und 12 Engel; über dieser Hauptgruppe nimmt Christus, von den Himmlischen Heerschaaren umgeben, die Seele seiner Mutter (als kleines Kind gebildet) in Empfang. Zwischen Fenster 3 und 4 zeigt die Bildertafel die Heilige Cosmus und Damianus, die Heilkünstler, mit Salbenbüchsen, neben ihnen, durch eine senkrechte Linie getrennt, den heiligen Nicolaus mit einem Bischofsstabe und den heiligen Christophorus mit dem Christus-Kinde. Die Bildertafel zwischen dem 4. und 5. Fenster ist durch zwei Linien geteilt. In der mittleren Abtheilung steht Christus (das Blut fließt aus einer Brustwunde), rechts die heilige Anna, die Mutter der Maria mit zwei Kindern (Maria und Jesus) auf den Armen; links die heilige Margareta mit dem Kreuzifix in der Rechten und dem Drachen auf dem linken Arm. Die Frescoinschrift darunter besagt, daß der zugehörige Altar dem heiligen Leichnam, der heiligen Anna und der heiligen Margareta gewidmet und mit 40tägigem Ablass ausgestattet war. Das Feld zwischen dem 5. und 6. Fenster ist durch eine senkrechte Linie in zwei ungleiche Teile geteilt. In dem größeren ist die Marter einer Heiligen (Wilgesfortis?) dargestellt. Sie ist gekreuzigt, am Fuße des Kreuzes ein Spiel-

\*) Erinnert an die Legende von d. 10000 Jungfrauen, die mit Ursula von den Hunnen getödet wurden.

\*\*\*) Das Jüngste Gericht und den Tod der Maria hat der Maler Fischbach wiederhergestellt, leider wurde dieser Künstler an der weiteren Tätigkeit am Bildersries durch Krankheit verhindert.

mann, dem die Tote den zweiten Pantoffel zuwirft, und eine Königin, welche die Heilige verehrt.\*) Darüber steht in alter Schrift: „Das cruceze von Luca.“ In dem kleineren Abschnitt ist der Evangelist Johannes mit Kessel und Schlange, womit wohl an den Spruch: „Und so sie etwas Tödtliches trinken, wird es ihnen nicht schaden“ gedacht ist. — Unter dem Fenster 6 über der Thür auf dem üblichen Teppichgrunde ist Christus von 7 Engeln umgeben, womit die Himmelfahrt Christi dargestellt sein soll. Der Pfeiler zwischen 6 und 7 ist durch eine senkrechte und eine wagerechte Linie in 4 quadratische Felder geteilt: Unten links ist die Marter des Evangelisten Johannes dargestellt. Johannes befindet sich in dem Kessel siedenden Ols; von drei Marterknechten facht einer das Feuer unter dem Kessel an, einer beträufelt ihn mit Öl, einer geißelt ihn, ein Kaiser weidet sich an dem Anblick. Unten rechts sieht man die Auferweckung des Jünglings zu Nain; der Jüngling auf einer Bahre, neben ihm stehen die Mutter und zwei andere Personen, Christus kommt. Die beiden Darstellungen oben links und rechts mit Christus im Mittelpunkt sind nicht zu deuten. Die folgende Tafel zwischen Fenster 7 und 8 ist ebenfalls geteilt; oben die fünf klugen Jungfrauen mit Kronen und brennenden Lampen, unten fünf törichte Jungfrauen mit abfallenden Kronen und erloschenen Lampen. Zwischen Fenster 8 und 9 sieht man Christophorus mit dem Christuskinde, auf einen baumähnlichen Stab gestützt, in das Wasser schreiten, auf dem ein Schiff gerudert wird, dahinter eine Heiligenfigur, in der schmälern Abteilung links ein Bischof. Das große letzte Bild enthält die Versuchung Christi; Christus in der Mitte, links zwei Engel, rechts der fliehende Teufel.

Die Kreisscheiben auf dem Bildersims sind Weihkrenze. Älter als die Bilder, sind sie Zeichen der Weihen, welche die Altäre

\*) Loepfen S. 241 bezieht das Bild auf die Legende von der heiligen Wilgesfortis (virgo fortis) oder von der „Kümmernis“; die Königin überzeugt sich von der Unschuld des Spielmanns und der Heiligkeit der Märtyrin, die also beide eines sündhaften Umganges beschuldigt gewesen waren. Vielleicht ist aber nur an jenen Spielmann gedacht, der durch sein Spiel die Leiden einer Märtyrin mildert und zum Lohn den Pantoffel erhält, der in Gold verwandelt wird. — Heise XI 80 bezieht die Überschrift „Das cruceze von Luca“ auf den sogenannten volto santo in Luca, ein angeblich von Nicodemus geschnitztes Kruzifix mit langem Roste und Pantoffel, von denen der rechte abnehmbar ist.

erhielten, die einst unter ihnen gestanden haben. Auf diese Altäre und ihre Weihens beziehen sich auch einige Inschriften an dem Fries.

Die Reliefs an der Kanzel, eine Darstellung der Mission und des Märtyrertodes Adalberts von Prag, sind von dem schon erwähnten Bildhauer Medem, während die Kanzel selbst und der Altar nach Stüler'schen Entwürfen aus Stuck ausgeführt sind. Das Altarbild, die Auferstehung Christi darstellend, hat Blochhorst gemalt\*). Die über dem Altar in besonders würdiger Nähe hervortretenden Gestalten der Evangelisten, der Apostel Paulus und Petrus und des Johannes und der Maria zunächst dem alles überragenden Cruzifix sind ebenfalls eine Arbeit Medems. Über dem Lettner (der Scheidewand) öffnet sich der obere Raum des Altarhauses, die Hochkirche, der hohe Chor unter einem Triumphbogen (Spitzbogen) in das Mittelschiff des Langhauses, während die Eingänge an beiden Seiten des Lettners in die Krypta (Gruskirche) führen, die einst zur Begräbnisstätte der Bischöfe bestimmt war. Die Krypta ist zweischiffig; vier kurze achteckige Granitpfeiler tragen das spitzbogige Kreuzgewölbe\*\*). Aus der Vorhalle, in welche man aus dem Langhause tritt, führen zwei Türen nach Osten in die beiden Sakristeien. Eine in der südwestlichen Ecke der Halle gelegene Kammer ist vielleicht die Klausur der „heiligen“ Dorothea gewesen. (Siehe Anhang).

Steigen wir nun aus einem Seitenschiff des Langhauses in einem der beiden nordwärts und südwärts der Krypta gelegenen Treppenhäuser zur Hochkirche, einst auch Kirche der Maria genannt, empor, so treten wir in einen ungemein anziehenden Raum. Prachtige sechssteilige Sternengewölbe, deren Rosetten gerade über den vier Pfeilern der Krypta stehen, überspannen ihn. Zur besonderen Zierde gereicht der Emporkirche das Fenster in der Ostwand mit den Glasmalereien, welche oben die Taufe Christi im Jordan und unten links die Geburt des Heilandes in Betlehem, rechts die Anbetung des Kindes durch die Hirten darstellen. Unter dem Fenster sehen wir eine absidenartige gemalte Nische mit drei Rund-

\*) Die Kosten dieses wertvollen Gemäldes sind durch einen Staatszuschuß und durch eine beträchtliche Spende des damaligen Superintendenten Konsistorialrats Liedle bestritten worden.

\*\*) „Das wichtigste Ergebnis der Bauuntersuchung und für die Baugeschichte des Domes von ganz besonderer Bedeutung, ist die Feststellung der bisher nicht erkannten Tatsache, daß die sämtlichen Fenster der Unterkirche nicht ursprünglich, sondern nachträglich angelegt sind.“ Heise XI 72. Schon der Hinblick auf einen etwaigen feindlichen Sturmangriff verbot die Anlegung von Fenstern in der Unterkirche.



bogenfenster. In der Nische ist die Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde, zu ihrer Rechten der Evangelist Johannes mit dem Kelch in der Linken, seine Rechte streckt er dem Bischof Ernst entgegen. An diesen ersten Bischof reihen sich wieder auf der Nordseite die übrigen Bischöfe Pomesaniens bis zu Johannes IV. (gest. 1501) Auf der anderen Seite zur Linken der Jungfrau Maria schließen sich drei Hochmeister des Deutschen Ordens an: Werner von Orseln, Ludolf König und Heinrich von Planen; nur die beiden ersten haben in unserem Dom ihre Ruhestätte gefunden. Man nimmt an, daß dieser Bilderfries zu Anfang des 16. Jahrhunderts unter dem Bischof Hiob von Dobeneck, dem Nachfolger Johannes IV., hergestellt worden ist.

An diesen Bischof erinnert auch der aus Eichenholz künstlich geschnitzte Bischofsstuhl. Das Wappen des Bischofs\*) Hiob von Dobeneck befindet sich auf der Vorderseite des Lesepultes, darunter ein zierlich eingelegter Fries; seitlich ist das Lesepult durch Figuren mit Spruchband verziert, die beiden Türen tragen eine zierlich geschnitzte Verzierung; der eigentliche Stuhl besitzt auf den Seiten reichverzweigtes Astwerk mit durchbrochenem Gitter und je einer Bischofsfigur, von denen die linke das Musterbild einer Kirche, die rechte drei Äugeln (oder Brote?) in der linken Hand trägt. Rückwand und Baldachin sind ebenfalls zierlich verziert. Der gegenüberstehende farbige und reich vergoldete Altar zeigt den Charakter der Spätrenaissance. Die „Predella“ enthält eine geschnitzte Darstellung des heiligen Abendmahls. Darüber befindet sich eine Darstellung der Kreuzigung zwischen den Figuren von Maria und Johannes. Auf mächtigen mit Engelsköpfen geschmückten Konsolen erheben sich zu beiden Seiten des Bildes zwei mit Weinlaub umzogene korinthische Säulen, die zur geschlossenen Umrahmung des Bildes einen durchschnittenen Bogengiebel tragen. Über dem Bilde ist der Name „Jehova“ zwischen zwei Engeln angebracht. In dem geschnitzten Rankenwerke befinden sich auf der linken Seite das Wappen der Grafen von der Gröben und die Buchstaben G. H. v. d. G.\*\*)

Der Altar stammt aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts.

Von weit bedeutenderem Werte ist der neben jenem Altar stehende gothische Reliquienschrein, sowohl der künstlerischen Aus-

\*) Das Wappen des Bistums Pomesanien mit dem Bischofshut. Das Wappen des Pomesanischen Bistums ist der Johannisadler, im Schildeshaupt das Deutschordenskreuz.

\*\*\*) Georg Heinrich von der Gröben. R. v. Flaß; Geschichte Westpreussischer Güter. Zeitschrift des hist. Vereins für den Regb. Marienwerder. Heft 19, S. 55.

stattung als seines Alters wegen. Er stammt aus dem letzten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts und war vielleicht dazu bestimmt, die Reliquien der vom Volke als Heilige verehrten Dorothea aufzunehmen, die vom 2. Mai 1393 bis zu ihrem Tode am 25. Juni 1394 als Klausnerin in ihrer Zelle im Dom gelebt hat. Der Schrank ist ungefähr 2,30 m hoch, 1,10 m breit und 0,25 m tief. Er besteht — ebenso wie seine vier Türen auf beiden Breitseiten — aus starkem Eichenholz und ist, wie ebenfalls die Türen —, mit Eisenblech und darüber mit breiten Eisenbändern vernietet und dann mit grüner und roter Ölfarbe überstrichen. Die beiden innern Seitenflächen, sowie die Decke sind in Glanzsilber und mit darauf gepunztem Muster verziert. An der Decke befindet sich innen auf beiden Breitseiten in gothischem Stil gehaltenes vergoldetes Maßwerk. Der Schrank hat einst mitten im Raum frei nach allen Seiten gestanden. Wenn die Reliquien ausgestellt wurden, waren die Türen geöffnet. Der Schrank bildete dann gewissermaßen einen Flügelaltar. Das Innere des Schrankes, die Reliquien unter reich vergoldeten Wimpergbogen und die Malereien auf den vergoldeten Türen waren dann von zwei Seiten sichtbar, was sicherlich einen außerordentlichen Eindruck machen mußte. Jetzt steht der Schrank mit einer Breitseite an die Wand gelehnt, die Türen dieser Seite sind daher geschlossen. Auf diesen Türen befindet sich links oben das Leiden und Sterben des Herrn, angedeutet durch Gegenstände, die sich auf dasselbe beziehen. Fast in der Mitte des Bildes steht eine Säule, um die sich eine Schlange (ohne Kopf) windet (nach den Weissagungen: „Er wird der Schlange den Kopf zertreten“, und: „Wie Moses in der Wüste die Schlange erhöhte, so wird des Menschen Sohn erhöht werden.“) Daneben ist der ungenährte Kock, um welchen die Kriegsknechte das Loos warfen, ferner die Geißel, der Hof mit dem um ihn gelegten Schwamm und der Speer, mit welchem Christi Seite geöffnet wurde; Engelköpfe usw. Unter diesem Bilde schreitet Petrus, sein Kreuz tragend, in Rom — durch die Burg angedeutet — zum Kreuzestode, ein Engel stärkt ihn. Unten offenbart sich Christus dem ungläubigen Thomas, der die Hand in seine Seite legt. Das Bild rechts oben enthält das jüngste Gericht, das Mittelbild Christi Auferstehung, unter den das offene Grab Umstehenden die heilige Veronica (?), das untere Bild eine Heilige und einen Bischof (vielleicht Johannes II.) in Anbetung. Auf den vor uns aufgesperrten Türen sehen wir zur Linken oben Christus und Maria auf dem Throne, in der Mitte das heilige Abendmahl und unten wieder einen Heiligen und einen Bischof in Anbetung. Zur Rechten ist oben Maria-Beründigung, das Bild in der Mitte

stellt die Anbetung einer Hostie (oder einer Reliquie) durch knieende Ritter dar, während wir unten eine Madonna mit dem Jesuskinde sehen. In den kleinen Feldern neben dem Einblatgitter befinden sich auf den vier Türen je ein Adler mit Spruchband (ohne Inschrift) daneben ein Bischofsstab, das Wappen des pomesanischen Hochstifts.\*) War der Schrank geschlossen so dienten die beiden kleinen Öffnungen (über dem Verschluss), welche mit zierlichem schmiedeeisernem Maßwerk verziert sind, dazu die Reliquie trotzdem noch einigermaßen besichtigen zu können. An den Breitseiten befinden sich ganz unten Schlitze und Klappen zum Einwurf und zur Aufnahme von Liebesgaben. Das tiefe Anbringen derselben läßt wohl darauf schließen, daß der Schrein früher noch einen Unterbau gehabt hat. Die höchst gewissenhafte und künstlerische Wiederherstellung des wertvollen Reliquienschrines ist in der Zeit 1901—1902 von dem Maler Paul Klinka aus Gr. Lichtersfelde bei Berlin in seiner damaligen Kunstwerkstatt in Marienburg auf Staatskosten besorgt worden.

Auf dem hohen Chor standen einst die Stühle des Bischofs und der Domherrn. Ein einsamer Lauscher in dem finsternen weiten Raume des Langhauses mußte einst wunderbar ergriffen werden, wenn von der matt erleuchteten Hochkirche herab zu ihm die feierlichen Weisen der Domherren drangen, welche sich versammelt hatten zur Mette — „die man in der Kirche zu Marienwerder pflegte anzuheben in der Mitternacht.“\*\*) — Jetzt führt auf dem hohen Chor an den hohen Festen des Kirchenjahres der „Große Domchor“\*\*\*) Meisterwerke der Kirchenmusik aus, welche als liturgische Einlagen die feierliche Stimmung der unten in Andacht zuhörenden Gemeinde erhöhen.

Schließlich ist noch die schmale Tafel an der Wand neben dem Bischofsstuhl zu erwähnen. Sie enthält die Nachbildung einer

---

\*) Nur die kleineren Gegenstände sind manchmal der Bequemlichkeit halber auf den Goldgrund gemalt, die großen Teile der Malerei waren auf weißen Grund ausgeführt, der Goldrand um die Teile gelegt. Die Krone der Maria und die des Christus waren im ursprünglichen Zustand in erhabener Arbeit aus Metall. Paul Klinka: Zeitschrift „die Denkmalpflege Jahrgang X“, Nr. 1, S. 5.

\*\*) Johannes Marienwerder: Das Leben der seligen Dorothee usw. herausgegeben von Loeppe in d. *Scriptores rerum Prussicarum*.

\*\*\*) Der „Kleine Chor“ singt an den Sonntagen und zwar auf der Orgel-Empore.



Inskrift unter dem Mosaikbilde über der Eingangs-Borhalle: nach ihr ist jenes Kunstwerk 1380 vollendet worden.\*

Die Thür, welche wir beim Hinabsteigen auf dem Treppenabsatz (Bodest) bemerken, schließt den Eingang zu dem Treppenturm. In diesem Turm ist der Ausgang zu dem Bodenraum der Kirche. Zur Westseite des Langhauses gelangend, erblicken wir unter der Orgelempore zwei aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts stammende Beicht- und Predigerstühle. Ähnlich gleichzeitigen Mären sind sie farbig und teilweise vergoldet; jeder hat einen Lesepult, eine Eingangstür und einen von vier Figuren getragenen Baldachin. Oben auf dem Baldachin des Stuhles im Südschiff steht der gute Hirte; die Reliefs zeigen auf der Rückwand Christus in Gethsemane, auf den Seiten die bußfertige Sünderin, den Pharisäer und Zöllner, die Milklehr des verlorenen Sohns und Petrus nach der Verleugnung. Auf dem anderen Stuhl steht oben Christus im Leiden; die Reliefs stellen die Buße des Königs David, das Weib, das den verlorenen Groschen sucht, das blutflüssige Weib und die bußfertige Sünderin dar.

Die Glocke an der Wand unter der Orgelempore ist 1584 gegossen. Sie wird auf ministerielle Anordnung hier aufbewahrt, nachdem sie infolge eines Risses 3 Tage vor Weihnachten 1905 herabgenommen und durch eine neue ersetzt worden ist.

Die Thür vom südlichen Schiff in den Turm ist alt. Der Glockenturm enthält die Treppe zu der Orgelempore und den Ausgang zu der Glockenstube\*\*). Hierzu ist derselbe bei dem letzten Ausbau verändert worden und zugleich durch eine Thür in der östlichen Außenwand von außen zugänglich gemacht.

Von außen betrachtet stellt sich die Kirche in ihrer einheitlichen Ausbildung ungemein großartig dar. Stattliche Türme begrenzen die langen hohen Mauern, welche senkrecht von den stark hervortretenden, nahe bis an das Dach reichenden Strebepfeilern

\*) Diese Nachbildung ist ein Geschenk der Firma Puhl und Wagner in Niddorf, welche das teilweise schon sehr zerbrockelte Mosaikbild 1904 auf Staatskosten in schöner Weise wieder hergestellt hat. Die Inskrift selbst hat Strehlke einst unter großen Schwierigkeiten, da sie durch das Dach der Borhalle bedeckt und beschädigt war, entziffert. Danach lautet sie: „Johannes episcopus fecit (fi) er (i) hoc opus a (nno domini m) ccc 80. Die angehängte deutsche Chiffer, weil für die lateinische Chiffer LXXX kein Raum mehr war) Script. r. Pruss. V. S. 398. Töppen S. 212. Heise XI 69.

\*\*\*) Über d. Glocken siehe III 3. Nach Heise XI 59 enthielt der Hauptturm, der später zum Glockenturm ausgebaut worden ist, in seinem untersten Geschosse die Sakristei der Domherren.

und von hohen Fenstern durchschnitten werden. Der gewaltige Glockenturm steigt in vier sich wenig verjüngenden Stockwerken in großartigster Weise, von wenig Öffnungen durchbrochen, bis ungefähr 59 Meter Höhe empor und beherrscht die ganze Umgegend in weitem Umkreise.\*) Eigenartig sind die beiden Türme an dem Ostgiebel des Langhauses, nördlich und südlich vom Altarhaus. Auf einem viereckigen Unterbau erheben sie sich abgestuft schlanke werdend und achteckig. Von außen haben diese Treppentürme, in welchen die Aufgänge bis zu den Wehrgängen reichten, keine Eingänge — was auf die Zwecke der Verteidigung des Domes in Kriegszeiten hinweist — sondern nur aus dem Innern über die Absätze der Treppen, die zur Hochkirche führen. Die Turmkirche ist mit Gängen und umlaufenden Wehren besetzt, damit man auf dem Dache vor den Feinden sicher sein könnte\*\*) Von diesen Wehrgängen, die um Dom und Schloß liefen, zeugen noch die Wehrgangsluken, welche an dem Langhause ein Stockwerk tiefer als an der Hochkirche, aber ein Stockwerk höher als an dem Schlosse liegen. Das Schloß hatte äußere und innere Wehrgänge (nach dem Schloßhof). Beide waren durch vier Gänge in den vier Flügeln miteinander verbunden.

Einen besonderen Schmuck besitzt die Südseite des Langhauses in dem Mosaikbilde über dem Eingangsportale: Das Bild, welches an die kolossale Mosaikstatue der Jungfrau Maria mit dem Christuskinde in Marienburg erinnert, stellt die Mutter des Schutzpatrons der Kirche, des Evangelisten Johannes dar, ähnlich der Darstellung in dem Bilderfries der Nordseite im Innern der Kirche. Links kniet betend ein Bischof, rechts sieht man ein Tor, was auf die Stadt Rom hindentet, wo dieses Martyrium der Sage nach statt hatte. Die Vorhalle, ein späterer Anbau, hat bei dem letzten Ausbau der Kirche das flache Dach und die Bekrönung erhalten, letztere nach einem vom Dome zu Magdeburg entnommenen Muster.

Schließlich ist noch auf der Nordseite die Außenseite der Gröbenschen Kapelle zu erwähnen. Der Erzpriester Werner beschreibt sie in folgender Weise: „In der auswendigen Wand ist erstlich ein Basrelief in Stein gehauen, den Tempel zu Jerusalem abbildend, dann sieht man des Herrn Generalen Brustbildnis in Pilgrimmshabit, gleichfalls von Stein und in die Mauer gemauert,

\*) Bergau S. 22. Nach Heise S. 72 war der Turm ursprünglich Hauptturm (zur Verteidigung) des Schlosses. Lange nach Vollendung des Domes wurde er in etwa vier Bauzeiten zum Glockenturm ausgebaut.

\*) Hartknoch. Alt- und Neues Preußen S. 377.

worunter diese Worte zu lesen: Wenig und böse ist die Zeit meiner Wallfahrt.“ Gen. XLVII. 9.

4.

Ein kurzer Überblick über

**die Geschichte des Domes und des Domschlosses**

möge mit dem 20. November 1330 beginnen. An diesem Tage bewegt sich ein Leichenzug unter feierlicher Begleitung der obersten Gebietiger von Marienburg, Elbing und Christburg durch das Vorschloß zur Kirche. Hier erwarten die Bischöfe von Pomesanien und Kulm die Leiche des in Marienburg von Johann von Endorf ermordeten Hochmeisters Werner von Orseln. „Ein Trauer-gottesdienst, wie er dem Fürsten gebührt, wird gehalten“. „Dann wird der Leichnam in der Domkirche“, d. h. in der damals wohl schon fertiggestellten Krypta des Altarhauses, „zur Ruhe beigesetzt.“)

Am 2. Mai 1393 schreitet wiederum ein außerordentlicher Zug durch das Vorschloß zum Ostflügel des Hauptschlosses, von diesem durch den Eingang im Westgiebel der Kirche und durch das Mittelschiff dem Hochaltar zu. Dorothea hält ihren Einzug\*\*). Ihre beiden Beichtiger „fürten sy czwischen en einen langen weg durch eyne grose samlung des volkes ken der klause, wo sie „vorslossen und vormauert“ wurde. Dorothea, die zwar nicht heilig gesprochen, im Volksmunde jedoch stets „die heilige Dorothea“ genannt worden ist, hat, wie schon erwähnt, fast 14 Monate bis zu ihrem Tode am 25. Juni 1394 in ihrer Klause in der Krypta zugebracht\*\*\*). Ihr Beispiel hat Nachahmung gefunden; denn mit der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts wird abermals von zwei Klausnerinnen berichtet, welche nacheinander wohl dieselbe Klause bezogen haben.

In den Polenkriegen des 15. Jahrhunderts ist der Dom selbst während der harten Belagerungen 1514 und 1560, wie es scheint, nicht erheblich beschädigt worden; desto mehr aber 1578. Während dieser Belagerung sind zahlreiche feindliche Geschosse auf das Gebäude und namentlich auf das Altarhaus und das in demselben befindliche Deckengewölbe der Krypta gefallen. 1580 erlangt der Bischof Johannes IV. vom Papst Sixtus IV. die Genehmigung eines fünfjährigen Ablasses. Mit dem Ertrage desselben und mit einer Unterstützung, die ihm der Hochmeister gewährte, gelang es dem Bischof allmählich, die Kirche und das Schloß möglichst wieder

\*) Johannes Bogt IX S. 475.

\*\*) Toeppen 248.

\*\*\*) Siehe Anhang.



berzustellen. Im Hochmeisterkriege hatten die beiden Gebäude im März 1520 aber eine fast noch schlimmere Belagerung und Beschädigung auszuhalten. Das Deckengewölbe der Krypta wurde von den feindlichen Geschossen nun gänzlich zerstört und, wie berichtet wird, auch die Dorotheen-Klaufe getroffen.

Im Jahre 1526 wurde in dem Bistum Pomesanien die Reformation eingeführt, ein Wendepunkt auch für das Domgebäude von außerordentlicher Bedeutung. Manche Bilder, manche kirchliche Gegenstände, die der früheren Gemeinde heilig gewesen, konnten der neuen Gemeinde der Erhaltung nicht mehr wert erscheinen. Dazu kam noch der Mangel an Mitteln, welche zu einer kunstgemäßen Wiederherstellung und Instandhaltung eines so großen Baues nötig gewesen wären. Aus diesem Mangel geschah es denn wohl, daß man das Innere, die Wände, Pfeiler und Gewölbe durchweg gleichförmig überkalken und überweißen ließ, wodurch die charakteristischen Schönheiten des Baues verdeckt wurden. Nicht minder nachteilig war die Verteilung der Kirche unter drei Gemeinden. Paulus Speratus hatte nämlich eine Kolonie „Böhmischer Brüder“, die aus ihrem Vaterlande vertrieben waren, in sein Bistum aufgenommen. Nachdem am 13. Januar 1549 zur feierlichen Bestätigung dieser Aufnahme ein besonderer Gottesdienst im Dome stattgefunden hatte, erhielt die böhmische Gemeinde bis zu ihrer Auflösung durch Fortziehen der meisten ihrer Mitglieder 1574 für ihre Gottesdienste den westlichen Teil des Domes zugewiesen, welcher durch ein Gitter quer durch die drei Schiffe abgesteckt wurde. Der größere Teil des Langhauses — vom Gitter bis zum Altarhaus — fiel der lutherischen deutschen Gemeinde zu, das Altarhaus aber der reformierten polnischen Gemeinde. Zu diesem Zweck wurden die letzten Trümmer der Kryptadecke entfernt und die Öffnung nach dem Langhause über der Scheidewand durch eine dünne Mauer geschlossen.

„Weil die Kirche zu Marienwerder, fast das herrlichste Gebäu, so in dem Fürstenthum Preußen zu finden, fast baufällig, in wenigen Jahren einfallen oder einschlagen sollte“, so beschloßen 1586, um dem zuvorzukommen und zu wehren, „die Herren Bisitatoren mit Rath und einmütigem Consens eines ehrbaren Rathes und Gerichts auch Kirchenväter der Stadt und Kirchen Marienwerder“, für die Beschaffung der nötigen Baumittel zur „Wiederherstellung und Verschönerung“ des Domes Sorge zu tragen. Diese „Wiederherstellung“ beschränkt sich freilich auf Ausbesserungen an Dächern, Gewölben, Wehren und Fenstern. Ein „Rathverwandter“ Antonius Frost erbot sich, eine Halle vor dem Haupteingange im Süden auf seine Kosten erbauen zu lassen. Noch ist von

Schenkungen und Vermächtnissen im Laufe der folgenden Jahrzehnte zu bestimmten Zwecken wie z. B. zur Herstellung einer Kanzel, zur Ausbesserung und Vergrößerung der alten, noch aus der Zeit der Domherrn stammenden Orgel zu beabsichtigen. Aber alle diese löblichen Bestrebungen konnten den fortschreitenden Verfall der Kirche nicht aufhalten. Im Jahre 1807 wurde der Dom von den Franzosen als Futtermagazin und Exerzierhaus eingerichtet.

Noch schlimmer erging es dem Schloß. Nach der Einführung der Reformation ließ Paulus Speratus auf seine Kosten eine Wohnung für sich in dem Schlosse herstellen. Später wurden diese Räume, notdürftig in baulichem Zustande erhalten, von den Landesfürsten als Absteigequartier benutzt und auch von anderen fürstlichen Personen besucht. Seit 1728 ließ Friedrich Wilhelm I. die oberen Geschosse des Südflügels zu einem Proviantmagazin herrichten. In dem Hauptgeschosse dieses Flügels und in dem westlichen Flügel wurde dann, nachdem Marienwerder von Friedrich dem Großen zur Hauptstadt Westpreußens erhoben war, das Obergericht untergebracht. Bei allen diesen praktischen Umwandlungen wurden natürlich alle Wände, Pfeiler und Gewölbe zertrümmert und beseitigt. Was aber den schwersten Geschützen, den Karthaunen und der „großen Meze“ der polnischen Heere im 15. und 16. Jahrhundert nicht gelungen war, das wollte der Zeitgeist des 18. Jahrhunderts, dem jede Kenntniß und Würdigung der Kunstschöpfungen des Mittelalters fehlte, jetzt erreichen: die vollständige Vernichtung des einstigen Domherrnschlosses. So wurde denn 1798 die größere Hälfte des immer noch ehrwürdigen Gebäudes — der ganze schöne Südflügel und der größte Teil des Ostflügels abgebrochen, um die Ziegel und Steine zu einem anderen Bau in der Stadt zu verwenden. Zum Glück wurde dem Zerstörungswerk plötzlich Einhalt geboten. War es ein idealer Gedanke, der doch schließlich siegte? — Man hatte gerechnet und berechnet und gefunden, daß die alten Baumeister doch zu fest gebaut und leider nicht bedacht hatten, daß das Abreißen einst zu hohe Kosten verursachen würde — diese Steine und Ziegel wurden zu teuer! — So wurden denn der Nordflügel mit dem Wasserturm und der Westflügel mit dem großen Danziger samt den Trümmern des Ostflügels vor dem gänzlichen Verschwinden gerettet.

Durch Herders Einfluß und dann durch die Romantiker hatte sich indessen allmählich ein Umschwung in Bezug auf die geschichtliche und kunstgeschichtliche Anschauung des Mittelalters im deutschen Volke vollzogen. Max von Schenkendorf erließ 1803 seinen markigen Aufruf zur Wiederherstellung des Haupthauses des deutschen Ordens zu Marienburg. Mit königlicher Unterstützung

leiteten dann der Oberpräsident Preußens, Freiherr von Schön, und sein Präsidialrat Joseph von Eichendorff in liebevoller Hingebung dieses Unternehmen. Friedrich Wilhelm IV. forderte bei seinem Besuch in Köln bald nach seiner Thronbesteigung in seiner bekannten begeisterten Rede „Alas Köln“ zum Weiterbau des dortigen gothischen Domes auf. Etliche Jahre darauf wurde in Marienwerder ein ähnliches Königswort verbreitet: „Auch für dieses alte Schloß gedenke ich etwas zu tun.“

Mag Friedrich Wilhelm IV. dieses Wort gesprochen haben, als er am Abend des 9. September 1844 durch die erleuchteten Straßen unserer Stadt fuhr, und sich ihm das Schloß im Glanze bengalischer Flammen darstellte, oder mag eine andere Gelegenheit ihn zu diesem Ausspruch veranlaßt haben — eine Bewegung zu Gunsten der Wiederherstellung der beiden Gebäude aus der Ordenszeit hat dieses Wort angeregt, und das königliche Versprechen ist erfüllt worden.

Allerdings erst im Jahre 1853 begannen die Wiederherstellungsarbeiten und zwar im Nordflügel des Schlosses. In verschiedenen Bauzeitabschnitten sind sie weiter geführt worden, bis sie nach mehr als 20 Jahren mit dem Ausbau der beiden Türme an der Nordseite des eben genannten Flügels vollendet wurden.

Die bedeutendsten Entwürfe rühren von den beiden Leitern der Ausführungsarbeiten von dem Bauinspektor Koch und von dessen Nachfolger dem Bauinspektor Reichert her. \*) Die wichtigste Bauzeit fällt in die Jahre 1860–1864.

Am 3. März 1862 fand in dem Westflügel die feierliche Eröffnung des soeben vollendeten damaligen Schwurgerichtssaales statt, wobei der Direktor des Kreisgerichtes Weßki die Festrede hielt. \*\*)

Ein langer Festzug bewegte sich am 30. Oktober 1864 unter den Klängen der neuen Orgel in den Dom. Der Oberpräsident

---

\*) Die Entwürfe haben die vollste Zustimmung des Geheimen Oberbaurats Stüler und des Konservators der Kunstdenkmäler Quast erhalten.

\*\*) Das Bild in dem Schwurgerichtssaale, welches die den Verbrecher verfolgende Justitia darstellt, ist von dem Maler Keeren gemalt. Die nötigen Kosten sind durch eine Sammlung unter den Geschworenen aufgebracht worden.

Zu Ehren Weßkis, der unermüdllich für den Fortgang der Erneuerungsarbeiten gewirkt hatte, ist der kleine Platz am Südgiebel des Westflügels Weßki-Platz genannt worden.



von Preußen von Eichmann, die Spitzen der Behörden, die städtischen Körperschaften, die Schulen waren anwesend. Nach der Festpredigt wurden der Altar, die Kanzel und die Orgel von dem Generalsuperintendent der Provinz, Moll, geweiht. So erhielt der Hauptbauzeitabschnitt einen würdigen Abschluß.

## II.

### 1. Lageplan der Stadt.

Denken wir uns als Wanderer im 14. Jahrhundert von der Weichsel kommend, zur Stadt hinausschauend, so gewahren wir drei Anhöhen. Die südliche wird auf ihrer Südseite durch eine Schlucht (Parowe) von dem übrigen Höhenzuge getrennt. Infolge späterer Ausfüllung ist diese Schlucht kaum noch zu erkennen. Im Norden dieser Anhöhe sehen wir ebenfalls eine Parowe (die heutige Wallstraße). Auf dieser südlichen, so begrenzten Anhöhe hat Ball, wie wir sahen, das alte Schloß erbaut, das später in den Besitz des Bischofs überging. Nördlich von der zuletzt genannten Parowe (Wallstraße) erhebt sich die mittlere Anhöhe, auf welcher das Domschloß, der Dom und die Stadt erbaut sind. Diese Anhöhe wird im Norden ebenfalls von einer Parowe begrenzt (dem heutigen Schloßberg), und nördlich dieser Parowe liegt der „Berg“ (Knieberg). Der Platz für die Stadt war außerordentlich günstig gewählt. Auf der Südseite, der Westseite und zum Teil auch auf der Nordseite war die Stadt ihrer hohen Lage wegen völlig sturmfrei. So boten denn nur der Osten und der Nordosten Angriffsseiten dar, welche durch Verteidigungsanlagen geschützt werden mußten. Wie die südliche Anhöhe und das Alte Schloß, welches selbst befestigt und mit Gräben umgeben war, mit in jene Verteidigungsanlagen gezogen gewesen sind, darüber fehlen die nötigen Nachrichten, die uns zu einem klaren Bilde davon verhelfen könnten.

Die ersten Befestigungen von Marienwerder bestanden, wie dieses bei allen ersten Stadtanlagen im Ordenslande der Fall war, aus Pallisaden, Wall und Gräben. Aber schon während der Bauzeit des Domschlosses und des Domes ist eine massive Umwehrung in Angriff genommen worden. Der politischen damaligen Lage entsprechend, war ja die Wohnung der Domherren, wie wir sahen, (13) als festes zur Verteidigung in Kriegszeiten eingerichtetes Haus angelegt. Durch die Verbindung desselben mit der Domkirche war seine Sicherheit jedoch wieder geschwächt. Die natürliche

Virtualne Muzeum  
Kwidzyna



Folge war demnach die Einziehung der Domkirche in die Befestigung des Domschlusses und die Anlage der Verteidigungswerke (der Wehrgänge) an der Domkirche selbst, sodaß diese mit dem Domschlusse und dem Vorschlusse zusammen eine zweite Befestigung in der befestigten Stadt bildete, in welcher die Bürger in Fällen der Not Zuflucht suchen konnten und fanden.

Die mittelalterliche Stadt besaß drei Tore: nach Süden — fast auf der Südwestecke gelegen — das Nieder- oder Wassertor (dicht unter der Kunst), nach Südosten das Graudenzer Tor — auf dem Raume zwischen den Einmündungen der Mauerstraße und des Gässchens „Schützengang“ in die Breite Straße — und nach Norden das Marienburger- oder Niesenburger-Tor — an der südlichen Ecke des Getreidemarktes und der Marienburger-Straße.

Der Umfang der damaligen Stadt veranschaulicht sich leicht wenn man der Umwehrung entlang wandert. Beginnen wir diese Wanderung im Westen, so sehen wir die Stadtumwehrung sich dicht an den Südflügel des Schlosses (also südlich vom Wehli-Platz) und zwar zunächst als Futtermauer anschließen. An dieser Mauer steht auf der Stelle der später gebauten Kaffectreppe ein Turm\*). In der heutigen Kaffeestraße standen zwei städtische Brauhäuser. Hinter diesen Gebäuden (d. h. westlich von denselben) zieht sich die Mauer weiter, bis sie sich (der Kunst gegenüber) an der Südseite der Stadt zum Südtor wendet. Dieses Tor steht zwischen zwei Türmen\*\*). Von hier zieht sich die Stadtmauer (wie zum Teil noch heute) längs der Mauerstraße bis zur Synagoge, ferner nordostwärts bis zu einem Turm, welcher das Graudenzer Tor — auch Hohe-Tor genannt — enthält. Nun wendet sich die Mauer nordwestwärts (zwischen der heutigen Kasernenstraße und dem Getreidemarkt)\*\*\*) an den sogenannten „Scharfrichter-Turm“ stoßend, dessen Stelle nicht mehr genau zu bestimmen ist. Nachdem sie dann in diesem Lauf noch einen zweiten Turm (auf dem Platz des heutigen Predigerwitwenhauses) aufgenommen hat, erreicht

\*) Die Mauer ist erst später durch den Eingang zur Kaffectreppe durchbrochen. Fundamente des Turmes sind noch im Anfange des 19. Jahrhunderts gefunden worden.

\*\*\*) Ein Turm an einer Seite des Nieder-Tores ist nachzuweisen. Er heißt in den Stadtrechnungen der Neue Turm. Vergleicht man dann aber die Umwehrung unserer Stadt mit derjenigen anderer Städte des Ordenslandes, so muß man auch auf der anderen Seite des Tores einen Turm annehmen.

\*\*\* ) „Günthers Turm“. Loeppen 51 ff.

sie endlich das bedeutendste Tor, nämlich das Marienburger Tor. Vor dem Graudenzer Tor beginnt ein Wall, Paraden- oder Zwinger — und ein breiter Graben, über welchen eine Zugbrücke führt. Beide setzen sich fort bis über das Marienburger Tor hinaus, vor welchem eine zweite Zugbrücke den Übergang über den Graben herstellt.\*) Das Marienburger Tor hat gleich dem Nieder-Tor zu beiden Seiten Türme.\*\*) Mit dem westlichen Turm des Marienburger Tores endet hier die Umwehrung der Stadt. Dann beginnt die hohe Vorschloßmauer, welche im Osten den außerhalb der Stadt liegenden Wirtschaftshof (Vorschloß) begrenzt, indem sie sich gen Norden bis zur Parowe (Schloßberg) hinzieht. Daran schließt sich die den Wirtschaftshof im Norden schützende Mauer, die, in der Niederung als Futtermauer auslaufend, sich mit der westlichen Futtermauer des Vorschlosses (an der Danziger Straße) verbindet.\*\*\*) Fast in der Mitte der Nordmauer befindet sich, wie wir sahen, das breite Eingangsthor zu dem Vorschloß und damit zum Schloß und zum Dom.

Nach dieser Wanderung drängt sich die Frage auf: waren Dom und Schloß auf der Ost- und Südseite gegen einen etwa schon in die Stadt gedruckenen Feind nur durch die Wehrgänge oder noch durch eine besondere Verteidigungslinie gesichert, da doch bei mehreren Belagerungen beide tapfer verteidigt und gehalten wurden, nachdem die Stadt von den sich in das Schloßgebiet zurückziehenden Bürgern schon dem Feinde preisgegeben war? Beweismittel für eine bestimmte Entscheidung dieser Frage sind nicht vorhanden. Das nachweisbare frühe Vorhandensein einer Kirchhofsmauer (zwischen dem Kirchhof auf der Südseite des Domes und

\*) Hier sei schon bemerkt, daß aus dem Wall und dem später ausgefüllten Graben der Getreidemarkt entstanden ist.

\*\*) Der östliche Turm stand dem südlichen Flügel des Predigerhauses in der Marienburger Straße gegenüber, der westliche Turm auf dem Platze dieses Flügels. Der nördliche Teil des Predigerhauses, das sogenannte Vicarienhaus befand sich also vor dem Tor, am Kaldenstein, wie jener Platz genannt wurde. Das Vorhandensein zweier Türme ist hier in derselben Weise wie am Nieder-Tor zu begründen. S. 24. Daß nur das Vorhandensein je eines Turmes an den beiden Thoren nachgewiesen werden kann, hat seinen Grund darin, daß der Beweis für dieses Vorhandensein in den Kammereirechnungen über die Miete der in diesen Türmen enthaltenen Wohnungen geliefert wird, und daß wahrscheinlich nur je ein Turm Mietwohnungen enthalten hat. Der östliche Turm des Marienburger Tores wurde später Blasii Maders Turm genannt.

\*) Jetzt durch den Anbau an d. Regierungsgebäude zerstört.



dem Marktplatz) mit einem kleineren Tor in derselben, das Fehlen eines Einganges zum Domschlosse der Südseite, die Terrasse auf der Südseite der Domkirche, lassen es aber ziemlich sicher erscheinen, daß die hochgelegenen Ostteile des Domes anschließend an die Terrassenmauer der Südseite gegen die Stadt hin durch eine Befestigungsmauer und einen Graben gesichert war, der mit dem sich vom Graudenzer Tor bis zum Marienburger Tor hinziehenden Stadtgraben in Verbindung gestanden hat.\*) Über diesen Graben längs der Kirchhofsmauer wird dann vor dem genannten Tore, welches an der nördlichen Laubenecke gestanden hat, eine Zugbrücke geführt haben, um auch im Süden eine Verbindung zwischen der Stadt und dem Dom und Schloßgebiet herzustellen.

Trotz mehrfacher Zerstörungen, welche die Stadt durch das Eindringen feindlicher Scharen erlitten hat, und trotz zahlreicher Brände hat der Lageplan der Stadt die mittelalterlichen und die nach-mittelalterlichen Zeiten überdauert. Das Zerstörte wurde immer nach dem alten Plane wieder hergestellt. So hat sicherlich der etwas nach Westen verschobene quadratische Marktplatz von seiner ursprünglichen Gestalt nicht viel verloren. Die vier alten Laubenhäuser-Reihen sind nach ihrer Zerstörung durch vier neue, allerdings wohl in verändertem Stil erbaute, ersetzt worden. Alle vier Reihen dieser Häuser erhielten wieder Laubengänge; nur der westliche Laubengang mit seinen flachen, scharfgrätigen Kreuzgewölben und rundbogigen Arkaden ist uns erhalten geblieben. Das alte Rathaus in der Mitte des Marktes ist schon im 13. Jahrhundert also in der Blütezeit der mittelalterlichen Stadt erbaut worden. Die Handfeste von 1336 nennt es das Kaufhaus und spricht dann von „Kammern, die darunter gebaut sind“. Unter den „Kammern“ sind sicherlich die Buden zu verstehen, welche an das Haus angebaut waren. Spätere Urkunden nennen diese Gebäude „Das Rathaus und die umgebenden Buden“. So sah man es noch in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. 1878 wurde es abgebrochen und auf den Fundamenten des alten wurde das neue Rathaus (bis 1880)\*\*) erbaut. Im Innern des Rathauses wird eine aus dem alten Gebäude entnommene Tür von 1612 mit einfachen Renaissancechnitzereien aufbewahrt.

Bürgerhäuser von künstlerischem Werte sind uns nicht erhalten. An drei Häuser knüpfen sich einigermaßen beachtenswerte

\*) Heise XI 40.

\*\*\*) Nach den Entwürfen und unter der Leitung des Bauinspektors Gader.

geschichtliche Erinnerungen. Am 29. Juni 1497 verleiht Johannes IV. Bischof von Pomesanien mit Genehmigung des Kapitels seiner Schwester der „tugendsamen Irmetraut“ und deren Erben ein Steinhaus in Marienwerder nebst Brauhaus und Stalle dahinter, das der Bischof erkauft und ausgebaut hat, wemöglich zinsfrei zu besitzen. Dieses Haus ist die Apotheke unter den Lauben.\*) In der mittelalterlichen Stadt befand sich nördlich vom Borschloß (zwischen dem Schloßberg und der Poststraße) der Bischofsgarten. Auf diesem Grundstück ist später das Höschen Marienthal erbaut worden. 1654 hat die Stadt das „Höschen“ an der Nord-ecke vom Schloßberg und der Marienburger Straße gekauft und es als Gasthaus verpachtet, bis es später in den Besitz eines Wirtes übergegangen ist und sein Schild verändert hat. Unter dem Namen „Goldener Hirsch“ war es noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als ehemaliges erstes Gasthaus der Stadt bekannt\*\*). Schließlich sei noch auf das Haus Salaterei Nr. 1 (unten am Schloßberg) hingewiesen. Es ist das erste Haus gewesen, welches Friedrich der Große in Marienwerder erbauen ließ.

In einer Hinsicht verändert sich allerdings das Bild. Die Bürgererben vermehren sich, Eingemeindungen finden statt. Nach der Landeste von 1336 enthält die Stadt 51 Bürgerhöfe; Steuerlisten aus dem Jahre 1586 geben 72 Großbürgerhäuser und eine Zahl Buden innerhalb und außerhalb der Stadt an, deren Bewohner die gesetzlichen Vorrechte der Bürger nicht teilen. Im Jahre 1772 ist von 130 Häusern der Stadt die Rede. Dazu kommt, daß die mittelalterliche Umwehrung der Stadt und des Domschloßgebietes mit ihren Verteidigungsanlagen gegenüber der fortschrittlichen Entwicklung des Kriegswesens seit der Anwendung des Schießpulvers als unhaltbar fallen mußte. Im 17. Jahrhundert sehen wir daher vor der alten Stadtumwehrung vorgeschobene „Blockhäuser, Ballisaden und Stacheten“ und vor dem Marienburger Tore und dem Graudenzer Tor je ein Rundel (eine Bastion). Vor dem Niedertor muß ebenfalls ein solches Bollwerk gewesen sein, der Name Wallstraße deutet darauf hin.

Mit der Aufgabe des Stadt- und Domschloßgebietes als festen Platz fällt auch die neue Umwehrung; die Verteidigungsanlagen werden allmählich geschleift. In dem östlichen Turm des

\*) Cramer Urkundenbuch in d. Zeitschrift des hist. Ver. für d. Regb. Marienwerder, Heft 17, S. 248.

\*\*\*) Das Haus an der Nordecke vom Schloßberg und der Marienburger Straße.

Marienburger Tore wurde lange Zeit hindurch eine der drei Wohnungen an einen Keiser (Seiler)\*) vermietet. Auf dem Zwinger zwischen dem Marienburger- und Graudenzener Tor spannte der Meister in langer Bahn seine Seile. Davon bekam der Wall den Namen Keiserbahn. Der Graben vor dem Wall wird dann ausgefüllt, Wall und Graben werden zu einer breiten Straße geebnet, welche die Namen Keiserbahn, Bahn, Storumarkt und zuletzt Getreidemarkt erhält.

Zur Zeit Friedrichs des Großen sind die drei Tore weiter hinausgerückt, nämlich das Nieder-Tor drei Häuser hinunter bis an die Ecke der Rosenstraße, das Graudenzener Tor bis an das Zusammentreffen der Wallstraße mit der Breitenstraße, während sich das Marienburger Tor nun (1772) an der Einmündung der Herrenstraße in die Marienburger Straße befindet. In diesen Toren walteten Steuerbeamten ihres Amtes, die einzuführenden Waren auf Steuerbarkeit zu prüfen. Die vier Tore, nämlich die eben genannten drei Accise-Tore und das Tor zum Regierungsplatz am Schloßberg, sind 1823 entfernt worden.\*\*)

## 2. Die Vorstädte und der Grundbesitz.

So reich wie nur wenige Städte im Ordensland war Marienwerder vom Landmeister Wall mit Landbesitz auf der Höhe und in der Niederung bis zur Weichsel bedacht worden. Nachdem aber 1254 das Bistum Pomesanien und 1285 das Domkapitel mit dem Sitz in Marienwerder geschaffen war, nahm der Bischof einen Teil dieses Landes teils für sich, teils für das Kapitel als herrschaftlichen Grundbesitz in Anspruch. Die Streitigkeiten, welche

\*) Keiser = Seiler. S. Grimm, Deutsches Wörterbuch VIII „Keiser.“

\*) Auf dem Stadtplan von 1810 heißt die Straße vom Markt bis zum alten Marienburger Tor (an der Getreidemarkt-Ecke) Marienburger Straße, von dort bis zum Schloßberg Langgasse, dann hat sie bis zur jetzigen Poststraße den Namen Poststraße, darauf den Namen Niesenburger Straße. — Auf dem Stadtplan von 1819 ist die Straße vom Markt bis zum Schloßberg als Marienburger Straße, das Stück vom Schloßberg bis zur Stadtgrenze als Königsstraße bezeichnet, bis später die ganze Straße vom Markt bis zur Gorkener Chaussee Marienburger Straße genannt worden ist. Toeppen 69.

Toeppen S. 57 führt noch vier Tore an, die aber nur für rein städtische Zwecke, etwa für Jahrmarktszeit u. dgl. gewesen, nämlich: das Graudenzener Tor bei der Trennung der Rospißer und Graudenzener Straße, das Niesenburger Tor noch östwärts von der Grünstraße, das Marienburger Tor am Ende der Poststraße, endlich das Wasser-Tor zwischen Salaterie und Rosgarten.



sich dann im Laufe der Zeit immer wieder über die Abgrenzungen des herrschaftlichen und des städtischen Besitzums erhoben, wurden schließlich durch die Handfeste beigelegt, welche der Bischof Berthold im Jahre 1336 der Stadt verlieh.\* In dieser Handfeste kommt das Wort Podelize vor als Bezeichnung für eine Ansiedelung im Süden der Stadt. Der Ausdruck kommt von dem polnischen Wort Podyce, welches von „minderwertigen gemeinen Leuten bewohnter Ort“ bedeutet. Diese Podelize ist der Anfang der ersten Vorstadt von Marienwerder, eine Ansiedelung von Arbeitern, Gärtner genannt, weil ihnen, um sie sesshaft zu machen, Katen mit etwas Gartenland zugeteilt wurden. Eine bessere Klasse von Ansiedlern findet sich dann weiter nach Süden zwischen der Rogat und dem Berge, also unter dem Alten Schloß und zwar auf herrschaftlichem Grund und Boden. Es sind Budner, d. h. Bewohner von Buden. Im Jahre 1505 wurde hier zuerst die Kumpengasse (jetzt alte Schützenstraße) erwähnt.

Die erste sichere Spur eigentlicher Vorstädte auf städtischem Grunde — der Graudenzener und Marienburger Vorstadt — kommt in den Kammerei-Rechnungen der Jahre 1572 und 1573 vor. Die in diesen Rechnungen aufgeführten Budenhäuser vor dem alten Graudenzener Tor standen teils in der verlängerten Breitenstraße bis zum Nichtplatz (dem Platz der heutigen evangelischen Knabenvolksschule und der katholischen Volksschule), auf welchem ein eiserner Galgen mit 4 Ständern hervorragte; teils waren sie zerstreut in Anfängen von Nebengassen. Später erweiterte sich diese Vorstadt über das Stadtgebiet hinaus. An dem heutigen Schnittpunkt der Graudenzener-, Herren- und Nospitzer Straße stand ein Steinkreuz; weiter hinauf war der Rossmarkt. Drei dem Zwinger (Getreidemarkt) zwischen dem Graudenzener- und dem Marienburger Tor gleichlaufende Gassen bildeten den südöstlich von der Marienburger Straße gelegenen Teil der Marienburger Vorstadt. Noch heute sind die drei Gartenzonen zu erkennen, in welche die Mälz-, Stumpen- und Grenzengasse hier den städtischen Grund und Boden zerlegte. Die wie die beiden anderen gleichlaufenden Gassen meist aus Gärtnerkaten, Scheunen und einigen Budenhäusern gebildete Mälzgasse, auch Enge genannt, ist verbaut. An ihrem Zusammen-

\*) 1505 bestätigt Bischof Hiob von Pomesanien die Handfeste von 1336. Cramer Urkundenbuch in Zeitschrift des hist. Ver. für d. Reg. Marienwerder, Heft 17, S. 260. Zwei Jahrzehnte darauf wird die Reformation in Pomesanien eingeführt; dann wird die weltliche Herrschaft des Bischofs aufgehoben. Damit fällt der Grundbesitz des Bischofs und des Kapitels an die herzogliche Regierung; er wird Amtsgut.

ressen mit der Marienburger Straße (der nördlichen Ecke des Getreidemarktes und der Marienburger Straße) lag einst das älteste Gebäude dieser Vorstadt, das Georgshospital, welches erst Jahrhunderte später an seine heutige Stelle (am Flottwellplatz) verlegt ist. Die Stumpengasse ist die heutige Herrenstraße, die Grenzgasse die Grünstraße. Die Marienburger Straße bezeichnet die einstige Grenze zwischen dem südöstlich gelegenen Stadtgebiet und dem nordwestlichen herrschaftlichen Grundbesitz, dem Amtsgrund. Aus Ansiedelungen auf dem letzteren Grunde sind der nordwestliche Teil der Marienburger Vorstadt, der Dibau und der Knieberg hervorgegangen.\*)

Das Land in der Niederung nördlich des Vorschlosses zwischen der Rogat und dem Berge gehörte ursprünglich der Stadt, wurde aber um 1400 (aus unbekanntem Gründen) an das Kapitel zurückgegeben. Unter dem Namen Salateri kommt die hier liegende dem Amte zinspflichtige Ansiedelung erst seit 1670 in den betreffenden Urkunden vor. Auf dem Stadtplan von 1810 heißt die Straße vom Schloß bis zum „Weißen Schwan“ (Ecke Salateri und Bergstraße) Wassergasse, von dort bis zum „Gasthaus zum letzten Groschen“ (Tivoli) Salateri, daran schließt sich der Rosgarten.

Die auf städtischem Grundbesitz vor dem Marienburger- und dem Graudenzer Tore entstandenen Vorstädte wurden 1772 eingemeindet; 1784 folgte die Eingemeindung der Amtsdörfer Salateri, Knieberg, Dibau, Altschlößchen und Kumpengasse (alte Schützenstraße).

Die auf einem weiteren Halbkreise herrschaftlichen Gebietes entstandenen Ansiedelungen Marcese (wozu nun auch Rosgarten gehört),

---

\*) Der Name Dibau für das von einem Teil der Bergstraße, von der Kniebergstraße und der Lazaretstraße umschlossene und von der Töpferstraße durchquerte Gebiet mit der darauf stoßenden kleinen Grabenstraße kommt zuerst auf dem Stadtplan von 1743 vor. Das Wort Dibau ist nicht zu erklären. Für die Marienburger Vorstadt wird oft der Name Kallenzyn (auch Kallazin) gebraucht. Gleich dem Worte Podeliße kommt auch dieser Name aus dem Polnischen, in welchem es Kalencin auch Kalcin zu schreiben ist. Dieses rührt von dem uralten Wort Kaleta = Börse, Geldbeutel her. Der Name wäre dann wohl aus Spöttelei über jene Ansiedler entstanden, welche teils dem Amt, teils der Stadt aus ihrem Geldbeutel Zins zu zahlen hatten. Die Erklärung der Worte Podeliße und Kallenzyn verdanke ich dem Dolmetscher beim Amtsgericht Herrn Roczynski.

Klein- und Groß Marienau und Schäferei\*) haben sich dagegen zu selbständigen Gemeinden entwickelt, ebenso auch Mariensfelde bis zu seiner durch Königliche Kabinetsordre vom 31. März 1907 bestätigten Eingemeindung.

Infolge der Schöpfung des Bistums und des Domkapitels hatte die Stadt einen beträchtlichen Teil ihres ursprünglichen Besitztums verloren. Im 16. und 17. Jahrhundert erhielt ihr Grundbesitz aber einen neuen Zuwachs. Als im Jahre 1505 ein Dammdurchbruch bei Nebrau das ganze städtische Gebiet in der Niederung ertränkt und zu Nichte gemacht hatte, verließ Bischof Hiob, um der Stadt ihren Unterhalt zu erleichtern, bis zur Wiederherstellung der Dämme, den Schloßacker auf der Höhe für einen Jahreszins von 50 Mark. Vom Kurfürsten Johann Siegesmund wurde er der Stadt auf weitere 30 Jahre, jedoch mit erhöhtem Jahreszins zugestanden. Der Große Kurfürst endlich verließ 1645 der Stadt diesen über 17 Hufen enthaltenden Schloßacker zu dauerndem Besitz und zwar zu kulmischem Recht für einen jährlichen Zins von 387 Mark 45 Schilling und mit der Verpflichtung, die Weichseldämme nicht nur an dem städtischen Niederungsgebiet, sondern auch für das herrschaftliche Vorwerk Neuhöfen wie früher zu unterhalten. Herzog Albrecht hatte der Stadt 1540 das Gut Semler mit über 34 Hufen geschenkt. Das Rittergut Karschwitz erwarb sie 1577 durch Pachtung und 1615 durch Kauf. Der städtische Grundbesitz im Werder und in der „Ziegellache“, der sich von Neuhöfen bis einschließlich Ziegellack erstreckte, blieb unverändert.\*\*)

Der städtische Grundbesitz zerfiel in Ackerland und Weiden. Die Großbürger, sowie die Büdner hatten das Recht, ihr Vieh auf dem letzteren weiden zu lassen, jedoch mit der Maßgabe, daß der Großbürger einen geringen Hirtenlohn zu bezahlen hatte und eine größere Zahl Stück Vieh auf die Weide treiben lassen durfte, als der Büdner.\*\*\*) Das Ackerland bestand aus den meist zinsfreien †) Anteilen der Großbürger und dem von der Stadtverwaltung für die Gemeinde teils selbst bewirtschafteten, teils verpachteten Grundstücken.

\*) 1607 wird die „Schäferei vor dem Hause“ mit 1200 Schafen als ein Teil des Amtsvorwerks erwähnt, welches früher den Namen „Schäfferei“ gehabt hat.

\*\*) Über Vorstädte und Amtsfreiheit. Zoeypen S. 60 ff. u. a. a. D.

\*\*\*) 1672 werden Hirtenhäuser an der Rogat erbaut.

†) Für die Anteile am Schloßacker wurde von den Großbürgern ein geringer Zins gezahlt.



Arbeitskräfte für die Bewirtschaftung des Ackerlandes hatte die Stadt in Büdnern, welche zu Scharwerkdiensten verpflichtet waren, und in den angesiedelten Gärtnern. Dazu war ein Wirtschaftshof ganz unentbehrlich. Dieser Hof, der Stadthof, lag nicht weit von dem Richtplatz vor dem Graudenzer Thor. Am 16. März 1573 war er abgebrannt, dann wieder aufgebaut worden, aber seit 1670 ist er aus den Kammereirechnungen verschwunden. Dagegen wird im 18. Jahrhundert eine Zeitlang ein kleiner Stadthof erwähnt, welcher in der Enge gelegen ist. Man sieht, die Stadt beschränkt den Selbstbetrieb immer mehr und gibt ihn schließlich ganz auf. Was die Anteile der 72 Großbürgerhäuser an dem Grundbesitz betrifft, so waren zwar die Bürgerlose in der Niederung schon im 18. Jahrhundert größtenteils verpachtet, ja erbverpachtet. Aber bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts war es städtisches Grundgesetz, daß die Acker von jenen Großbürgerhäusern, denen sie von jeher angehört hatten, nicht getrennt werden durften. Erst die neuen Staatsgesetze von 1807 und 1811 hoben jenes städtische Gesetz auf, und das Gesetz vom 2. April 1850 bahnte den Weg zur Verwandlung des Erbpachtbesitzes in volles Eigentum. Bei Abtretung des Rittergutes Karschwitz hatte die Stadt sich den zu diesem Gute gehörenden Wald vorbehalten. Der Bestand desselben wurde 1849 mit Ausnahme des 13 Morgen enthaltenden Liebentaler Wäldchens verkauft und von dem Käufer abgeholzt. Aus dem Grund und Boden dieses Waldes ist das städtische Vorwerk entstanden. Die 674 Morgen dieses Vorwerks und jenes Wäldchen sind alles, was der Stadt aus ihrem im 17. Jahrhundert sich auf 204 Hufen belaufenden Grundbesitz übrig geblieben ist.

Seit 1903 hat die Stadt von dem Lande, welches einst zu dem „Schloßacker“ gehörte, nach einander zusammen 106 ha 81 ar 86 qm käuflich erworben. Etwa 5 $\frac{1}{4}$  ha dieses neuen Besitzes sind als Baustellen für städtische Bauten, von welchen auch die Rede sein wird, verwendet worden. Dann hat die Stadt zum Bau des königlichen Landgestüts östlich von dem Liebentaler Wäldchen 33 ha 18 ar 39 qm dem Fiskus unentgeltlich überlassen und für die im Bau begriffene Bahn Riesenburg-Schmentau 8 ha 56 ar der Eisenbahn verkauft.

### III.

## Ortsgeschichte.

Wirtuale Muzeum  
Kwidzyna



„Wie eine Feste ragt der Dom von Marienwerder über die Weichselebene und ist auch als eine Feste wiederholt von reißigen Bürgern verteidigt worden.“

Heinrich von Treitschke.

1.

### Entwicklung der mittelalterlichen Stadt im 13. Jahrhundert und ihre Blüte im 14. Jahrhundert.

Was den Eroberungszug der Ritter vom Deutschen Orden von Grund aus unterscheidet von der gemeinen Rauflust ritterlicher Abenteurer und ihn in Wahrheit zur besten Tat des Deutschen Adels erhebt, das ist die treue Verbindung der Kreuziger mit unserm Bürgertum. Die Bürger Niederdeutschlands wurden nach Preußen gerufen, eine Stadt wurde gegründet neben einer jeden Hauptburg der Ritter.\*) So wurde Marienwerder gegründet als die erste Stadt in dem eigentlichen Preußenland. Noch in dem ersten Jahre (1233), in welchem hier niederdeutsche Bürger den Anbau und die Einrichtung eines Gemeindefens begonnen hatten, drangen Ritter und Kreuzfahrer in eine der volkreichsten Gegenden des Heidenlandes, schlugen ein Preußenheer an der Sorge, zerstörten die feindlichen Schanzen bei Stuhm und legten den Grund zu neuen Burgen und Städten. „Wir wollen alle fröhlich sein, die Heiden sind in großer Pein“, so erscholl ein übermütiger Siegesjubel, und die Bürger unserer jungen Stadt stimmten, nun von Sorge und Angst befreit, gewiß freudig und hoffnungsvoll in diesen Jubel

\*) H. v. Treitschke, „Das Deutsche Ordensland in Preußen“ S. 13.

ein — aber zu früh. Im Jahre 1242 erheben sich die Pomesanier im Bunde mit östlichen Namensgenossen. Die Lage der Deutschen wird um so gefährlicher, als der Herr des linken Weichselufers, der christliche Herzog Swantopolk von Pommern, der erst selbst mit den Kreuzfahrern zur Bekämpfung der heidnischen Preußen ausgezogen war, sich mit den Aufständischen vereinigt. Sieben Jahre wütete der Kampf in dem jungen Ansiedlungsgebiet mit Zerstörung von Burgen und Vernichtung schon im Ausblühen begriffener Anlagen. Eine der ältesten Geschichtsquellen jener Zeit bringt ein Verzeichniß der nicht zerstörten Burgen und Städte, Marienwerder befindet sich nicht unter diesen glücklichen Plätzen. Aber jener erste Siegesjubel hatte doch sein Gutes gehabt: er war in die deutsche Heimat gedrungen und hatte neue Kämpfer und Ansiedler herangelockt. So verstärkt, war es dann dem Landmeister gelungen, durch gütlichen Vergleich mit den Feinden den Frieden wieder herzustellen, und auch Schloß und Stadt Marienwerder wurde mit Hilfe neuer Kräfte wieder aufgebaut.

Das folgende Jahrzehnt scheint für die Stadt eine Zeit ruhiger Entwicklung gewesen zu sein. Nicht wenig hat sicherlich der Umstand dazu beigetragen, daß das Christentum sich unter den Pomesaniern immer mehr ausbreitete, wodurch zwischen ihnen und den deutschen Ansiedlern ein friedliches Verhältnis angebahnt wurde.

Da bricht 1260 die große zweite Erhebung und zwar nun der vereinten östlich von Pomesanien gelegenen Gaue aus. Zwar blieben die Pomesanier dem Christlichen Glauben und ihrem Gelübde treu, aushaltend auf der Seite des Ordens. Dafür mußten sie aber auch die ganze Gewalt des Angriffs und so viele Drangsale des lang andauernden Kampfes aushalten. Die leidvollsten Jahre waren für unsere Stadt die Jahre 1263 und 1267. Am 13. Juli 1263 hatte ein Ordensheer in der Stadt Löbau eine furchtbare Niederlage erlitten. Ungehindert drang nun ein heidnischer Heerführer in Pomesanien ein und erschien auch vor Marienwerder. Die Stadt wurde belagert, erobert und zerstört. Ein Teil der Bürger rettete sich noch rechtzeitig in das Schloß, welches tapfer verteidigt und auch gehalten wurde. 1267 naht wieder ein feindlicher Trupp der Stadt. Ritter mit ihren Kriegsknechten und bewaffnete Bürger ziehen gegen den anscheinend geringen Haufen hinaus. Zwischen der Stadt und einer Mühle (der Gorkener oder Liebentaler Mühle?) kommt es zum Kampf. Mehrere Preußen werden erschlagen, andere verwundet, eiligst ergreifen die Feinde die Flucht und ziehen die Verfolger nach sich. Da bricht plötzlich das heidnische Hauptheer aus seinem Hinterhalt hervor und stürzt sich auf die Ritter und Bürger. Die meisten dieser kleinen Schar



erliegen der feindlichen Übermacht, mit den fliehenden bringen die Preußen zugleich in die Stadt. Ein Teil der Bürger flüchtet wieder in das Alte Schloß, ein anderer Teil zieht sich in ein festes Werk der Stadtumweh rung zurück und schlägt von hier aus alle Stürme der Feinde erfolgreich ab. Wüthend und plündernd haufen die Preußen in dem übrigen Teil der Stadt, mit reicher Beute und Siegesjubel zieht der heidnische Heerhaufen ab, nachdem er den von ihm eroberten Stadtteil in Brand gesteckt hat. 1277 wurden die Bürger von Marienwerder von einem dritten Heerhaufen, der vor ihren Thoren erscheint, in Angst und Schrecken versetzt. Die Sudauer waren in Pomesanien eingedrungen. Die inzwischen wieder aufgebaute Stadt scheint aber nun um so fester umwehrt worden zu sein; denn die Feinde vermögen nicht in die Stadt zu bringen; sie begnügen sich vielmehr mit der Zerstörung und Verheerung der Umgegend und offenen Orte, die Stadt und das Alte Schloß blieben unversehrt. Dieses war noch einer der vereinzeltten Ganaufstände nach 1273 gewesen, mit welchem Jahre das Hauptwerk des Ordens im 13. Jahrhundert, die Niederwerfung der heidnischen Bevölkerung im Preußenland, schon im ganzen vollendet war. Nun konnte auch die Stadt Marienwerder einer ruhigen Entwicklung entgegen sehen, besonders seit dem sie, wie wir in der Geschichte des Domherrnschlosses und des Domes sahen, 1285 zum Sitz des Domkapitels und somit zur Hauptstadt des Bistums Pomesanien erhoben worden war.

1309 verlegt der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen seinen Sitz von Venedig nach Marienburg — eine That von außerordentlicher Bedeutung. Der Ordensstaat entfaltet sich im Laufe des 14. Jahrhunderts immer mehr zu einer Großmacht. Diese Blüte des Ordensstaates mußte selbst auf die Mittelstädte desselben — wie Marienwerder — von segensreichstem Einfluß sein. Dazu war unsere Stadt von vielen dieser Städte bevorzugt. An zwei Schlösser lehnte sie sich an. In das Bischofschloß auf der südlichen Anhöhe zog von Zeit zu Zeit der geistliche Landesherr mit großem Gefolge zur vorübergehenden Hofhaltung ein; das Schloß auf der mittleren Anhöhe gehörte dem Kapitel, welches aus den Domherrn und einer Zahl mit Ämtern betrauter Brüder bestand, wozu noch die Dienerschaft kam. In dem Kapitelsaal des Schlosses fand die Wahl des Bischofs statt, im Dom dann die feierliche Einsetzung des vom Hochmeister bestätigten Landesherrn des Bistums Pomesanien.

Die Stadt war, so weit es sich heute beurteilen läßt, nach den Zerstörungen im 13. Jahrhundert möglichst stilvoll wieder aufgebaut worden. Umgeben von den Lauben des Marktes stand,

wie wir schon sahen, das Kaufhaus (später Rathaus). (Unter dem Kaufhause befand sich der Weinkeller, der, wie aus der noch weiter zu erwähnenden Handfeste von 1336 hervorgeht, gleich dem Kaufhause selbst, einen Zins brachte. Im Hause werden die großen Kaufleute ihre Lager gehabt haben, während die angebauten Buden wohl von den Kleinhändlern gemietet waren. Auch eine Badestube in der Stadt wird schon erwähnt, und es spricht sehr für die Sorge des Bischofs um die Gesundheit der Bürger, daß er diese Badestube von allem Zins befreit und in jener Urkunde verkündet: „Sie soll sein der Bürger ewiglich“.

Gleich Thorn und Kulm hatte Hermann Ball einst der Stadt Marienwerder eine Handfeste nach Magdeburger oder Kulmischem Recht verliehen. Diese Urkunde war in den unruhigen Zeiten verloren gegangen. Manche Grenzstreitigkeiten, mancher Hader um Rechte und Vorrechte hatten dann die Bürgerschaft mit dem Bischof und dem Domkapitel entzweit. Am Dienstag nach Ostern im Jahre 1336 beherbergt das Bischofsschloß in Marienwerder eine hochansehnliche Versammlung. Der Landesherr ist umgeben von dem Probst, dem Dekan, dem Official d. h. dem bischöflichen Richter, dem Scholastikus und dem Kustos, welche zum Vorstand des Kapitels gehören, und von fünf andern Domherren. Ferner haben sich eingefunden der Dompfarrer, 9 Brüder vom Hause des Bischofs, 6 Brüder vom Domherrnhause, 4 Mannen und Ritter des Bischofs, 4 bischöfliche Schultheisse, die Pfarrer von Gr. Krebs und Redow, sowie ein Schreiber und außer diesen 37 Personen noch andere ehrbare Männer, deren Namen nicht besonders aufgeführt worden. Der Bischof Berthold hat diese Versammlung einberufen, um allen Streitigkeiten ein Ende zu machen und der Stadt eine neue Handfeste zu geben. Gerade 100 Jahre früher wird in einer Urkunde ein Stadtrichter Theodorich erwähnt. Ob dieser Stadtrichter von Hermann Ball im Namen des Ordens eingesetzt, oder von der jungen Gemeinde kraft des ihr verliehenen Rechtes gewählt worden war, läßt sich mit Sicherheit wohl nicht mehr entscheiden. Ist das letztere der Fall gewesen, dann hat die Bürgerschaft dieses Recht im Laufe der Zeit verloren; denn die betreffende Stelle in der Handfeste, die in der oben geschilderten Versammlung verlesen wurde, lautet: „Wir wollen ouch das stat gerichte uns vribehalde und unser Kirchen und wellen seczen einen scholtheis ond richter noch unsem willen und ouch nach der stat nutze und vrome“.\*) Das Gericht war

\*) Möller, Mitteilungen über das Gerichtswesen in den preuß. Städten unter der Ordensherrschaft. Zeitschrift des historischen Vereins für den Reg.-Bez. Marienwerder, Heft 21, S. 7.

also ein landesherrliches — welches innerhalb der Stadt allein in strafrechtlichen und im bürgerrechtlichem Verfahren Recht zu sprechen, sowie auch in Polizeigerichtssachen zu entscheiden hatte. Der Stadt werden nur „die kleinen Gerichte“ (die Polizeigerichtsbarkheit) vor den Thoren und zwar nur in der Bürger Police (vorstädtische Ansiedelung) nicht auch in der Police des Kapitels verliehen.\*)

Die Abgaben, welche die Bürger an den Bischof zur Anerkennung seiner Oberhoheit und ihrer Untertänigkeit alle Jahr zu Martini zu entrichten haben, beträgt 6 Schilling für den in der Stadt gelegenen Hof. Diese Grundsteuer ist die einzige Abgabe, welche die Handfeste dem Kölmer — dem Großbürger nach kölnischem oder kölnischen Recht — auferlegt.\*\*)

Die Regelung des Wehrpflichtverhältnisses war nicht landesherrliche Sache, vielmehr Sache des Ordensstaates. Die Wehrverfassung dieses Staates beruhte aber auf dem Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht. So wie wir diese Verfassung kennen, hatte Marienwerder im Kriegsfalle eine bestimmte Zahl Wehrmänner zu dem vom Großkomtur und seinen Ordensrittern befehligten Feldheere zu stellen, während alle übrigen Bürger der Wehr angehörten, welche die Stadt und das Schloß zu verteidigen hatte.

Von der Entscheidung in Bezug auf den Grundbesitz, durch welche der Bischof Berthold in der Handfeste den Grenzstreitigkeiten ein Ende machte, ist schon in dem Abschnitt: Vorstädte und Grundbesitz die Rede gewesen. Die endliche Entscheidung war für die Stadt um so bedeutungsvoller als ihr ausgedehnter Landbesitz gut bewirtschaftet wurde, und die Kultur namentlich in der Niederung im 14. Jahrhundert zu einer außerordentlichen Höhe gedieh.

Einblicke in das gesellige und in das geistige Leben der Gesellschaft unserer Stadt zur Zeit ihrer Blüte im Mittelalter sind uns aus Mangel an Hilfsmitteln leider zu wenig vergönnt. Wir sind daher darauf angewiesen, gleichzeitige Zustände in anderen preussischen Städten, über welche wir besser unterrichtet sind, ins Auge zu fassen, wenn wir uns einige Vorstellungen in jener Beziehung auf unsere Stadt machen wollen. Um das Jahr 1300 hatte Elbing schon eine Ratschule. Dann hören wir im Laufe der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts von Domschulen in Königsberg, Braunsberg, Thorn und in anderen Städten. Nun wird, wie wir vernehmen, unter den in der Versammlung am Oster-

\*) Bütter, Marienwerder im Jahre 1336 und 1393. In derselben Zeitschrift Heft 19, S. 1 ff.

\*\*) Nach der Handfeste für Kulm vom Jahre 1250 machen 60 Schilling 2,88 Mark nach unserem Gelde.



dienstage 1336 anwesenden Vorstandsmitgliedern <sup>des</sup> Domkapitels der Scholastikus genannt, die Handfeste fügt wie bei den übrigen 36 Anwesenden auch den Namen dieses geistlichen Herrn bei, nämlich Petrus von Böhmen. Der Scholastikus hatte das wichtige Amt der Aufsicht über die Domschule und über die Elementarschule des Ortes, die sogenannte Pfarrschule. Dieser hohe Herr wählte den Rektor und die Lehrer der Domschule, stellte den Lehrplan und den Ordnungsplan der Schule auf, war bei der jährlichen Aufnahme der Schüler am 15. März zugegen und entschied in allen wichtigen Angelegenheiten der Anstalt. War nun zu jener Zeit ein Scholastikus im Domkapitel zu Marienwerder, so folgt mit Sicherheit daraus, daß unsere Stadt damals auch eine Domschule hatte, und wahrscheinlich hatte sie auch eine Pfarrschule, zumal ja das Schulwesen in Preußen in jenem Jahrhundert in einer nicht verkennbaren Blüte stand. Die Domschule war eine höhere Lehranstalt. Sie zerfiel in eine innere und eine äußere Schule. In die innere Schule wurden nur Knaben aufgenommen, für welche ein Gelöbniß — sei es von ihnen selbst, oder für sie von ihren Eltern — vorlag, daß sie sich dereinst dem geistlichen Stande widmen wollten, während zur Ausnahme in die äußere Schule eine solche Bedingung nicht gestellt wurde. Der Lehrplan einer solchen Domschule mußte wenigstens das Trivium — Grammatik, Rhetorik und Dialektik — umfassen. Daß die Domschule in Marienwerder zu irgend einer Zeit auch den höheren Lehrplan — das Quadrivium — Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik — gehabt haben sollte, ist ohne weiteres nicht anzunehmen. Schulferien kannte man im Mittelalter nicht, wohl aber jährliche Schulfeste, die mit allerlei Scherzen, Mummereien und Spöttereien verbunden waren und oft sehr ausarteten.

Durch den Einfluß kenntnisreicher, akademisch gebildeter Männer, sowie vor allem durch den Verkehr, in welchen die preußischen Handelsstädte mit dem Auslande traten, stellte sich auch eine geistige Verbindung mit fremden Ländern her: fremde Sitten kamen herüber. 1310 erbaut sich die „Brüderschaft St. Georgs zum Artushofe“ in Thorn, welches als die erste Teilnehmerin am überseeischen Handel erscheint, ein Haus auf dem Markt. Neun Jahre später wird die „Gesellschaft des Königs Artus“ in Elbing erwähnt.\*) Der Pflege der Ritterlichkeit, Geselligkeit und des Vergnügens zu leben, dabei auch die Wohltätigkeit nicht außer Acht zu lassen, das war der Zweck dieser Brüderschaften, jener Nachbildung der in England längst entstandenen „Gesellschaften vom König Artus und

\*) Lohmeyer S. 224.

seiner Tafelrunde“. Sollte nicht das St. Georgs-Hospital auf dem Flotthwellplatze, welches, wie wir gesehen haben, vor Zeiten vor dem alten Marienburger Thor gestanden hat, ein Denkmal sein, welches eine ähnliche hiesige Gesellschaft hinterlassen hat?

Solche Brüderschaften standen im Mittelalter in enger Verbindung mit der Religion und Kirche. Jedes der vornehmeren Gewerbe, welche zum Eintritt in eine solche Gesellschaft berechtigt waren, besaß in der Regel in der Stadtkirche einen seinen besonderen Schutzheiligen gewidmeten Altar. Von den Weihkreuzen in dem Dom ist schon gesagt worden, daß sie Zeichen der Weihe seien, welche die Altäre erhalten haben, die unter ihnen einst standen.

Hiernach wäre es wohl nicht zu gewagt anzunehmen, daß eine St. Georgs-Brüderschaft in Marienwerder im 14. Jahrhundert bestanden hat, und daran die Vermutung zu knüpfen, daß einige jener Altäre im Dom zu dieser Gesellschaft in Beziehung gestanden haben.

In den Städten Deutschlands hatte sich in jener Zeit die Sitte des Bogenschießens eingebürgert. Gilden hatten sich überall gebildet, die diese Belustigung der Bürger zum Zweck hatten und feste Satzungen aufstellten, welchen sich die Mitglieder unterwerfen mußten. Da bedurfte es nicht erst des Vorgehens des Hochmeisters Winrichs von Kniprode, wie man wohl gesagt hat, um diese Sitte auch in das Ordensland zu übertragen. Das zu hohem Wohlstande gelangte Bürgertum der preussischen Städte ließ es sich vielmehr nicht entgehen, dieses Hauptvergnügen des Bürgertums des Mutterlandes auch bei sich einzuführen, und sicherlich hat auch Marienwerder schon im 14. Jahrhundert eine Schützengilde gehabt, obwohl wir erst 2 Jahrhunderte später von einer solchen hören

## 2.

### **Niedergang des Wohlstandes der Stadt im 15. Jahrhundert, wieder aufsteigende Entwicklung bis 1772.**

#### a. Außere Ereignisse und Verhältnisse.

Ein Großstaat eigener Art war gegründet und zu hoher Blüte gebracht worden durch die Ritter des Deutschen Ordens, durch jene „Begebenen Leute“, welche durch die drei Gelübde der Keuschheit, des Gehorsams und der Armut für immer jeder Herzensregung und jeder Willensregung und selbst des kleinsten Besitztums entsagt hatten, um sich ihr Lebenlang dem Willen und Befehl ein jeder des Vorgesetzten und alle des Meisters zu „begeben“. Darin lag die Macht des Ordens, aber auch sein Verhängnis. Diese Mönche lebten ja nicht als

Eingeschlossene zwischen Klostermauern; als tapfere Soldaten, waghalsige Kaufleute, kühne und weitschauende Staatsmänner kamet sie fortwährend mit der Welt in engste Berührung und sahen vor allem das Aufblühen des Wohlstandes und des Freudenlebens in dem Bürgertum, welches dem Orden untertänig war. Da konnte es nicht ausbleiben, daß mit der Zeit in diesen Mönchen menschliche Lust, menschliches Begehren, menschlicher Wille und Troß erwachten. Mit diesem Erwachen aber begannen der Orden und sein Staat aus den Fugen zu gehen. Die weitere Folge war dann, daß diese wankende Macht den Angriffen ihres Erbfeindes, des Königs von Polen, auf die Dauer kräftigen Widerstand nicht mehr leisten konnte.

Im Herbst des Unglücksjahres 1410, in welchem am 15. Juli das Ordensheer auf der Wahlstatt von Tannenburg vernichtet worden war, nahte Jagiello, nach achtwöchentlicher vergeblicher Belagerung von Marienburg auf dem Rückmarsch nach Polen begriffen, den Thoren von Marienwerder. An eine Verteidigung der Stadt war bei der allgemeinen Mutlosigkeit nicht zu denken. Der König zog ein, empfangen von dem Bischof und dem Kapitel. Zuerst besuchte Jagiello das Grab der heiligen Dorothea, dann zog er mit seinem Gefolge in das Schloß, wo er gastlich aufgenommen wurde, während seine Truppen in der Stadt ihre Bewirtung erhielten. Der König versprach, der Stadt Freiheit zu verleihen. Am anderen Morgen aber ließ er das Zeughaus, das Vorschloß und alle herrschaftlichen und städtischen Speicher ausbrechen, auf vielen Wagen wurden Geschosse, sonstiges Kriegsgerät und Borräte aller Art nach Stuhm gebracht, um die dortige Burg zu versorgen, während der König mit seinem Heere den Marsch fortsetzte.

Wohl in Folge der Erbitterung über diese Behandlung, welche die Stadt seitens der Polen erfahren hatte, dann sicherlich auch beeinflusst durch das großzügige Auftreten Heinrichs von Plauen im Ordensstaat, finden wir vier Jahre später die Bürgerschaft von Marienwerder von einem ganz anderen Geiste beseelt. Nach dieses Hochmeisters Sturz unternimmt Jagiello 1414 abermals einen Verheerungszug durch Preußen, namentlich durch Pomersanien. Riesenburg wird erstickt und zerstört, dann erscheint ein polnisches Heer vor Marienwerder. Heldenhaft werden von den Bürgern alle Stürme des Feindes zurückgeschlagen. Endlich gelingt es ihm, die Mauern zu übersteigen. Da ziehen sich die Bürger in das Schloß zurück, schleudern brennende Bedeckfränze auf ihre eigenen Häuser und äschern die Stadt ein, damit die Polen sich nicht in ihr festsetzen und sie zu einem Stützpunkt ferneren Unternehmungen machen können. Eben so heldenmütig wird nun das Schloß von



den Bürgern verteidigt, und den Feinden wird so viel Schaden zugefügt, daß sie schließlich die Belagerung aufgeben und abziehen müssen.

In den folgenden Jahrzehnten vollzog sich in dem Ordensstaate eine folgenschwere Wendung. Das reich und mächtig gewordene deutsche Bürgertum in den preussischen Städten, namentlich in den Handelsstädten, wollte sich der morschen Ordensherrschaft nicht mehr fügen. So entstand in dem alten Staat ein neuer Staat mit dessen Geschichte der Name der Stadt Marienwerder verknüpft ist. Der Vorstand des preussischen Städtebundes beschloß nämlich eine Tagfahrt zu Marienwerder, damit dort der Bundesbrief entworfen und besiegelt werde. Und als nun der bestimmte Tag gekommen war — der Sonntag nach Judika, der 14. März 1440 — da waren in dem Rathausjaale in Marienwerder die Vertreter der führenden preussischen Hansastädte, Thorn, Kulm, Elbing, Danzig, Königsberg und Braunsberg, sowie die Vertreter der übrigen Städte und die Abgesandten der Ritterschaft, die sich dem Städtebunde angeschlossen hatten, mit ihren Knechten versammelt. Beratung und Beschlußfassung waren bald beendet, da sich die Bundesglieder längst über das Wesentlichste geeinigt hatten. Weitere Versammlungen von Vertretern von Bundesstädten fanden hier in den Jahren 1450 bis 1453 statt. Sie sind theils im Rathause, theils im Dom abgehalten worden. Marienwerder befand sich in einer Zwangslage. Zögernd hatte es sich dem Städtebund angeschlossen. Der Druck der Hansastädte auf die Mittelstädte war zu stark. Einmal auf der abschüssigen Bahn, mußte unsere Stadt auch den folgenden verhängnisvollen Schritt mitmachen, als im Februar 1554 der Bund dem Hochmeister und dem Orden den Gehorsam aufgab; auch der Bischof Caspar von Pomesanien schloß sich den Aufständischen an. Als jedoch nach der für die Massen des Ordens siegreichen Schlacht bei Konitz (am 18. September 1454) der Krieg für den Orden eine günstige Wendung zu nehmen schien, kehrten der Bischof und die Bürger freiwillig zum Orden zurück und blieben demselben trotz aller Angriffe und Drangsale bis zum Schluß des Krieges treu. Nun begann allerdings einer der unheilvollsten Zeitabschnitte, die in der Geschichte der Stadt verzeichnet sind. Der Bischof hatte auf die Bitte des Hochmeisters sein Silberzeug in die Münze gesandt, um die Kriegskasse zu unterstützen, mit welcher es in Bezug auf die Auszahlung des Soldes der Söldner meist schlecht bestellt war. Die Stadt bekam dafür eine Abteilung Söldner zur Besatzung. Der Schutz war um so nötiger, als Marienwerder an der Straße nach Polen lag, welche durch Verrat der einen Söldnertruppe in die Gewalt der Polen geraten war. Diese Besatzung unternahm nun aber, unterstützt

von anderen Abtheilungen des Söldnerheeres des Ordens, Streifzüge gegen Orte, die mit polnischen Besatzungen belegt waren. Dagegen beunruhigten die Polen wieder die Stadt Marienwerder. So ließ sich z. B. eines Tages ein polnischer Heerhaufen in Neugut (Rossgarten) sehen; er wurde mit Erfolg überfallen und zurückgeworfen. Im Juli 1458 erschien der König selbst vor den Mauern der Stadt; doch vermochten die Bürger und die Ordensleute seine Angriffe erfolgreich zurückzuweisen. Ein besonderes Unglücksjahr war das Jahr 1460. In der Stadt mochte es in den ersten Monaten dieses Jahres wohl schon von unheimlichen Versammlungen, die in dem Keller des Rathauses stattfanden, gemunkelt haben. Dann kam von außen die Kunde, eine polnische Schar der Graudenzer Besatzung stehe in Gotteswerder (Grabau). Zur guten Stunde wurde der Anschlag entdeckt. Die geheime Gesellschaft im Keller des Rathauses hatte den Plan gefaßt, den Polen die Stadt in die Hände zu spielen, und an der Spitze dieser verräterischen Verbindung standen zum Erstaunen der Bürger Nicolaus Polan, der Bürgermeister von Marienwerder, und sein Cumpan (der Beigeordnete). Mehrere der Verschwörer entkamen, andere wurden verhaftet; von den letzteren flüchteten vier in ein Haus jenseits der Rogat; das Haus geriet in Brand, in den Flammen fanden die Flüchtlinge ihren Tod. Polan wurde geschächt, verlor sein ganzes Vermögen und lebte nachher bei den Feinden, bei denen er den erhofften Lohn vergeblich suchte.<sup>\*)</sup> Im Juli desselben Jahres ernteten die Polen und Bundesleute die Felder bei Marienwerder ab und verheerten die Umgegend; im November überfielen sie von Schwetz her die Stadt Marienwerder, erstiegen die Mauern, plünderten und brannten die Stadt aus. Die Ordensleute und die Bürger zogen sich in den Dom und in das Schloß zurück, verteidigten glücklich die Burg und bedrängten den Feind derartig, daß er mit seiner Beute abziehen mußte: „in der Stadt“, heißt es, „geschah Mord und Jammer“.

Im Thorner Frieden von 1466 blieb das bischöfliche Land mit der Stadt Marienwerder in dem alten Verhältnis zum Orden, während die nördlich und südlich angrenzenden Teile Pomesaniens, sowie Pomerellen im Westen mit Polen vereinigt wurden.

Der dreizehnjährige Krieg war zu Ende. Die Stadt beginnt sich allmählich von allem Leid und aller Noth zu erheben, die ihr der Krieg und inzwischen auch Weichseldurchbrüche bereitet haben. Da brach neues schweres Unglück über sie herein. In dem sogenannten Pfaffenkriege ergriff das Domkapitel die Partei des

<sup>\*)</sup> Toeppen 17.

Ordens. Am 24. September 1478 wurde die Stadt nach einer tapferen Verteidigung von den Polen erstickt. Wieder zogen sich die Bürger wie früher in den Dom und in das Schloß zurück und zündeten von hier aus ihre Stadt an. Immer enger schlossen die Feinde Dom und Schloß ein; furchtbare Zerstörungen richteten ihre Geschosse an. Kirche und Dom seien „zerfallen und dachlos“, heißt es nachher in einem ergreifenden Bericht des Bischofs, „daß wir, so es regnete, wenig trockene Stellen fanden.“ In der Mitte des Novembers hatte es schon den Anschein, als könnten die Bürger sich nicht lange mehr halten, da auch die Vorräte der Lebensmittel zur Reize gingen. Aber erst am Neujahrstage 1479 fand die Übergabe auf Gnade und Ungnade statt.

Von dem ersten Unglücksjahre der Stadt im 16. Jahrhundert, von dem Jahre 1505, ist schon die Rede gewesen, in welchem in dem städtischen Niederungsgebiet alle Saaten und Früchte durch eine Überschwemmung vernichtet wurden. Die folgenden fünfzehn Jahre waren eine Zeit friedlicher Entwicklung und Erholung. In dem Kriege aber, welchen der letzte Hochmeister, der Markgraf Albrecht von Brandenburg gegen die Krone Polens führte, war Pomesanien und die Stadt Marienwerder wieder ein Hauptteil des Kriegsschauplatzes. Nachdem die Polen Niesenburg und andere Städte besetzt hatten, griff einer ihrer Heerhaufen am 28. Januar 1520 auch die Stadt Marienwerder an. Sie vermochten indessen die Mauern nicht zu ersteigen, obwohl sie mit Sturmleitern gut versehen waren. Ein stärkeres Heer mit zahlreichem schwerem Geschütz rückte am 12. März vor die Stadt. Den ganzen folgenden Tag wütheten die polnischen Geschosse, und ein Sturmangriff auf die Stadt folgte dem andern. „Als dann große eiserne Kugeln, wie man sie sonst selten gebrauchte, größer als die gemeinen Karthausen treiben, fast wie die scharfe Mose“, das Schloß seiner Wehren ganz beraubt, im Dom die St. Dorotheen-Kapelle und an der Stadtmauer einen Turm schon völlig vernichtet hatten, übergab die Besatzung die Stadt und das Schloß, und endlich überlieferten die Dombherrn auch den Dom.

Mit der Umwandlung des Ordensstaates in ein weltliches Herzogtum, wovon in einem späteren Abschnitt weiter die Rede sein wird, begann für Marienwerder eine lange Zeit des Friedens. Zwar wurde die Ruhe in dieser Zeit zweimal durch Kriegslärm unterbrochen, nämlich 1563 während des sogenannten Kustriees, wo Herzog Albrecht mit großer Macht zum Schutze seiner Grenzen in Marienwerder erschien, sodann im Jahre 1576, als König Stephan Bathori auf seinem Zuge gegen Danzig Marienwerder



berührte.<sup>\*)</sup> In beiden Fällen aber blieb die Stadt vor den Schrecken des Krieges bewahrt. Weit mehr hatte die Stadt dagegen durch zwei Brände zu leiden, von denen der eine im Jahre 1540 die innere Stadt selbst heimsuchte und einen Teil derselben zerstörte, und der andere 1572 die Höfe und Scheunen vor den Mauern einäscherte.

In den schwedisch-polnischen Kriegen des 17. Jahrhunderts war Marienwerder wiederum größeren Gefahren ausgesetzt, als die meisten anderen Städte Preußens. In dem ersten dieser Kriege blieb die Stadt vor schlimmen Belästigungen verschont. Am 19. August 1628 bezog Gustav Adolf mit gesamter Macht ein Lager bei Baldrum; eine Abteilung seines Heeres wurde nach Rothof vorgeschoben, eine zweite Abteilung rückte gegen Marienwerder vor. Graf Thurn, der Befehlshaber der letzteren Truppe, forderte den Führer der kleinen Besatzung der Stadt, Kapitänleutnant von Zabeltitz, auf, abzuziehen. Als Thurn auf Schwierigkeiten stieß, ließ er zwei lederne Kanonen<sup>\*\*</sup>) gegen die Stadt auffahren. Ohne Kampf wollte Zabeltitz aber trotz der ihm gegenüberstehenden größeren Übermacht den Platz nicht aufgeben. „Hierauf (Thurn) allsbald die Stücke mit 3 Schüssen ins Haus (Domherrnschloß) und Stadt gelöset und durch den Trompeter anblasen lassen.“ Nun verließ Zabeltitz die Stadt. Nur eine kurze Zeit hielten die Schweden die Stadt zu ihrer Sicherheit und Deckung des Rückzuges besetzt.<sup>\*\*\*</sup>) Im zweiten schwedisch-polnischen Kriege (1655—1660) waren die Schicksale der Stadt wechselvoller. Die

\*) „Ano 1576 ist Stephanus Bathori, König in Polen, den 2. September zu Marienwerder angekommen und eingeholet worden, eine Nacht allda gelegen und eine Mahlzeit allda gehalten und ist die einige Mahlzeit aufgegangen; 28 Ochsen, 92 Schöpsen, 5 Schock Hühner, 3 Schock Gänse, 3 Tonnen Sa'z, 10 Seiten Speck, 1 Tonne Butter, anderthalb Last Mehl, 18 Last Hafer, 8 Ohia Ungarwein und Muskateller, 80 Tonnen Bier, ohne Würze und das andere“ — wobei wir jedoch ausdrücklich bemerken,“ fügt Zoepfen S. 23 diesem Bericht Hennebergers zu, „daß dem Könige diese Lebensmittel nicht von der Stadt, sondern vom Schloß geliefert wurden“

\*\*\*) „Lederne Kanonen“ waren leichte mit 2 Pferden bespannte Geschütze, deren dünne Rohre man durch einen ledernen Überzug von dem Springen sichern zu können glaubte. Bis in das 19. Jahrhundert hat auf dem Platz, welchen heute der Garten des Neuen Schützenhauses einnimmt, ein Krug gestanden, der in der Erinnerung an jene Tage den Namen „Lederne Kanone“ erhalten hatte. Zoepfen S. 28. Jahn S. 118.

\*\*\*\*) v. Flanß, Kriegs- und Heeresgeschichtliches von Marienwerder. Zeitschrift des hist. Vereins für d. Reg.-Bez. Marienwerder. Heft 41 S. 51.

erste Besetzung durch die Schweden im Dezember 1655 war nur vorübergehend, da sich Friedrich Wilhelm mit den Schweden verständigte. Als jedoch der Kurfürst im Frieden zu Wehlau (1657) wieder auf die Seite Polens trat, erschien 1658 ein größerer Heerhaufen vor der Stadt, nahm dieselbe ein und plünderte sie; die kleine Besatzung des Schlosses aber verteiligte sich glücklich, so daß die Schweden nach empfindlichen Verlusten wieder abziehen mußten. Im Januar 1659 rückten die Schweden abermals vor Marienwerder, die Stadt mußte sich ergeben und nach kurzem Widerstand auch das Schloß. Auch dieses mal ging es nicht ohne Plünderung ab. Die Besatzung währte jedoch nicht lange. Ein zweiter Angriff um die Mitte desselben Jahres, bei welchem die Vorstadt schon in die Hände der Schweden kam und die Feinde schon die Sturmleitern an die Mauern gesetzt hatten, wurde von den Bürgern\*) und der Besatzung des Schlosses siegreich abgeschlagen.

Nach dem Frieden von Oliva (1660) erfreute sich die Stadt fast ein Jahrhundert der Ruhe und des Friedens, dagegen wurde sie in dieser Zeit (1710) von einer schweren Feuersbrunst heimgesucht, welche die Ostseite des Marktes, sowie die Breite Straße bis zur Graudenzler Vorstadt zerstörte.\*\*)

Die Schöpfung des stehenden preußischen Heeres durch den Großen Kurfürsten und die weitere Vermehrung desselben unter den Nachfolgern Friedrich Wilhelms übten auch auf Marienwerder ihre Nachwirkungen aus. Die häufigen Truppenmärsche und Einquartierungen verursachten schon unter dem Großen Kurfürsten der Stadt mancherlei Kosten. Von 1690 ab hat Marienwerder wohl mehr als 60 Jahre lang eine Besatzung gehabt, die zunächst aus Infanterie,\*\*\*) später aus Kavallerie bestand. Im Südflügel des Schlosses war seit 1728 das königliche Proviantamt, während vor der Stadt in der Nähe des Hospitals seit jener Zeit ein Heumagazin errichtet war. In der Kasernenstraße (früher wie der andere Teil dieser Straße auch Mauerstraße genannt) befand sich eine Kaserne. Die Hauptwache war in einem Nebengebäude des Rathauses.

Von dem polnischen Erbfolgekrieg, in welchem Friedrich Wilhelm I. dem Kaiser ein Hilfsheer stellte, in dessen Reihen der Kronprinz Friedrich zur Befriedigung seines Vaters zum erstenmal

\*) Für die bei dieser Verteidigung bewiesene Tapferkeit erhielt die Schützengilde vom großen Kurfürsten eine Auszeichnung.

\*\*\*) Heise, S. 36, S. IV.

\*\*\*) Flanß, Kriegs- und Heeresgeschichte von Marienwerder II Zeitschrift für d. hist. Ver. d. Reg.-Bez. Marienwerder, Heft 42 S. 45 ff. Toeppen 29.

seine Feldtätigkeit bewies, ist Marienwerder nur durch den Abmarsch einiger hier liegender Truppenteile, sowie durch den Durchmarsch anderer Regimenter berührt worden. Allerdings hat Marienwerder damals einmal den Thronbewerber der polnisch-französischen Partei in seinen Mauern beherbergt. Von der russischen Partei aus Warschau vertrieben, hätte nämlich König Stanislaus Leszcynski in Danzig Aufnahme gefunden. In Bürgertracht war er dort durch das russische Belagerungsheer entkommen, hatte in Weissenburg, der Montauer Spitze gegenüber, einen Wagen und zwei Pferde gekauft und war so am 21. Juni 1734 in Marienwerder glücklich angelangt, von wo er dann seine Flucht nach Frankreich fortgesetzt hat.

Während des siebenjährigen Krieges erhielt Marienwerder durch seine Lage eine gewisse Wichtigkeit. Um den Uebergang über die Weichsel zu erleichtern und zu sichern, hatte Friedrich der Große schon vor dem Kriege dicht an der städtischen Feldmark da, wo heute bei Klein Grabau die große Eisenbahnbrücke über die Weichsel gebaut wird, einen Damm durch den einen der Arme des Flusses nach der in der Mitte desselben gelegenen Rämpe schütten und von diesem nach dem gegenüber liegenden Ufer eine Schiffbrücke schlagen lassen. Um die Rähne dieser Brücke, sowie zwei Prahme im Winter bergen zu können, wurde auf des Königs Befehl bei Kurzebrack ein Hafen gebaut. Der Hafen wurde 1754, der Damm im folgenden Jahre vollendet. 1757 wurden ein Blockhaus und Schanzen in der Nähe des Dammes errichtet.

In diesem Jahre waren die Russen in Ostpreußen eingeefallen. Da der König seine ganze Heeresmacht auf dem westlichen Teile des Kriegsschauplatzes durchaus nötig hatte, so war die Provinz Preußen nun von Truppen ganz entblößt worden, daher konnten die Russen dann ungehindert in die preußischen Städte einrücken.

Der Einzug des russischen Generals Fermor mit einem glänzenden Stabe in unsere Stadt fand am 8. März 1758 durch das Marienburger Thor statt. Auf seinen Befehl mußten alle Glocken geläutet werden und der Amtsrat Reinhard, sowie der Erzpriester Stürmer ihn begrüßen; denn Fermor nahm als Generalgouverneur von Preußen (bis 1760) sein Hauptquartier in Marienwerder. Da er kein geeignetes Wohnhaus fand, ließ er unter Benutzung eines alten, sehr festen Gebäudes, im Bereich des ehemaligen Vorschlosses des Domherrnschlosses einen Palast bauen, welchen er während seines Aufenthaltes in Preußen bewohnte, „Fermor war ein sehr strenger Mann, aber bald gewann er den Erzpriester der Domkirche Friedrich Stürmer lieb und zog ihn bei allen Gegenständen der Verwaltung zu Rat. So konnte der biedere,



grade und unerschrockene Stürmer die Strenge des russischen Generals mildern und dem bedrängten Lande, insbesondere der Stadt Marienwerder vielfach nützen, was er denn auch redlich erfüllte.“\*) Der verhältnismäßig milderen Behandlung der Stadt lag aber wohl auch eine aus politischen Absichten hervorgegangene Weisung des Carou zu Grunde, in dessen Umgebung Preußen schon als eine russische Provinz betrachtet wurde.

„Der erste Lichtstrahl, der sich zeigt! Der Himmel sei gesegnet! Man muß hoffen, daß den Stürmen jetzt die schönen Tage folgen, Gott wolle es!“ So schrieb Friedrich II. an Finkenstein, als sich ein Bevollmächtigter Peters III. dem Hauptquartier des Königs nahte, um Verhandlungen zu beginnen, die denn auch zum Frieden zwischen Preußen und Rußland führten, der am 5. Mai 1762 unterzeichnet wurde.“\*\*) Das war auch ein Lichtstrahl für Marienwerder. Weit im Lande muß sich damals die Kunde von Vorbereitungen verbreitet haben, mit welchen man sich in Marienwerder zu einer glänzenden Feier dieses Friedens in den nächsten Monaten beschäftigte; denn ein Thorner Bürger war eigens zu dieser Feier herüber gekommen, um für die Zeitung seiner Vaterstadt den folgenden Bericht über jene im August stattgefundene Feier abzufassen: „Der Friede wurde in Marienwerder, dem Orte, welcher in diesem Kriege durch die fast beständigen Durchmärsche der Armeen, durch ihre Depots an Artillerie-Ammunition und Proviant und den öfteren Uebergang über die Weichsel berühmt genug geworden ist, sehr artig und nach den Umständen der Einwohner sehr prächtig begangen. Die Feier begann um 6 Uhr morgens mit Blasen von Dankliedern vom Rathhausturm, dem von 7—8 Uhr das Läuten aller Glocken folgte. Um 8 Uhr versammelte sich eine Anzahl Postillons in neuen Uniformen unter Anführung eines Postsekretärs vor dem Posthause und brachte unter dem Schall der Posthörner den kgl. Adler auf, ritten darauf durch die Stadt vor das Tor und eröffneten dann den Zug der Bürger-Parade in die Stadt: Die Bürger-Kompagnien auf Kappen mit karmoisinen Schabracken, dunkelblauen Uniformen und roten Westen und Hüten mit goldenen Tressen und orangenen Kolarden. Vor ihrem Offizier ritt ein Korps Vorreiter und Pauker, in ihrer Mitte der Herold mit einem weißen Stabe. Dann die Bürger-Kompagnien zu Fuß in blauer Uniform. Die zu diesem Feste eigens gefertigte Fahne zeigte auf der einen Seite den der Sonne zusiegenden Adler, auf der anderen das Stadtwappen mit der Umschrift

\*) Zahn 133, Toeppen 32.

\*\*) Roser, Friedrich der Große II. 303 ff.

restaurata paze 1762. Die Musik wechselte zwischen den Hautboisten und den Postillonen. Vor dem Rathause ward Front gemacht, geblasen, Gewehre präsentiert, der Herold veröffentlichte die Friedenspatente, die mit Bivats unter Musik beschossen wurden. Die Infanterie blieb stehen, die Kavallerie aber begleitete den Herold an die vier Ecken der Stadt zur dortigen Veröffentlichung der Patente. Darauf wurden die bisher auf dem Rathause verwahrt gebliebenen Kgl. Adler herausgeholt und unter feierlicher Begleitung an allen Thoren aufgesetzt. Dann folgte der Kirchgang, voran der Herold, dann der Magistrat und die Kgl. Beamten. In der Kirche wurden sie mit feierlicher Musik empfangen. Nach der Predigt folgte unter Trompeten- und Paukenschall das Te Deum. Nachher wurden die Fahnen in des Hauptmanns Wohnung gebracht. Diesen Festlichkeiten wohnte die russische Generalität, unter der besonders der Generalmajor Graf Ostermann in Folge seiner stets bewiesenen Menschenfreundlichkeit sehr beliebt war, sowie eine Menge russischer und preussischer Offiziere bei. In dem feierlichen Bespergottesdienst hielt der Diakonus die Predigt. Am Abend fand im Gasthause ein Konzert statt und viele weitere Festlichkeiten an denen irgendwie jedes Bürgerhaus teil nahm. Überhaupt hat es mir nicht leid getan,“ so schließt der Berichtsteller, „daß ich als Nachbar von Preußen 10 Meilen gereist bin, um an der gerechten Freude der Stadt und des Landes teil zu nehmen.“\*)

### b. I n n e r e Z u s t ä n d e.

Gleich einer Landzunge, an welcher Meeresfluten nagen, ragte das Stückchen Land, auf welchem die Stadt Marienwerder seit dem Thorner Frieden von 1466 lag, in das polnische Reich hinein, wahrlich eine gefährliche Lage für eine deutsche Stadt. Daß der Ernst dieser Gefahr von der Bürgerschaft in vollem Maße erkannt wurde, beweist die Stadtwillkür, welche gleich im folgenden Jahre nach der furchtbaren Verheerung, also im Jahre 1486 entworfen wurde. Die den Ernst und die deutsche Besinnung bezeugenden Sätze jener Willkür lauten: „Kein rechter geborener Pole darf in Marienwerder Bürgerwehrung treiben; solches darf nur der, welcher seine ehrliche Geburt von deutschen Eltern nachweisen kann. Wer Bürgerrecht hat, darf nie in Verbindung mit einem Fremden Handlung treiben, bauen oder kaufen.“ Während diese Sätze das Deutschtum mit einer festen Wehr umgeben und der Gefahr

\*) Thorer wöchentl. Nachrichten 1762 S. 276/8.

v. Flauß, Kriegs- und Heeresgeschichtliches von Marienwerder II. Zeitschrift des hist. Ver. für d. Reg.-Bez. Marienwerder Heft 42 S. 52

fremden Einflusses entgegen treten sollen, denken die Verfasser der Willkür doch auch daran, daß einst die Stunde der Not wiederkehren kann, in welchem die deutsche Stadt mit den Waffen verteidigt werden muß. Ein anderer Artikel lautet daher: Jeder Bürger soll tüchtige Waffen besitzen, die Grundstücke dürfen nicht ohne die Waffen verkauft werden. Die Stadt mag damals einen traurigen Anblick der Zerstörung dargeboten haben. Die Bürger mußten deshalb zum Wiederaufbau angehalten und ermuntert werden, wobei auch die gegenseitige Hilfe in Anspruch genommen werden sollte. Schließlich wollte man verhüten, daß zu viel Grundstücke in der Stadt in eine Hand kämen, wodurch etwa die Zahl der Bürgererben vermindert worden wäre. Unter diesen Gesichtspunkten entstanden die Artikel der Willkür, welche diejenigen mit Strafe bedrohten, die wüste Erben über Jahr und Tag unbebaut hielten, dagegen denjenigen Unterstützung verhießen, welche unbebaute Erben zur Bebauung übernehmen wollten; dabei sollte dem, der in Marienwerder ein Gebäude errichten wollte, jeder Nachbar mit zweien Fuhren behilflich sein. Schließlich besagte ein Artikel, niemand solle sein Erbe verkaufen, er habe es denn Jahr und Tag besessen, auch solle niemand mehr als zwei Höfe in der Stadt vereinigen. Die Willkür bestätigte der Bischof Johannes IV., dessen Name wegen seiner Verdienste um den Wiederaufbau von Marienwerder in der Geschichte der Stadt rühmlichst genannt zu werden verdient. Wir haben in dem Abschnitte: Geschichte des Domes usw. gesehen, daß ihm durch die Unterstützung seitens des Papstes sowie des Hochmeisters die Wiederherstellung des durch die Beschießung von 1778 so furchtbar mitgenommenen Domes und Schlosses in verhältnismäßig kurzer Zeit ermöglicht wurde. Das „Steynhaus an der Ecken“ (die Apotheke unter den Lauben), welches zusammengeschossen war, hat er, wie wir sahen, angekauft, wieder aufbauen lassen und seiner Schwester Ernetraut und ihren Erben geschenkt. Um den Wiederaufbau der Stadt überhaupt zu fördern, beschloß er im Einverständnis mit dem Kapitel, die Zinsen der von alters her auf den einzelnen ehemals herrschaftlichen Grundstücken eingetragenen Schuldenlasten „auf den vierten Pfennig“ zu ermäßigen. Das Verzeichnis dieser Grundstücke hat die Veranlassung zur Anlegung des Stadtbuches gegeben.\*)

Unter dem Bischof Job (von Dobeneck), dem Nachfolger von Johannes IV., zog noch einmal, bevor die geistliche Herrschaft in Pomesanien nach mehr als zweihundert und fünfzigjährigem Bestehen sich ihrem Ende zu neigte, ein gewisser Glanz in das

\*) Toeppen 19.



Bistum, von welchem auch Marienwerder nicht unberührt geblieben ist. Dazu war Hiob ein Mann der neuen Geistesrichtung, er trieb humanistische und geschichtliche Studien, bemühte sich auch an seinem Hofe in Riesenburg eine humanistische Schule zu gründen. Von weit größerer Bedeutung aber war es, daß der folgende Bischof Erhard von Queis (1521—1529) ein entschiedener Anhänger der Reformation war, und daß der Hochmeister Markgraf Albrecht von Brandenburg-Ansbach ebenfalls zur lutherischen Kirche übertrat, das Ordensgewand ablegte und kraft des Krakauer Vertrages (8. April 1525) das Land als weltliches Erbherzogtum von König Siegesmund von Polen zu Lehen empfing. Was Queis begonnen, vollendete der letzte Bischof Paul Speratus, die Ausbreitung und Befestigung der Reformation in Pomesanien. 1526 wurde das Domkapitel aufgehoben. Es entstanden nun die herzoglichen Ämter Marienwerder, Riesenburg, Schönburg. Zunächst verlieh der Herzog dem Bischof Queis das Amt eines Hauptmanns von Marienwerder zu „Lebtagsrechten“ mit allen großen und kleineren Gerichten samt Straßengerichten, jedoch mit der Verpflichtung, die noch vorhandenen Kapitelsherren mit notdürftigem Unterhalt zu versorgen. Auch Paul Speratus, der letzte Bischof, hat diese Amtsverwaltung eines Amtshauptmanns bis zu seinem Tode geführt.\*)

In diesem Zeitabschnitte unserer Stadtgeschichte etwa von der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts an — verbreitet sich schon immer mehr Licht über die inneren Zustände von Marienwerder, namentlich über die Verwaltung und das Gerichtswesen der Stadt.

Marienwerder war, wie wir wissen, mit kulmischem Recht ausgestattet; demnach wurde die höchste städtische Behörde von der Gemeinde gewählt. Diese Behörde der Stadtrat bestand aus 6 Mitgliedern, nämlich dem Bürgermeister, der den Vorsitz führte, seinem Cuman (Beigeordneten), dem Kämmerer und drei Rathsherren. In den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts werden 8 Mitglieder des Stadtrates aufgeführt, und zwar der Bürgermeister, sein Cuman, 2 Kämmerer, 2 Bauherren und 2 Ziegelherren. Die Rathswahl, zu welcher der Bürgermeister den Stadtrat, das Gericht und die Gemeinde nach dem Rathhause beruft, ist mit der „Abhörnung“ der Stadtrechnung verbunden. Das Gericht hat 2, die Gemeinde 4 Wahlmänner zu wählen, wozu dann die 8 Stimmen der Mitglieder, des Stadtrats und noch eine Stimme — wahrscheinlich die des Vorsitzenden, nämlich die des Amtmanns kommen.

\*) v. Flanß, das ehemalige Amt Marienwerder usw. Zeitschrift für d. hist. Ver. f. d. Reg.-Bez. Marienwerder, Heft 34, S. 51.

Jeder der 15 Wähler hat seine Stimme mündlich vor dem Amtmann abzugeben, während der Amtschreiber den Verhandlungsbericht führt. Bei der Bürgermeisterwahl müssen sich der Bürgermeister, sein Cumpan und der nächstfolgende Kämmerer zurückziehen, so daß nunmehr 12 Wähler übrig bleiben. Sollte Stimmengleichheit das Ergebnis des Wahlganges sein, dann erhalten die Amtsdienere, nachdem sie durch Handschlag vereidigt sind, zusammen eine Stimme, welche nun als die siebente den Ausschlag gibt. — Nach jeder Ratswahl folgt die Rechenschaftsablegung, die Musterung der Hausbesitzer und ihrer Waffen und schließlich — ein „Schmaus.“

Die Ratsämter sollten eigentlich Ehrenämter sein, doch ist man im Laufe der Zeit von diesem Grundsatz abgewichen. Den Ratsherren wurde nämlich der Anteil der Stadt an dem Zins für die Weichselfischerei überlassen, und noch andere Zuwendungen aus der Stadtkasse wurden hinzugefügt. Außerdem werden in Kämmererechnungen Gärten an der Rogat erwähnt, welche den Ratsherren, sowie dem besoldeten Stadtschreiber und ebenfalls besoldeten Unterbeamten, wie z. B. dem Stadtdiener u. a. „ausgeteilt“ seien.

In einer am 25. April 1588 von dem Markgrafen Georg Friedrich bestätigten Ordnung werden die Pflichten der Ratsherren zusammengestellt. Der Bürgermeister soll geringe Sachen mit Rat seines Cumpans abmachen, die Amtsführung der Ratsherren, Kirchen- und Hospitalvorsteher, Schulherren und anderer Beamten überwachen, Stadt- und Rathauschlüssel sich mit Fleiß befohlen sein lassen, Mittwoch und Freitag nach vollendeter Predigt die ordentlichen Ratsitzungen abhalten, ohne einheitlichen Ratsbeschluss soll er die Gemeinde nicht zusammenberufen. Den Stadtkämmerern lag nächst der Bewachung der Stadtsiegel und der Schlüssel zur Stadtkasse, die eigentliche Kassenverwaltung, jedoch unter Aufsicht des Bürgermeisters, ob. Auch haben sie für die Erhaltung der Mauern, Türme und der städtischen Gebäude in baulichem Zustande zu sorgen, die Vorsteher der Ziegel- und Kalkscheunen (Ziegelei und Kalkofen), ja auch die Bauherren zu beaufsichtigen, endlich dafür zu sorgen, daß die Vorräte des Stadthofes ordentlich verwendet, und die Arbeiten der Bauhandwerker, Scharwerker und Gärtner pflichtmäßig geleistet werden. Die Ziegel- und Kalkherren haben für die Erhaltung der Ziegel- und Kalkscheunen, für die Beschaffung der nötigen Vorräte an Ziegel und Kalk und für deren ordnungsmäßige Verwendung zu sorgen. Die Pflichten der Bauherren sind, des Rats Acker zu bewirtschaften, auf die „Ausrisse“ an der Weichsel gute Acht zu haben, Stege, Wege und Brücken, desgleichen Gräben und Wassergänge in gutem Stand zu erhalten.

Nach einer Urkunde aus dem Jahre 1393 war das Gericht — außer dem Richter von welchem schon früher die Rede gewesen ist — aus dem Schulzen, dem Schöffenmeister und sechs Schöffen zusammengesetzt. Die Gerichtstafel von 1573 hat außer diesen 8 Mitgliedern noch 2 Kämmerer. Der Richter richtet nach dieser Gerichtstafel in Sachen, bei welchen keine Zeugen gebraucht werden, d. h. in Forderungen unter 3 Mark und in Beleidigungssachen von „Blut, Blau- und Scheltwort“ ohne Mitwirkung der Schöffen, in allen übrigen Sachen „nach Schöffen Urteil in gesagter Bank eines mächtigen Dinges.“ In Bürgerdingen und Halsgerichten soll er alle Geschworenen haben oder wenigstens sechs; in Beidungen und Gastrechten nicht weniger als drei. Der eigentliche Vorsitzende der Schöffen ist der Schöffenmeister. Der erste Kämmerer bewahrt den Schlüssel zur Gerichtslade, der zweite den zur Gerichtsbüchse.

Die Rechtsbücher, nach welchen man damals in Preußen richtete, waren so zahlreich und so schwer erreichbar, daß man in Städten, wie Marienwerder wohl auch noch im 16. Jahrhundert sich mit der Rechtskenntnis begnügte, welche der praktische Dienst von Geschlecht zu Geschlecht überliefert hatte. In jener Zeit wird in Folge dessen überall geklagt, daß die Handhabung des Rechtes so sehr unsicher geworden sei. Um so willkommener wird dem Richter dann ein Handbuch gewesen sein, wie die 1570 in Königsberg gedruckte Schrift: „Die laufenden Urteile, so man täglich bei Gerichte braucht“, von A. Bohlmann. Auf diese Schrift wird in der „Gerichtstafel für Marienwerder von 1570 hingewiesen.“†)

Zu Gefängnissen sind im Laufe der Zeiten verschiedene Tore und Mauertürme benutzt worden. An dem Rathause neben der Hauptwache waren Halseisen und ein Kniegalgen mit bleiernen Tafeln zum Eingraben der Namen der „Deserteure“, in der Nähe ferner ein sichtener Pfahl mit 2 Ringen, spitze eichene Fußpfähle. An die Stelle des Pfahls und der Fußpfähle kam später ein hölzerner Esel. Unter dem Rathause befand sich ein „Gewölbchen, welches zur scharfen Frage und Peinigung destiniert“, darin „ein spanischer Mantel“ und eine „spanische Fiddel“. Die Stelle, wo der Galgen stand, der mit einer starken, mit Strebepfeilern versehenen Mauer umgeben war, haben wir schon kennen gelernt.

Die städtische Gemeinde bestand in alten Zeiten aus den Besitzern der 72 Großbürgerhäuser. Die übrige Bevölkerung der Stadt war von diesen Großbürgern durch eine tiefe Kluft getrennt. Die Großbürger bewohnten nicht bloß ihre Gründe in der Stadt

†) Loeppen 90 ff.



zinsfrei, sondern hatten auch, wie wir in einem andern Abschnitt gesehen haben, zinsfreien Anteil am Ackerland, ferner Anteil an dem Rechte Handlung zu treiben und im städtischen Brauhause zu brauen, wie auch mancherlei Vorrechte auf Weide-, Holz- und Ziegelofen-Nutzung. Dagegen zahlten sämtliche Judenbesitzer Zins an die Stadtkasse und hatten außerdem noch ein gewisses Scharwerk zu leisten. Die Baumittel, welche die Ziegelöfen lieferten, mußten sie höher bezahlen, als die Bürger.\*) Außer den Büdnern siedelte die Stadtverwaltung, wie schon früher erwähnt, auch noch Gärtner an, um jederzeit die nötigen Tagelöhner zu den öffentlichen Arbeiten zu haben.

Der Gemeinde war es besonders daran gelegen, dafür zu sorgen, daß kein Erbe in die Hand der Geistlichkeit oder des Adels oder überhaupt in die Hand von Personen fiel, die sich den Pflichten gegen die Stadt entziehen konnten, und daß jedes Erbe möglichst in dem Stande gehalten würde, der Stadt die schuldigen Dienste zu leisten. „Wer Erbe und Eigen in der Stadt besitzt“, heißt es in den Willküren von 1480 und 1586, „soll dasselbe in eigener Person beziehen und bewahren binnen Jahr und Tag, oder dasselbe in wählende Hand bringen.“

In wichtigen städtischen Angelegenheiten traten, so lange die alten Freiheiten fortbestanden, Rat, Gericht und Gemeinde zur Beschlußfassung zusammen. Gemeinschaftlich haben sie den Anschluß an den preussischen Bund entschieden, gemeinschaftlich stellten sie die Stadtwillkür fest und brachten sie ihre Anliegen und Beschwerden an die herzoglichen Haushaltungsvisitatoren und an die Herzöge selbst. Ob nun die Gemeinde zur Ausübung ihrer Rechte in ganzer Anzahl aller berechtigten Bürger zusammentraten, oder ob sie bei Beratungen und bei den mit Rat und Gericht gemeinschaftlichen Verhandlungen von gewählten Vertrauensmännern vertreten wurden, wie wir das gelegentlich der Ratsherrenwahlen gesehen haben, darüber erhalten wir nirgends Aufschluß.

Die Oberaufsicht über die Verwaltung der Stadtkasse, des städtischen Vermögens, wie überhaupt der städtischen Angelegenheiten, übten im Auftrage des Landesherrn die Haushaltungsvisitatoren aus. Wie ansehnlich die Verwaltung aber oft war, erhellt aus manchen Berichten jener herzoglichen Beamten. So wird 1575 von ihnen gerügt, daß trotz der reichen Ausstattung der Stadt Marienwerder mit Grundbesitz für die Erhaltung der Kirche und

\*) In einer Urkunde von 1574 wird bemerkt, daß den Bürgern das Tausend Ziegel zu 2 Mark, den Büdnern zu 4 Mark, Fremden möglichst teuer verkauft würde.

Schule, der Tore, Thürme, Mauern u. s. w. in hässlichem Stande nicht, wie es sich gebühre, gesorgt werde, auch würden die hinlänglichen Mittel nicht in das „Aerarium“ gebracht. In einem späteren Bericht heißt es: „etliche Jahre seien die Private dem gemeinen Nutzen vorgezogen worden, aus Ursachen, daß die Stadtrechnung in viel Jahren nicht abgehöret worden,“ ferner „es sei dergestalt bisher mit den Stadtgütern gebaret, daß die Gemeine nicht allein allen Feldbau, deren sie in den 173 Hufen des Werderlandes und der Höhe im Gebrauch, sondern auch die Geldsumme der jährlich vermieteten Viehweide unter sich geteilet, dem Rathhaus wenig zukommen lassen.“ Das energische Vorgehen der Haushaltsvisitatoren scheint denn doch wenigstens für eine längere Zeit Wandel geschaffen zu haben.

Den Haushaltungsvisitatoren lag auch die Pflicht ob, dafür zu sorgen, daß die betreffenden städtischen Beamten streng auf die Ausführung und Befolgung der polizeilichen Verordnungen hielten, wie sie in den Willküren von 1480 und 1586 enthalten waren. So soll der Bürgermeister „keine unordentliche Tänze, auch kein Doppeln und Spielen gestatten.“ Er „soll alle Abend der Wache ernstlich einbinden, damit sie außs Feuer gute Aufsicht haben.“ Überhaupt handeln zahlreiche Artikel von Anordnungen zur Abwendung von Feuergefahr. Der merkwürdigste dieser Artikel ist folgender: „Jeder Einwohner soll haben einen ledernen Eimer und eine Spritze; was aber Eckhäuser oder an den Gassen gelegen und ein jeder ganzer Hof deren zwei fertig haben. Im Jahre 1729 mußten auf Befehl des königlichen Kriegskommissarius die silberne Königskette mit dem silbernen Nagel und den silbernen Schilden der Schützenkönige verkauft und für den Erlös eine metallene Feuerspritze angekauft werden. Ein Verzeichnis von 1755 führt unter den öffentlichen Feuerrüstungen 3 metallene Spritzen und 2 „Schlangen“, 10 „Feuerschirme“ usw. auf. Andere Artikel enthalten die Pflichten, welche einerseits die Stadt, andererseits die Bürger zur Instandhaltung der Deiche an dem städtischen Grundbesitz und bei drohender Wassernot zu erfüllen haben.

Straßenpflaster muß schon im 15. Jahrhundert in Marienwerder vorhanden gewesen sein; denn in der Stadtwillkür von 1480 — allerdings in dieser Urkunde zum ersten mal — vernimmt man bereits etwas von dem Pflaster, indem in derselben das regelmäßige Reinigen der Kinnsteine befohlen wird. In dem folgenden Jahrhundert spielen die Ausgaben für die Straßenpflasterung in den Kammerei-Rechnungen schon eine ziemlich bedeutende Rolle. Von den Brücken über die Liebe und über die

Nogat erfahren wir schon 1393 und zwar, daß sie ohne Zweifel damals an derselben Stelle gelegen haben, wo sie heute liegen.

Diejenigen, welche ihr Vieh aus den Brunneimeimern tranken, oder Holz und Steine in die Brunnen werfen, oder sie sonst verunreinigen sollten, werden in jener Willkür mit hohen Strafen bedroht. Die Brunnen in der Stadt waren demnach sogenannte offene Ziehbrunnen, wie dann auch im 17. Jahrhundert immer von Brunnenrädern, Rollen, Leinen und Eimern als Zubehör der Brunnen die Rede ist. Erst im Anfange des 18. Jahrhunderts wird einer Pumpe Erwähnung getan. Nach dem verhältnismäßig hohen Lohn zu schließen, welcher den Brauern für das Wasserziehen in der Willkür zugesichert wird, muß das Speisen der Brauhaukessel außerordentlich schwierig gewesen sein. Um diese Schwierigkeit zu beseitigen, ist vor dem städtischen Brauhaus\*) die Kunst und zwar, wie urkundlich nachzuweisen ist, im Jahre 1586 angelegt worden.\*\*)

Von einer Badestube haben wir schon früher gehört.\*\*\*) Im 16. Jahrhundert gab es zwei Badestuben, eine auf der Höhe, die andere in der Niederung. Wahrscheinlich ist es aber nicht möglich gewesen, für die, welche nach einem erfrischenden Bade verlangten, immer das nötige Wasser bereit zu halten, weshalb dann die Badestuben immer weniger besucht wurden und schließlich im Laufe des 17. Jahrhunderts ganz in Verfall geraten sind.

1690 wird einem Gewürzhändler der weitere Verkauf seiner Waren untersagt, weil die Apotheker durch ihn geschädigt wurden. So hören wir denn zum erstenmal von Apothekern in Marienwerder, und drei Jahr später erfahren wir, daß hier schon zwei Apotheken vorhanden waren und zwar eine unter den Lauben in demselben Hause, in welchem sie sich noch heute als Adler-Apotheke befindet, und die andere in einem Hause in der Marienburger Straße.†) Als die Adler-Apotheke später durch Verkauf in die Hände eines Fremden aus Polen (Samuel Fabian) übergehen sollte, bedurfte der Käufer eines neuen Privilegiums. Friedrich II. erteilte dieses unter dem 27. Februar 1742. Die zweite Apotheke war damals schon seit längerer Zeit eingegangen. Als nun der Apothekengehülfe und Bürger in Marienwerder Johann Danitz um ein Privilegium auf sein Haus zur Wiedereröffnung der zweiten Apotheke einkam, und die Kriegs- und Domänenkammer in Königsberg berichtete, daß Marien-

\*) S II. 1. Lageplan.

\*\*\*) Also nicht von Kopernikus, wie die Sage behauptet.

\*\*\*) III 1.

†) In dem dritten Hause südlich der Kasernenstraße.



werder vormals zwei Apotheken gehabt, und daß Fabian kein privilegium privativum habe, erteilte der König das verlangte Privilegium unter dem 19. März 1743. Diese Apotheke hat 1854 zur Unterscheidung den Titel Ratsapotheke erhalten.

Das St. Georgshospital haben wir schon kennen gelernt. Sodann wird seit 1728 bald von einem Krankenhause, bald von einem Lazaret gesprochen. Möglicher Weise ist unter beiden Benennungen zu jener Zeit ein und dieselbe öffentliche Anstalt, nämlich das Lazaret zu verstehen, welches einst auf dem Döbau in der Lazaretstraße gestanden hat. Später, bis in die siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts hat ein Lazaret am Ende der Rumpengasse (südlich des alten Schützenhauses in der Alten Schützenstraße) bestanden.\*) Die Straße, an der dieses Lazaret lag (ein Teil des heutigen Liebendamms), erhielt infolge dessen den Namen Lazaretstraße, während sie früher Popowkenstraße genannt wurde.\*\*)

Von einem Stadtmedikus hören wir im Anfange der siebziger Jahre des 17. Jahrhunderts; er bezieht 20 Mark Holzgeld, aber sonst kein festes Gehalt.

Im Anschluß hieran sei eines schrecklichen Gastes gedacht, der Marienwerder wie die übrigen preussischen Städte wiederholt heimgesucht hat. Seit ihrem ersten Auftreten im Jahre 1312 ist die Pest in jedem Jahrhundert und zwar meistens zweimal in unsere Stadt eingelehrt. Namentlich war das Jahr 1710 ein Schreckensjahr für die Bürgerschaft. Im Jahre vorher waren ihre Äcker in der Niederung durch Wassernot verwüstet worden. 1710 wurde ein großer Teil der Stadt durch die schon angeführte Feuersbrunst zerstört, und in demselben Jahre stellte sich die Pest auch wieder ein und verlangte ihre Opfer.

Über das Gewerbe und den Handel der Stadt erhalten wir schon durch die Handfeste von 1336 einigen Aufschluß. In dieser Urkunde wurden Fleischbänke, Brodbänke, Schuhbänke, ferner Hakenbuden d. h. Kammern des Kaufhauses (Rathauses) aufgeführt, indem bestimmt wird, daß der Zins von diesen Bänken und Kammern zur Hälfte der städtischen Kammereikasse und zur Hälfte der herrschaftlichen Kasse zufallen soll. Des wichtigsten aller städtischen Gewerbe, der Brauerei, wird in derselben nicht gedacht, offenbar, weil der freiste Betrieb dieses Gewerbes als selbstverständlich vorausgesetzt wird.

\*) Wie ältere Herren erzählen, gehörte dieses Lazaret einem Riemermeister und Ratsherrn Schulz, der es der Stadt verpachtet hatte.

\*\*\*) Popowken von Popowka, welches der Namen eines Weichselarmes gewesen sein soll, den das trockengelegte Bett dieses einstigen Armes stellenweise beibehalten haben soll.

Brauhäuser und Malzhäuser waren in Marienwerder wie in anderen Städten bis in das 15. Jahrhundert öffentliche Anstalten zu gemeinschaftlichem Gebrauch der Rämmeri und der Großbürger. Es gab zwei Brauhäuser, das „alte“ und das „neue“, nach den unterscheidenden Benennungen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, oder, wie sie später genannt wurden, das „vorderste“ und das „hinterste Commune-Brauhaus“. Beide lagen neben einander, wie wir gesehen haben, in der Südwestecke der Stadt zwischen der Westmauer und dem Niedertor hinter der Kunst. Eben so gab es zwei Malzhäuser<sup>\*)</sup>, das alte oder rote Malzhaus, in früheren Zeiten in der Stumpen- (Herren-) Straße, und das neue oder weiße Malzhaus in der Enge (am Getreidemarkt), während im Anfange des 19. Jahrhunderts letzteres das rote hieß, und ein Malzhaus an der Ecke der Wallstraße das „weiße“ genannt wurde.

Die Großbürger benutzten in bestimmter Reihenfolge hinter einander sowohl Malzhaus wie Brauerei gegen Erlegung gewisser Gebühren (Malzgeld und Pfannengeld). Für Rämmerizwecke scheint nur selten gebraut worden zu sein. Das Bier stand längere Zeit in recht gutem Rufe und wurde vielfach in die Umgegend versandt.\*\*\*) Gegen Ende des 16. Jahrhunderts führten die Großbürger aber manche Beschwerden darüber, daß die Erträge ihrer Braugerechtigkeit sehr durch den Wettbewerb zurückgingen, welchen ihr Bier mit den Bieren der Amtsbrauerei und der Brauereien der Edelleute in der Nachbarschaft zu bestehen hätten.

\*) In der Nähe der Brauhäuser hat in älterer Zeit auch ein Malzhaus gelegen, welches aber später versiel und dann abgerissen wurde.

\*\*) Jahn berichtet S. 99: Zwei Kapitelsherren, welche Bier-Schuppen genannt wurden, mußten von Zeit zu Zeit die Städte bereisen und die Brauereien besuchen. Diese Schuppen gaben 1443 den Bieren in 45 Städten verschiedene Namen: Das Bier in Marienwerder z. B. nannten sie „Narren-Kaße“. Ferner S. 109, König Sigismund I. von Polen erließ 1518 eine Verordnung, welche den polnischen Untertanen in Preußen den Handel in die Ordenslande bei Leibesstrafe u. s. w. untersagte. Das Bier der Stadt Marienwerder ward wegen seiner vorzüglichen Güte weit und breit gerühmt und von den angrenzenden polnischen Preußen käuflich verschaffen. Es war besonders in der Stadt Mewe sehr beliebt, und die Mewer wurden bei der vorgedachten Verordnung genötigt, das Bier von Marienwerder heimlich einzuschmuggeln. Bei einer solchen Bierschmuggelerei sollen zwei Einwohner von Mewe von polnischen Grenzaufsehern ertappt, mit ihnen in Kampf geraten, und einer der Ersteren soll dabei getötet sein. Seitdem soll auch das Marienwerderer Bier „Mord und Todschlag“ genannt sein.

Wie die reichen Bürger in den größeren preussischen Städten ihre Artushöfe als Versammlungs- und Vergnügungsorte hatten, so besaßen die Bürger von Marienwerder auch ihr allerdings bescheidenes, der Geselligkeit gewidmetes Klubhaus in der Gilde oder dem Gildehause. Es muß dieses ein saalartiger Raum vielleicht mit Nebengeläß in einem der beiden Brauküser gewesen sein.

Zu den wichtigsten Gewerben, welche schon in alter Zeit in Marienwerder betrieben wurden, gehörte die Tuchmacherei. Die Nachrichten über dieses Gewerke beginnen seit dem Ende des 14. Jahrhunderts, freilich zuerst recht spärlich, sie mehren sich aber im 17. und 18. Jahrhundert. Daß die Zahl der Tuchmacher verhältnismäßig groß gewesen sein muß, geht aus der Höhe des Bankenzinses hervor, welchen sie an die Kirche zu zahlen hatten. Von den vier Gewerken, der Schuster, Schneider, Bäcker und Tuchmacher, welche im 17. Jahrhundert eigene Bänke in der Kirche hatten, zahlten die letzteren nämlich den höchsten Zins, und im 18. Jahrhundert war das Tuchmachergewerke das einzige, welches noch seinen Stand im Dome besaß. Schon zur Ordenszeit haben die Tuchmacher ihre eigene Walkmühle gehabt und zwar neben der Domherrenmühle (der späteren Grüzmühle.) Friedrich der Große leiht 1755 den Tuchmachern zur „Hebung der Wollmanufaktur“ auf gemeinschaftliche Bürgschaft eine Summe von 400 Thalern zu 4 vom Hundert.

Die Zahl 12 der Schuhbänke ist der 1612 vom Kurfürsten Johann Sigismund und 1657 von Friedrich Wilhelm bestätigten Rolle des geschlossenen Gewerbes der Schuhmacher zu Grunde gelegt. Aus dieser Rolle ersieht man unter Anderem, daß kein Meister mehr als 2 Gesellen und 1 Lehrling, oder 3 Gesellen ohne Lehrling halten durfte, und daß die Lohgerberei damals von dem Gewerbe selbst besorgt wurde. Die im Jahre 1607 auf kurfürstliche Kosten bei der Hammermühle für die Schuhmacher erbaute Lohmühle ist dem Gewerke 1708 in Erbpacht gegeben worden. Im Stadtbuch kommt schon 1500 ein Gerbehäus vor, vielleicht dasselbe, welches die Schuhmacher später auf der Salaterei besaßen. Dann wird noch ein anderes Gerbehäuslein vor dem Graudenzer Tor erwähnt und auch eine Weißgerbermühle neben der Domherrenmühle.

In Bezug auf die Bäckerinnung ordnet die Stadtwillkür von 1586 an, man soll den Bäckern das Brot alle Monat oder Quartal aufziehen und wägen lassen, und ihnen, wie das Getreide steigt und fällt, nach Würden schätzen. Die Zahl 6 der Brotbänke im 16. Jahrhundert verdoppelt sich im 17. Jahrhundert und hält sich in dieser Höhe auch im 18. Jahrhundert. Wann



aber die Bäckermühle diesen Namen bekommen, und in welchem Verhältnis sie zum Bäckergewerk gestanden hat, ist nicht mehr zu erfahren.

Der Geburtstag der Fleischerinnung fällt in den Juni 1581. In jenen Jahren hatten zwei Fleischermeister unserer Stadt wohl mit Zustimmung ihrer Genossen an die Ältesten und Meister des Handwerks der drei Städte Königsberg das Gesuch um Verleihung der Innungsrechte gerichtet. Das Gesuch war von dem Stadtrat unterstützt worden. Hierauf erteilen die Ältesten und Meister Königsbergs den „Fleischermeistern zu Marienwerder Macht und Gewalt, unseres Handwerks Gebrauch nach Gefallen zu fördern, Jungen zu lehren usw., in Summa sich aller Privilegia und Gerechtigkeit zu gebrauchen, wie solches unseres Handwerks ehrlicher Gebrauch allhie als in anderen Ländern erfordert und mit sich bringt usw., den 20. Juni 1581“. Die Bürgerschaft war aber hiermit keineswegs zufrieden. Ihrem Andringen gibt die herzogliche Aufsichtsbehörde 1586 nach. Welches die Ursachen der Unzufriedenheiten waren, ersehen wir aus dem Abschied (Bescheid) der Haushaltungsvisitatoren; „Dieweil befinden, daß die Fleischer die Leute mit dem Fleische merklich übersetzen, indem sie jedes Pfund um zwei Schillinge geben und selten gutes, gemästetes Fleisch zu Markte bringen, so sind die Herren Kommissarien auf etlicher der Untertanen Anhalten bewogen worden, das Freischlachten, wie vormals gebräuchlich gewesen, nachzugeben.“ Die Fleischer gaben aber den Kampf um ihre „Privilegia und Gerechtigkeit“ nicht auf, bis 1633 durch Vermittelung der kurfürstlichen Haushaltungsvisitatoren zwischen ihnen und dem Magistrat ein Vertrag zu stande kommt, der namentlich folgende Bestimmungen enthält: „Die Fleischer in Marienwerder, 6 an der Zahl, bilden eine eigene Zunft, erbauen auf eigene Kosten 6 Fleischbänke unter dem Rathause, zahlen von jeder Fleischbank jährlich 5 Mark aufs Rathaus, außerdem für die Abschaffung des Freischlachtens jährlich 100 Gulden, wovon die Hälfte aufs Rathaus, die Hälfte aufs Amt kommt, endlich noch 8 Pfund geschmolzenen Talgs ins Amt. Vier Personen, je einer aus dem Rat, Gericht, der Gemeinde und dem Amt sollen das Schlachtvieh besichtigen und die Taxe festsetzen. Das Freischlachten in der Stadt und auf eine Meile im Umkreise ist verboten.“ Kurfürst Georg Wilhelm bestätigte den Vertrag. Die Gemüther waren auf die Dauer durch diesen Vertrag doch nicht beruhigt. Der Magistrat war darüber aufgebracht, daß er die 100 Gulden, welche die Fleischerinnung jährlich zu zahlen hatte, mit dem Amt teilen mußte. In der Stadt schalt man dagegen über die Fleischer; das fette, schöne Vieh führten sie aus nach Danzig, da-

gegen mußten sich die Bürger mit dem zähen Fleisch des mageren Viehes begnügen. „Freischlachten! Freischlachten!“ hörte man überall. Im Jahre 1639 kam es endlich zu Unterhandlungen zwischen den drei Parteien. Das Amt wollte die 100 Gulden der Stadt überlassen, wenn die Fleischerinnung auch noch eine jährliche Summe an das Amt zahlen würde. Die Fleischermeister waren zu diesem Opfer bereit, ja sie erboten sich sogar, den Giebel des Rathauses, dessen Aussehen schon lange zum Gespött der Einwohner geworden war, auf ihre Kosten abputzen zu lassen — jedoch ohne Delfarbe, wenn nur das Verbot des Freischlachtens aufrecht erhalten würde. So wurde denn endlich am 28. März 1639 der Vertrag geschlossen und unterzeichnet: Die Fleischerinnung zahlt an das Kurfürstliche Amt jährlich 30 Gulden, an die Stadt jährlich 100 Gulden, und läßt dazu den bezeichneten Giebel des Rathauses auf ihre Kosten abputzen — jedoch ohne Delfarbe; das Verbot des Freischlachtens bleibt dafür in Kraft. Die Fleischerinnung scheint ihre Privilegia und Gerechtigkeit nicht zu teuer bezahlt zu haben; im Laufe des Jahrhunderts erhob sie sich derartig, daß sie sich in Bezug auf Ansehen und Reichthum mit den Tuchmachern wohl messen konnte; 1701 zählte sie 20 Meister. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sind die Fleischerscharren von ihrer bisherigen Stelle unter dem Rathause nach dem Berge vor dem Niedertore linker Hand verlegt worden.

Für geschichtliche Ueberblicke in Bezug auf andere Gewerke in Marienwerder fehlen die Quellen. Es sei hier nur noch bemerkt, daß Friedrich Wilhelm I. es sich sehr angelegen sein ließ, durch neue Verordnungen das Handwerk in den preussischen Städten zu heben. Ebenso gab Friedrich II. eine Reihe von „Generalprivilegien“, um alte Mißbräuche z. B. allerlei Plackereien und Auflagen, durch welche den Gesellen das Meisterwerden erschwert wurde, abzuschaffen und die Verwaltung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Innungen zu ordnen.

Die städtische Ordnung des Handels wies den Krämern oder Büdnern, welche die 8 Hakenbuden unter dem Rathause zu verzinßen hatten, den Kleinhandel und den Großbürgern den Großhandel zu. Niemand soll in das ihm fremde Gebiet übergreifen, der Krämer darf z. B. den Hering nicht in Tonnen, den Speck nicht in Speckseiten usw. verkaufen. Der Bürgerschaft wiederum war verboten, „Pfennigwerk“ zu treiben, sie durfte die Waren des Kleinhändlers nur im Großen verkaufen, dazu hatte sie allein das Recht mit Eisen, Tuch und Leinwand zu handeln. Manche Beschwerde führen die Büdner über „umlaufende Schotten und Hausirer“, die ihnen das Geschäft verdürben. Oft klagen sie bei dem Amt aber

auch über Bürger, „die sich des Pfennigwerks nicht enthielten“. Dagegen klagte die Bürgerschaft auch öfters über die Waren, welche die Krämer feil boten, und deren Preise, weshalb Rat, Gericht und Gemeinde der Stadt im Jahre 1616 die Anordnung trafen, „es sollen die Bildner sich mit guten Waren versehen und jede Tonne, wenn sie dieselben Waren aufschlagen, erstlich von den Marktherrn besichtigen und die Waren schätzen lassen.“ Diese Anordnung und eine andere zum Schutze der Bildner wurden vom Kurfürst Georg Wilhelm 1622 bestätigt. Ähnliche Streitigkeiten und Gesuche wurden öfters vor das kurfürstliche Amt zwischen den Einwohnern der Stadt und den Bewohnern der Vorstädte gebracht. So reichten z. B. Vorstädter 1611 bei jener Behörde eine Bittschrift ein, in welcher sie um die Berechtigung zum Getreidelauf, Bierschant und Hökereibetrieb bitten. Der Bescheid, welchen später der Kurfürst bestätigt hat, lautete dahin: die Einwohner der Vorstädte sollen sich der Handlung und Kaufmannschaft (ausgenommen Getreide und anderes zu ihrem Bedürfnisse, welches sie auf offenem freien Markt und nicht in der Vorstadt den Bürgern zu Verfange erkaufen mögen,) wie auch der Hökereei und Bierschantes gänzlich enthalten und sich ein jeder seinem Handwerk, und wie er sich zu ernähren, begnügen lassen.

Von dem Weinkeller, der unter dem Rathhaus lag, ist schon früher die Rede gewesen. Außer diesem Stadt-Wein- und Methschank bestand im 18. Jahrhundert auch noch ein Schloß- oder Amtweinschank. Beide brachten eine recht ansehnliche Pacht ein.

Im Rathhaus stand auch die Stadtwaaage, deren Einkünfte allein der Stadt zufielen. Im 18. Jahrhundert wurde sie in Zeitpacht gegeben.

Die heilige Dorothea ist 1392 nach Marienwerder mit einem Fuhrmann gekommen, der daselbst den Jahrmarkt besuchen wollte. Es ist dieses das erste mal, daß wir von einem Jahrmarkt in unserer Stadt hören. Aber sicherlich sind die vier Jahrmärkte viel älter, ja ebenso alt wie die Stadt selbst, und auch die Wochenmärkte gehören schon den ältesten Zeiten der Stadt an.

Da das Gebiet von Marienwerder bis zur Weichsel reichte, also ein Teil des Weichselufers der Stadt gehörte, so nahm sie auch unmittelbaren Anteil an der Weichselschiffahrt. Ihre Schiffer gehörten schon um 1390 der Bruderschaft der Weichselsfahrer an. Bei diesen Betrieben entwickelten sich aber manche Streitigkeiten und zwar mit benachbarten Edelleuten, welche auch ihre Waren vom städtischen Ufer aus verladen wollten. Im Jahre 1555 kam dann ein Vergleich zustande: die Edelleute erhielten das Recht, allerlei Getreide außer Gerste von dem Weichselufer der Stadt zu



verschiffen; sie sollten aber ein Ufergeld an die Stadt zahlen und sich gewissen Maßregeln zur Sicherung der Stadt gegen Schädigung unterwerfen.

In den Berichten, die sich auf den Großhandel und die Ausfuhr der Stadt zu Wasser und zu Land beziehen, werden als Handelsartikel vorzugsweise Vieh, Getreide, Leer und Tuch genannt. Schließlich sei hier noch bemerkt, daß König Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1723 eine Salzfactorie in Marienwerder anlegte.

Nach verschiedenen Berichten hat Marienwerder sowohl im 17. Jahrhundert wie im 18. auf den Fremden den Eindruck einer wohlhabenden, durch einen ganz ansehnlichen **Fremdenverkehr** sich auszeichnenden Stadt gemacht. Die außerordentlich günstige Lage der Stadt an der Hauptstraße, die von Preußen nach Deutschland führte, mußte den Besuch von Reisenden fördern. Marienwerder war nach dem Thorner Frieden ja die erste deutsche Stadt wieder, die man betrat, nachdem man auf der Fahrt von Berlin lange Strecken polnischen Gebietes zurückgelegt und über die Weichsel entweder bei Neuenburg = Nebrau, oder auf der Linie Münsterwalde = Kote Bude (im städtischen Gebiet) gelangt war. In Marienwerder gönnte sich der Reisende dann einen oder mehrere Tage Ruhe, bevor er die Fahrt über Preuß. Mark, Preuß. Holland und Heiligenbeil nach Königsberg fortsetzte. Der Verkehr zwischen Berlin und Königsberg und somit die Bedeutung von Marienwerder steigerte sich natürlich schon, als im Jahre 1605 der Kurfürst Joachim Friedrich von Brandenburg mit der Vormundschaft des schwachsinnigen Herzogs Albrecht Friedrich belehnt wurde, und vor allem, als Johann Sigismund 1618 nach dem Tode dieses Herzogs seine Erbschaft antrat, und nun Preußen mit Brandenburg unter der Herrschaft der Hohenzollern vereint wurde.

In nicht geringe Aufregung wird Marienwerder versetzt worden sein, als im Sommer 1646 vor dem Niedertore das erste Posthorn ertönte, und der erste Postillon in die Stadt ritt. In einer Verordnung vom 21. April 1646 war nämlich dem Kammer-Registrator späteren Postdirektor und Kammerrat Michael Mathias, der nach des Großen Kurfürsten späteren Aussprüche „das Fundament zu den Posten gelegt hat,“ befohlen worden, „von Clewe nach der Mark und von hier über Marienwerder nach dem Herzogtum Preußen einen Haupt-Postcours zu organisieren,“ „weil zuvörderst dem Kauf- und Handelsmanne hoch und viel daran gelegen sei.“ Auch in Marienwerder wird man sicherlich bald die Wahrheit dieses letzten Satzes der landesherrlichen Verordnung erkannt haben, und bei Ankunft der Posten

werden sich hier eben solche bewegte Scenen durch den Andrang von Menschen, die Postfachen erwarteten, oder brachten, abgespielt haben, wie sie uns aus allgemeinen Schilderungen des Postwesens seiner Zeit entgegentreten. Briefträger gab es nämlich damals noch nicht. Zunächst war es nur eine Reitpost, die wöchentlich zweimal auf ihrem Ritt von Berlin nach Königsberg in Marienwerder (wie an anderen Haltestellen) das Pferd und vielleicht auch den Reiter wechselte. Aus dem Jahre 1714 erfahren wir aber, daß damals schon neben der reitenden Post eine fahrende zwischen Marienwerder und Königsberg eingerichtet war.\*)

Auch ein Gasthaus, und zwar — nach damaligen Anforderungen — wohl ersten Ranges, hatte Marienwerder den Reisenden in dem uns bekannten „Höfchen Marienthal“ in der Marienburger Vorstadt zu bieten. „Es hatte einen Gaststall, eine Gaststube, einen Saal, eine Vorlaube und einen sorgfältig gepflegten Obstgarten, der an den Baldramer Weg (Poststraße) stieß“. So einladend diese Schilderung ist, so wenig gemüthlich — nach unseren Begriffen — muß allerdings die Nachtruhe wenigstens noch im 17. Jahrhundert in diesem Gasthause gewesen sein. Ein Franzose, der sich in jener Zeit einmal unter der Gastgesellschaft des Höfchens befand, berichtet nämlich: „Betten haben wir dort nicht gefunden; wir legten uns auf Bänke nieder; denn in Polen und in Preußen werden den Reisenden in den Krügen keine Betten gegeben.“\*\*)

Einen schönen Beweis von wahrer Gastfreundschaft und Hilfsbereitschaft haben die Einwohner von Marienwerder im August 1732 gegeben. Am 24. d. Mts. hatten 228 evangelische Salzburger, die ihres Glaubens wegen die Heimat hatten verlassen müssen, auf ihrem Zuge nach Ostpreußen das rechte Weichselufer erreicht. Dort wurden sie vom Rat unserer Stadt bewillkommnet und auf städtische Kosten gespeist. Ihr nächtliches Unterkommen fanden die Salzburger in den an das städtische Niederungsgebiet angrenzenden Ortschaften. Am 25 August wurde in Ziegellack ein salzburgisches unmündiges Zwillingspaar beerdigt, dagegen wurden zwei Leichen im Zuge zur Stadt mitgenommen. An der Rogat- und Liebe-Brücke erwarteten den Zug die Bürgerschaft, der Rat, die Geistlichkeit und die Schulen, in den Gesang der Ankommenden

\*) Die reitende Post legte den Weg von Berlin nach Marienwerder in 4 Tagen und von hier nach Königsberg in 31 Stunden, zurück. Die fahrende Post bestand ursprünglich aus einem dreispännigen, viersitzigen offenen Wagen, seit 1695 aus einem Berdeckwagen. G. Stephan, Geschichte der Preussischen Post S. 16, 94, 133, 143.

\*\*\*) Der Franzose Carolus Ogerius, Toepfen 67.

einstimmend. So erreichte der Zug unter Glockengeläute den Dom, in welchem die Einziehenden von den Klängen der Orgel, durch Pausen und Trompeten verstärkt, empfangen wurden. Die Särge, von zwei hiesigen Gewerken getragen, werden vor dem Altar niedergesetzt. Nach der Kirchenfeier schließt sich die Bürgergemeinde dem Leichenzuge der Salzburger <sup>Kurfürsten</sup> zum Kirchhofe vor dem Tore (dem heutigen Flottwellplatz) an, auf welchem die beiden Entschlafenen, ein Knabe von 10 Jahren und eine ältere Frau, ihre letzte Ruhestätte finden. Nach der Rede und dem Segen des Domgeistlichen nimmt jeder Bürger soviel Gäste mit in sein Heim als er beherbergen kann. Am 27. morgens wurde nach einem abermaligen Gottesdienste eine Sammlung, die am Tage vorher unter den Bürgern stattgefunden und 262 Gulden ergeben hatte, unter die Gäste verteilt, auf jeden Kopf kam ein Gulden, den Rest erhielten die Gebrechlichsten. Unter Gesang und Läuten sämtlicher Glocken begleiteten die Bürger, der Rat, die Schulen, die Geistlichkeit ihre scheidenden Gäste bis in die Nähe von Gorken.\*)

Unter den fürstlichen Gästen, welche in dem hiesigen Schlosse, wie schon früher angedeutet wurde, gewohnt haben, sind es vor allem die Landesfürsten gewesen, welche sowohl auf ihren Huldigungsfahrten, als auch bei sonstigen Besuchen des Herzogtums Marienwerder berührten und sich oft Ruhetage hier gönnten. Am 15. November 1512 wurde hier der kurz zuvor gewählte Hochmeister Markgraf Albrecht von Brandenburg festlich empfangen. Nachdem im Dom ein feierliches Te Deum gesungen war, setzte er seine Fahrt nach Niesenburg und Königsberg fort. Kurfürst Johann Sigismund hat sich 1613, der große Kurfürst 1643 und 1669 hier aufgehalten. Am 20. Januar 1679 kam der bejahrte, von Sicht und schwerem Brustleiden gequälte Kurfürst abermals hier an. Begleitet von seiner Gemahlin und dem Kronprinzen Friedrich, folgte er dem unter der Führung des alten Derflinger vorausseilenden Heere zu dem berühmten Winterfeldzuge gegen die Schweden.\*\*) Friedrich I., dessen glänzende Fahrt im Dezember 1706 nach Königsberg zur Krönung, sowie die Rückfahrt nach der Krönung im Januar 1701 den Einwohnern von Marienwerder manches Sehens- und Staunenswerte dargeboten haben mögen,

\*) von Flanß. Zum 150 jährigen Gedenktage des Durchzuges der Salzburger usw. Zeitschrift des historischen Vereins für den Reg.-Bez. Marienwerder Heft 5 b. S. 241.

\*\*) Erdmannsdörfer, Deutsche Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen. I. S. 643.



traf am 25. Oktober 1709 abermals in unserer Stadt ein, und zwar um mit dem Zar Peter I. von Rußland, <sup>über</sup> für den folgenden Tag erwartet wurde, eine Zusammenkunft zu haben. Beide Herrscher weilten hier bis zum 5. November. <sup>ne</sup> Am 1. November, schreibt der damalige Erzpriester (Superintendent) Werner im Kirchenbuch, „nachmittags 3 Uhr sind Ihre Kgl. Maj. Fridericus I. in eigener hoher Person unter Begleitung des Grandmaitres Herrn von Kameke und des Kgl. Hofrats und Leib-Medici Krug u. a. m. in hiesiger Domkirche gewesen, da sich dann Kgl. Maj. von dem Herrn emerito Klein und mir alles, so in der Kirche sehenswürdig gewesen, zeigen lassen. Am 3. November hat der Zar den Dom besucht und eine Zeitlang dem Gottesdienst beigewohnt.“\*) Von König Friedrich Wilhelms I. Besuchen wird ein kurzer Aufenthalt in Marienwerder auf seiner Rückkehr von einer Rundreise durch Masuren im Jahre 1721 besonders erwähnt, und hinzugefügt, der König habe damals aber nicht in Marienwerder, sondern in Littschen übernachtet.

Diese wenigen geschichtlichen Angaben in Bezug auf die äußeren Beziehungen zwischen den Landesfürsten und der Stadt, wie sie sich in solchen Besuchen darstellen, erinnern indessen, wenn zumal von jenen Zeiten des Großen Kurfürsten bis zu dem Regierungsjahre Friedrich Wilhelms I. 1721 die Rede gewesen ist, an höchst wichtige Vorgänge in der Geschichte des preussischen Staates, an den Übergang von der beschränkten zur unbeschränkten Macht des Herrschers, welcher Übergang sich dann auch in der Stadtgeschichte wieder abspiegelt. Des Großen Kurfürsten Streben, einen einheitlichen, durch ein stehendes Heer nach außen unabhängigen Staat zu schaffen, fand den größten Widerstand bei den Ständen der einzelnen Landesteile, welche in dem Recht der Bewilligung der unmittelbaren Steuern, der Kopfsteuer und der Grundsteuer, eine den Landesherrn sehr beschränkende Macht besaßen. Friedrich Wilhelm hat den Ständen dieses Recht nicht genommen, dagegen aber nach langen, schwierigen Kämpfen eine neue, von der Mitwirkung der Stände unabhängige mittelbare Besteuerungsweise, Accise genannt, also den Übergang von landständischer zu landesherrlicher Steuerverwaltung, durchgesetzt. Die Behörden, welche in den Provinzen diese vorzugsweise für die Unterhaltung des stehenden Heeres zu verwendende Steuer zu verwalten hatten, waren die Kriegskommissariate, oder wie sie später genannt wurden, die Kriegskammern. Diese Kammern sind die Hochschulen gewesen, aus

\*) Zahn 127 v. Flanz, Kriegs- und Heeresgeschichtliches von Marienwerder II. Zeitschrift des hist. Ver. für d. Reg.-Bez. Marienwerder, Heft 42 S. 46.

welchen das preussische Verwaltungsbeamtentum hervorgegangen ist. Nachdem dann nach des Großen Kurfürsten Zeiten die landständischen Amts- oder Domänenkammern, welchen die Verwaltung der unmittelbaren Steuern zufiel, ebenfalls landesherrliche Behörden geworden waren, hat König Friedrich Wilhelm I. in seinen bedeutungsvollen Instruktionen vom 19. und 26. Januar 1723 eine neue Staatsverwaltung geschaffen, in welcher die Kriegskammer und die Domänenkammer jeder Provinz zu je einer königlichen Behörde (der heutigen Regierung) vereinigt wurden.

Nach einer Urkunde vom 31. August 1669, welche eine Angelegenheit der Schützengilde betrifft,<sup>\*)</sup> muß zu jener Zeit die Accise in Marienwerder schon längst eingeführt gewesen sein. Daß die Stadt seit 1690 mehrere Jahrzehnte lang eine Besatzung — und zwar meist Reiterei gehabt hat, ist schon in dem vorigen Abschnitt erwähnt worden. Die Handfesten und Willküren der Stadt Marienwerder sind niemals besonders aufgehoben worden, ihre Artikel und Bestimmungen sind vielmehr nach und nach verschwunden unter dem Druck der „landesherrlichen Instruktionen“ und Reglements, sowie der Anordnungen und Verordnungen der Kriegskommissare und Steuerräte. Der Druck ist zunächst wohl schwer empfunden worden. Aber er war nötig und segensreich. Veraltete Vorrechte wurden durch denselben beseitigt, die Beseitigung der Kluft zwischen Groß- und Kleinbürgertum wurde angebahnt, und das kleine Stadtgemeinwesen wurde als ein Glied in das staatliche Gemeinwesen enger eingefügt. Am 13. Februar 1723 erließ der König eine Kabinettsorder, nach welcher überall in den Städten „Kämmerei-Kompetenz-Etats“ entworfen, sowie die Einnahmen und die Ausgaben der Städte genau festgestellt und nach Hofe eingesandt werden sollten, damit daraus ersichtlich wäre, wie viel für jede Stadt zur Bestreitung der nötigen Ausgaben aus der 1721 vom König eingeführten Transtener zuzuschießen sei. Vier Monate darauf (am 12. Juni) erschien das königliche „Reglement“, durch welches die inneren Verhältnisse der preussischen Städte in der Weise geordnet wurden, daß die bis dahin coordinierten Behörden des Rates und Gerichtes kombiniert, die Mitgliederzahl des kombinierten Magistratskollegii für jede Klasse von Städten festgesetzt, fixierte Besoldung eines Teiles derselben eingeführt und die Funktionen der besonders „chargierten“ näher bezeichnet würden“. Da Marienwerder nach diesem „Reglement“ zu den Städten zweiter Klasse gehörte, so bestand das „Magistratskollegium“ aus 10 Ratsverwandten,

\*) S III 3.

nämlich dem Bürgermeister, Bizebürgermeister, Richter, Wetherrn (in dessen Bereich die Fleisch-, Bier-, Brottären, überhaupt alle Handlungs- und Wethersachen gehörten), ferner dem Stadtkämmerer und Kontrolleur, dem Billeteur (dem das Einquartierungsgeschäft zusiel), dem Stadtschreiber („der, weß sein Salär aller Arten verbessert ist, keine Advokatur treiben soll“\*) und noch zwei andere Rathsherren. Von einer Mitwirkung der Gemeinde ist nicht die Rede, außer dem Schimmer einer Vertretung in der Person des Stadältesten, der alljährlich von der Bürgerschaft erwählt und dem Magistrat zur Konfirmation vorgestellt wurde, welcher die Notdurft der Bürgerschaft nachher beim Magistrat vortrage.“

Die Zahl der königlichen Beamten in Marienwerder war vor 1772 unbedeutend. Die Würde eines Amtshauptmanns wurde im Verlauf des 18. Jahrhunderts bloßer Titel; den Kriegs- oder Steuerräten war die Aufsicht über mehrere Städte zugeteilt; sie hielten sich daher nur zeitweise in unserer Stadt auf. Als ansässige königliche Beamte waren demnach in Marienwerder nur der Domänenamtmann, der Domänenjustizamtmann, und seit der Neugestaltung des Gerichtswesens um 1751 noch einige Gerichtsbeamte.\*\*)

### 3.

#### **Von 1772 bis zur Gegenwart.**

Ein bedeutender Wendepunkt in der Geschichte der Stadt Marienwerder trat infolge der ersten Teilung Polens ein. Welche Stadt soll den Vorzug haben, die Hauptstadt der neuen Provinz zu werden? Dieser Gedanke beschäftigte Friedrich II. im Herbst 1771. Noch unentschlossen, schreibt er am 6. Oktober an den damaligen Präsidenten der Kriegs- und Domänen-Kammer zu Königsberg und Gumbinnen: „Es muß eine Deputation in Marienwerder oder Dirschau oder Culm etablirt werden, von Direktor und einigen Räten, umb das neue Stück zu inspiciren.“ Aber schon Ende Februar 1772 hatte er seinen Entschluß gefaßt. „Das zu errichtende Deputationscollegium“, schreibt er am 2. März an Domhardt, „werde in Marienwerder, allwo es in der Mitte des Landes zu

\*) Der Stadtschreiber hatte 300 Taler Gehalt, das nächste Gehalt war das des Bürgermeisters, 200 Taler.

\*\*) Die Verhältnisse der Kirche und Schule in diesem Zeitabschnitte sollen im Zusammenhange mit den betreffenden Verhältnissen in dem Abschnitt 3 „1772 bis zur Gegenwart“ behandelt werden.



liegen kommt, etabliren lassen.“ Mit der „Mitte des Landes“ hatte er wohl die außerordentlich günstige Lage der Stadt an der großen Verbindungsstraße im Auge. Sodann mag den König auch wohl der Umstand für Marienwerder eingenommen haben, daß er hier Gebäude sah, in welchen die zu schaffenden Behörden untergebracht werden konnten. Zu der vorübergehenden, aber überaus wichtigen und schwierigen Aufgabe, in dem so lange verwahrlosten „wiedergewonnenen“ Gebiete, Verwaltung und Gerichtswesen neu einzurichten, hatte Friedrich II. zwei Männer erwählt, die aus anderen Deutschen Staaten schon längst in des Königs Dienste getreten waren, den schon genannten Braunschweiger Johann Friedrich Domhardt und den Dessauer Franz Balthasar Schönberg von Brendenhoff. Diesen beiden Vertrauensmännern wurde der Finanzrat Roden, ebenfalls ein erprobter Beamte, zur Seite gestellt, den der König mit einem großen Stabe von Kriegsräten, „den besten und ausgelesensten aus allen Kammern“, von Ingenieuren und Feldmessern umgab. Roden mußte sich in Sanscouci genau alle Anweisungen und Befehle des Königs niederschreiben. Dann wurde er mit den Worten entlassen: „Ich weiß, daß Er auf dem Generaldirectorio (Ministerium) der fleißigste ist, sei Er mir auch in Preußen fleißig, und reite Er brav umher, so wird Er mager und gesund wieder nach Hause kommen.“

„Ich werde hinkommen, um alles selber zu besehen und einzurichten,“ hatte Friedrich dann am 1. April an Domhardt geschrieben. Donnerstag, den 4. Juni 1772 erreichte Friedrich in seinem Reisewagen die Weichsel. Domhardt erwartete ihn am linken Ufer gegenüber der roten Bude. Bei der großen Bedeutung, welche die Geschichte jener Tage für die Provinz sowohl, wie für die Stadt Marienwerder hat, möge der Bericht eines „Teilnehmers“ aus dem Gefolge des Königs über die beiden Tage vor dem Einzuge, über den Einzug selbst und die Musterung der Truppen folgen;\*) wobei zu bemerken ist, daß das zwischen der Gorkener Allee und der heutigen Liebentaler Chaussee befindliche Lager 30 Schwadronen Kavall. und 19 Bat. Inf. umfaßte.

„Bei unserer Ankunft in M., welche am 2. gegen Mittag erfolgte, war alles in größter Aufregung . . . . teils von Fremden . . . . teils von denen, die auf Königl. Spezial-Ordre hinkommen müssen . . . . der Kammerpräsident von Domhardt, Kammerdirektor Wagner, Kriegsräte Leo von Königsberg und Radtke von Gumbinnen, Geh. Finanzrat und Präsident der Ober-Rechenkammer von Rohde, Geh. Rat und Kammerdirektor Krause

\*) Kriegsjahrbuch des Großen Generalstabs XXIX. 123.

aus Magdeburg und Kammerdirektor Winkelmann von Stettin, sowie Kommissarien der übrigen Kammern und alle bei der neuen Kammer als Kriegs-, Steuer- und Landräte, als Sekretärs, Registratores usw., von denen aber niemand seine eigentl. Bestimmung weiß, weil der Plan und der Etat wohl 10mal zuvor geändert werden und doch noch alles auf Approbation des Königs ankommt. Dann sind auch 40 Ingenieur-Offiziere und einige 20 Condukteurs hier eingetroffen, theils zur Vermessung des Landes, theils zur Fertigung eines Kanals in die Neze . . .

Die Quartiere sind außerordentlich knapp — alles teuer. Für die Fremden täglich offene Tafel beim Kammerpräsidenten v. D. . . . aber nicht hinreichend. Für den König ist das Gouvernementshaus aufs beste zubereitet, für den Prinz von Preußen und die Königl. Suite in der Stadt nahe am Schloß, zum Teil auch im Schloß.

Den König erwartet man am 4. gegen 1 Uhr mittags. Gegen Abend kam die Hofbuchdruckerei aus Königsberg, welche auf dem Rathause etabliert wurde.

Den 3. Juni rückten sämtl. Infant.-Reg. in das nahe bei der Stadt abgesteckte Lager, welches aber sowenig Terrain hat, daß das Manövrieren wohl nicht die eigentliche Absicht davon sein kann. Die Garnison-Regimenter kantonieren in den Dörfern. Die Kavallerie hat den linken Flügel und die Husaren kantonieren in den Dörfern linker Hand. Den ganzen Tag über war die Stadt voll von General-Stabsoffizieren und Adjutanten. . . . Gegen Abend ritt der Herr General-Leutnant von Stutterheim und von Below, Excellenz, mit dem Herrn Kammer-Präsident v. D. . . . dem Prinzen v. Preußen entgegen. Erstere blieben diesseits der Weichsel, letztere jenseits, wo sie die Nacht unter freiem Himmel zubrachten, weil der Prinz mit dem Könige zugleich ankam und nur die 2 Kabinettsräte Galster und Coepen des Nachts hier eintrafen. Donnerstag den 4. Juni 9 Uhr versammelten sich auf dem großen Platz vor dem Gouvernementshause die Herren Generale, Kommandeurs, Stabsoffiziere und Adjutanten von sämtlichen Infanterie- und Kavallerie-Regim.; desgleichen der häufig anwesende Adel theils aus dem Oberlande, theils aus der polnischen Nachbarschaft, und die anhero beorderten Zivil-Bediente, um den König zu erwarten. Se. Majestät hatte sich am Abend zuvor zwei Reitpferde bis an die Weichsel bestellt, und nach 12 Uhr sah man den König, welcher den Cours von Stargard über Konitz genommen, mit seinem Gefolge, welches außer dem Prinzen von Preußen aus den Gen.-Leut. v. Stutterheim, v. Below, v. Krosow, General v. Rosseve, Gen.-Adjut. General v. Anhalt, Flügeladjut. Major

v. Poser, v. Pfandt u. A. nebst dem Präsid. v. D. Geh. Rat v. Brenkenhoff bestand, im vollen Galopp längst der Allee ankommen. Es gehen aber 2 Wege nach Ihren Logis, der eine durch die Stadt und der andere bei derselben vorbei. Man war also ungewiß . . . . Auf einmal kam die Nachricht, daß der König durch die Stadt nach dem Lager reiten würde. Der General Graf Anhalt war darauf der Erste zu Pferde, kam dem König zuvor und hatte kaum soviel Zeit zu veranstalten, daß sämtliche Inf.-Reg jedoch ohne Gewehr austraten, worauf der König die ganze Linie herunter ritt und den Soldaten immer strifte ins Gesicht sah, auch mit einigen sprach. Der ganze Trupp von Generals-Stabsoffiziers und Adjutant. hatte den König gleich da, als er aus der Stadt war, eingeholt und nach Verlauf einer guten halben Stunde kam der ganze Zug bei der Stadt vorbei nach des Königs Quartier. Dem Könige war der Gouverneur v. Stutterheim zur Seiten, der Prinz von Preußen u. d. A. folgten. Es war eine große Menge Menschen auf dem Plage. Der König ritt mit abgenommenem Hute bis an die Treppe, stieg hurtig vom Pferde herunter, nahm im Hinaufsteigen der Treppe nochmals den Hut ab und ging in sein Zimmer. Er sah ziemlich aufgeräumt und nicht so alt aus, als man ihn auf den heutigen Kupfern und Gemälden abbildet. Doch wollen diejenigen, die ihn spezieller kennen, behaupten, daß er diesen Gemälden dann ganz ähnlich sähe, wenn er zornig wäre. Beim Uebersetzen über die Weichsel hat der König, ob nicht etwas vom Lager zusehen wäre, den Kammer-Präsid. v. D. . . . . gefragt, und da dieser geantwortet, daß nur ein Teil u. z. der linke Flügel zu sehen wäre, soll er lächelnd gesagt haben, weiß er auch etwas vom linken Flügel, worauf der Präsident erwidert, man hätte wohl soviel mit den Soldaten zu tun, daß man von ihnen auch etwas lernte.

Nachdem der König eine halbe Stunde in seinem Zimmer gewesen und der General-Leutnant v. Stutterheim auf der Treppe auf ihn gewartet, der Prinz von Preußen aber ein sehr großer ansehnlicher Herr auf dem Platz mit der Generalität und dem Adel sich entreteneret hatte, kam der König wieder herunter, gab den zwei Inspektoren v. Stutterheim und v. Below die Parole aus und befahl . . . . . Endlich ging der König in sein Logis und ihm folgten die Generale, die er zur Tafel behielt. Die Kommandeurs und die übrigen Stabsoffiziers wurden in einem mit Tannen ausgeflochtenen Saal vom Gen-Adjut. General v. Anhalt bewirtet. Gleich nach Mittag hieß es, der König wäre mit dem Quartier nicht zufrieden, weil es vom Lager entlegen wäre, er wolle ein anderes Quartier, wenn es auch nur ein Gartenhaus wäre. Da solches nicht auszumitteln war, offerierte der Chef-Präsident



v. D. . . . sein Quartier, welches zwar in der Stadt, aber nicht weit vom Lager ist, und machte bereits Anstalt, es zu räumen . . . Der König sowohl als seine Geh. Kabinettsräte wollten den folgenden Morgen umziehen. Des Nachmittags um 4 Uhr wurde der Kammerpräsident v. D. . . . und die Kabinettsräte zum König gerufen, wo sie bis 8 Uhr blieben; es war aber von ihren Berrichtungen nichts zu erfahren.

Freitag den 5. Juni. Des Morgens früh mußte der Herr Präsid. wieder zum König kommen, der ihm sagte, daß es ihm jezo in seinem Quartier schon recht gut gefalle und Er darin bleiben wolle, ferner, daß er den Vormittag mit den Regimentern, des Nachmittags aber mit ihm sich beschäftigen würde.

Um 7 Uhr ritt der König ins Lager . . . . . Als der König hierauf die Stadt vorbei nach dem Gouvernements- hause ritt und an der Treppe abstieg, kam der Fürst primas der nebst seinen Beamten in des Königs Quartier auf ihn gewartet hatte, ihm einige Stufen entgegen und complimentierte den König, worauf dieser in sein Zimmer ging; dem Fürst primas aber wurden von dem Gouverneur die übrigen Generals präsentiert und nachdem der König die Parole ausgegeben, wurde der Fürst primas nebst den Herren Generals zu des Königs Tafel gezogen, der Kommandeur, Stabsoffizier an der Marschalltadel bewirtet. Gegen 6 Uhr fuhr der Fürst vom Könige fort, und der Herr Präsident, der schon von 3 Uhr an gewartet hatte, ging mit einem der Kabinetts- räte und dem Herrn Gouverneur zum Könige, wo er bis nach 8 Uhr verblieb. Die Herrn Geheimräte v. Kohde und Brenken- hoff und der Danziger Rat Tietz, welche der König gleichfalls bestellt hatte, warteten solange auf der Treppe, wurden aber dieses- mal nicht vorgelassen, sondern gingen mit dem Herrn Präsidenten zusammen weg.

Sonnabend den 6. Juni. Des Morgens 6 Uhr ritt der König zum Lager . . . . . kam um 11 Uhr zurück. Spezial- Revü fällt aus. Montag sollen die Regimenter wieder in ihre Standquartiere. Der König wird morgen nach geendigten Manövern an die Montauer Spitze reisen und Montag gegen Mittag über Bromberg nach Potsdam zurück, der Prinz v. Pr. mit dem Präsident v. D. . . über Rastenburg und Angerburg nach dem Kgl. Gestüte abgehen und von da über Königsberg den 15. wieder hierher eintreffen. Um 4 Uhr nachm. ging der Präsident mit den Kabinettsräten zu dem König und blieb bis 7 Uhr.

Sonntag den 7. Juni. Weil es stark regnete, wurde das Manöver abgesagt und der König fuhr nach der Montauer Spitze, kam gegen 12 Uhr mittags zurück. Nachmittags wieder

Domhard bei dem Könige, der alle Vorschläge zur Besetzung der neuen Kammer bestätigt haben soll.

„Montag den 8. Juni. Früh ins Lager, um die Kav.-Reg. gegen einander manövrieren zu lassen. Gegen 10 Uhr über Graudenz nach Bromberg. In Graudenz sind bei seiner Durchreise die Kanonen gelöst und die Glocken geläutet.“

Jahr für Jahr kam Friedrich II. nun zum Besuch seiner „Halbwilden“ wieder, regelmäßig im Juni. Im Dorfe Mokrau, in dessen Nachbarschaft Truppenmusterung stattfand, zwischen Marienwerder und Graudenz, ließ er sich für seine Unterkunft den schlichten Fachwerkbau unter einem Strohdach herrichten, der nun bis 1785 die klassische Stätte seiner Westpreussischen Regententätigkeit blieb.\*) „Er selbst ist doch der eigentliche Oberpräsident der neuen Provinz“ hat einmal ein damaliges Mitglied der Kammer in Marienwerder gesagt. Ohne Hast, aber auch ohne Hast sollte die Kulturarbeit an dem preussischen „Kanada“ oder „Sibirien“, getan werden.\*\*)

Am 2. Oktober 1772 wurden in Marienwerder im Auftrage des Königs durch den Oberburggrafen von Rohd der Präsident und die Mitglieder des Gerichtshofes für Westpreußen und den Neze-distrikt vereidigt und in ihr Amt eingeführt. Durch königliches „Patent“ vom 28. September erhielt es zuerst den Titel „Oberhof- und Landesgericht“: durch einen schon im folgenden Jahre erlassenen königlichen Befehl — Mokrau den 9. Juni 1773 — wurde aber angeordnet, daß der Gerichtshof künftighin nicht mehr mit seinem „weiläufigen Namen, sondern mehr der Kürze und Gleichmäßigkeit wegen mit den Justiz-Kollegiis in den übrigen Provinzen „Die Westpreussische Regierung“ benannt werden solle.\*\*\*) Durch Patent vom 13. November 1772 wurde die neue Kriegs- und Domänen-Kammer für das „Marienburgische Gebiet, für das kulmische Gebiet mit Ausschluß der Stadt Thorn und deren Territorii und für das sogenannte Pommerellen mit Ausschluß der Stadt Danzig und deren Territorii“ errichtet. Noch in demselben Jahre wurden die Hauptämter Marienwerder und Kiesen-burg und die Erbämter Schönberg und Dt. Eylau beigefügt.†)

So war Marienwerder auf einmal aus einer von Ackerbau und mäßigen Handel treibenden Bürgern bewohnten Mittelstadt

\*) Roser, König Friedrich der Große, II 484.

\*\*\*) Anhang, Bescheide Friedrichs II.

††) Breithaupt, Justizverfassung und Provinzialrecht in Westpreußen seit 1772.

†) Loeppen S 273 ff

zu einer bedeutenden Beamtenansiedelung und zum Mittelpunkt der neuen Provinz „Westpreußen“\*) emporgekommen, für deren Wohl und Sicherheit der Landesherr eine unermüdbliche Tätigkeit entfaltete. Wir haben in einem früheren Abschnitt\*\*) dargetan, daß Friedrich II. schon vor dem siebenjährigen Kriege den Weichselübergang durch eine Schiffbrücke erleichtert und ihn im Anfange des Krieges durch ein Blockhaus zu sichern gesucht hätte. Jetzt faßte der König den Plan, an der Grenze der damaligen städtischen Feldmark, da, wo nun bald der Bahnzug, von Westen kommend, die Weichselbrücke Kl. Grabau gegenüber verlassen wird, eine Festung zu bauen. Die Sicherstellung des Baues gegen künftige Beschädigungen durch Eisgang, die Überwindung außerordentlicher Schwierigkeiten, welche der morastige Baugrund verursachen würde, erforderten aber so hohe Geldsummen in den Kostenanschlägen der königlichen Ingenieure, daß Friedrich den Plan fallen ließ, und die Arbeiten zum Festungsbau in Graudenz anordnete, welcher erst unter seinem Nachfolger vollendet ist.

Zur Unterbringung der beiden großen Behörden hatte Marienwerder, wie schon angedeutet wurde, Räume darbieten können. Das Ober-, Hof- und Landesgericht richtete sich unter seinem ersten Präsidenten Grafen Fink von Finkenstein zunächst in dem südlichen und westlichen Flügel des Domschlosses ein. Der von Fermor einst errichtete „Gouvernementspalast“ nahm die Kriegs- und Domänenkammer auf. Dieses „Kammerconferenzhaus“ zeigte sich allerdings alsbald unzulänglich, besonders da der König bei seinen regelmäßigen Besuchen während der Jahre 1772—1776 in demselben zu wohnen pflegte, und die Kammer dann in einem Magazinraume sich zu helfen suchen mußte. Deshalb wurde schon 1775 ein Ausbau aufgeführt, wodurch der Westflügel verlängert wurde. Auch für den Ostflügel ist noch unter Friedrich dem Großen ein Plan entworfen, welcher aber erst 1800 zur Ausführung gekommen ist. Über den Ausbau des Süd- und Nordflügels fehlen die näheren Nachrichten. So wurde für die Geschäftsräume der Behörden möglichst gesorgt. Aber auf die Lösung der Wohnungsfrage für so viele Beamte, die Marienwerder in seinen Mauern aufrechten sollte, war die Stadt nicht eingerichtet, zumal sich schon längst auch eine Besatzung hier befand. Bald nach dem Abschluß des Hubertsburger Friedens war nämlich das Riesenburger Dragoner-Regiment in seine alten Standorte Riesen-

\*) Dieser Name wurde den erworbenen Landesteilen durch die „Instruction“ vom 21. Sept. 1773 gegeben.

\*\*) III 2.



burg, Liebmühl, Dt. Eylau, Freystadt und Marienwerder zurückgekehrt. \*)

In einer solchen Nothlage läßt sich die Kammer zu einem höchst unklugen Schritt verleiten. In einer Eingabe an den König bittet sie Seine Majestät, um die Wohnungsnot zu mindern, die Besatzung in eine kleinere Stadt zu verlegen. Des Königs Soldaten, die längst hier heimisch waren, seine „Kinder“, die mit ihm in drei schweren Feldzügen Glück und Unglück geteilt haben sollten den bürgerlichen Beamten weichen! Ein in den Augen Friedrichs des Großen so niedrige Einschätzung der Soldatenehre mußte ein furchtbares Ungewitter heraufbeschwören. In einer Kabinettsorder Potsdam den 13. Juli 1774 wurde die Bitte der Kammer rundweg abgeschlagen. Wie tief die Kammer aber durch ihr Ansinnen Friedrich den Großen verletzt und empört hatte, geht aus folgender eigenhändigen Nachschrift des Königs hervor: „Ihr seid alle Narrens: meint ihr, daß ich um einen Kriegs-Rat (was eigentlich ein Dieb ist, der mit den Beamten und Defraudeurs unter einer Decke steht) meint ihr, daß ich um solche Schlingels einen einzigen Dragoner umquartieren sollte, so betrügt ihr euch sehr: unter 100 Kriegs-Räthe kann man immer mit gutem Gewissen 99 hängen lassen: denn wenn einer ehrlich mang sie ist, so ist es viel: ich wünsche, daß Herr Borhoff\*\*) unter der kleinen Zahl begriffen sei, aber ich wollte nicht davor schwören. Ein wenig modester gegen das militarium.“\*\*\*) Fr.

Der Kammerdirektor „ließ die Antwort sofort unter den Räten umlaufen, um den Tag darauf reiflicher beschließen zu können.“ Am andern Tage ist Sitzung. Die Reihe, seine Meinung zu sagen, kommt an den Kammerrat Scheffner. Dieser liest den Entwurf einer Antwort vor, in welcher er „in den allerbescheidensten Ausdrücken“ sagt, daß, wenn dem Könige an einem Dragoner mehr gelegen wäre, als an 10 Kriegsräten, er letztere abschaffen, wenn aber eine ganz unparteiische Untersuchung ihn von der Unbilligkeit seines Vorurtheils überzeugte, er den Kriegsräten eine Ehrenerklärung tun möchte, indem Militär- und Zivilchre einerlei

\*) Der damalige Inhaber des Regiments Nicolaus Alexander v. Bomeiske ist 1785 in Riesenburg als Generalleutnant gestorben. Auf dem dortigen Kirchhofe steht sein Denkmal.

\*\*) Borhoff hatte im Namen der Kammer das verhängnisvolle Gesuch unterzeichnet.

\*\*\*) Herrn Geheimen Archivrat Vailien in Berlin habe ich die gütige Vorlegung und die Genehmigung zur Abschrift jener Nachschrift unter der betreffenden, sich im Minutien-Bande von 1774 im Staatsarchiv befindenden Kabinettsorder zu danken.

Empfindlichkeit hätten, und die Räte versichert wären, daß Se. Königl. Majestät eine ähnliche Kränkung der Soldatenehre sehr dienstschädlich finden würden.“ Dieser Antrag Scheffners wird von seinen Kollegen als unannehmbar abgelehnt. Scheffner erbiethet sich darauf, dem Könige dieses alles „auf seine eigene Hand zu sagen“, und zugleich seinen Abschied zu nehmen, wozu er doch schon aus anderen Gründen entschlossen wäre. Er muß aber dem Kammerdirektor in die Hand versprechen, dieses nicht zu thun, sondern die Abfassung einer etwaigen Antwort dem Oberpräsidenten und ihm zu überlassen, — worauf von ihnen, wie Scheffner lakonisch erzählt, „nichts geschehen ist.“ Scheffner bat dann um seinen Abschied und zwar mit 200 Rthl. Ruhegehalt. Der Bescheid war ablehnend. Der König hatte an den Rand geschrieben: „Nür Müste der Teufel plagen, daß ich ein Kriegsrath Pension gebe, da noch So vil brav Officiers ohne Versorgt Syndt. Die 200 Thlr. wähere einem Invaliden Officier zu verm.“ Fr. \*) Der ehrenwerte Scheffner gehörte dem damaligen schöngeistigen Weltbürgertum an, welches für Friedrich d. Großen, Soldaten, Krieg usw. wenig Verständnis hatte. Obwohl trotz seiner Kränklichkeit ein gewissenhafter und fleißiger Beamte, so fand Scheffner doch seine ihn wirklich befriedigende Tätigkeit in wissenschaftlichen Studien und schöngeistigem Briefwechsel. 1774 hatte er die Freude, daß die Schuchsche Schauspielergesellschaft in Danzig zu 12 Gastspielen nach Marienwerder kam. Eine vorher von Scheffner in der Stadt in Umlauf gesetzte Liste hatte den Erfolg gehabt, daß die von der Leiterin der Gesellschaft verlangte Sicherheitssumme gezeichnet wurde. Zu der Schlußvorstellung, zu welcher man „Romeo und Julie“ von Weiß gab, dichtete Scheffner einen „Epilog“. Dieses Gedicht, welches eine Schauspielerin sprach, schloß mit den Worten: „Auf Wiedersehen — lebet wohl.“ Scheffner hat die Truppe in Marienwerder nicht wieder gesehen. Unter einem König, der so „ehrenrührig“ an seine Beamten schreibt, wollte er nicht länger im Amt bleiben. Auf seine wiederholte Bitte erhält er endlich seinen Abschied, aber ohne Ruhegehalt. Bald darauf hat er Marienwerder verlassen.

Der König hatte schon bei seinen ersten Besuchen in Marienwerder an die Beamtenwohnungsfrage gedacht. Als er auf einem dieser Besuche durch den Danziger fuhr, fragte er den neben dem Wagen reitenden Domänenrat: „Es wird wohl schon viel in Marienwerder gebaut?“ „Nein, Sire, antwortete der Rat, „Wir

\*) Johann George Scheffner, Mein Leben, Königsberg 1821, S. 156 ff.

haben dazu kein Geld.“ An der Ecke der Danziger Straße und des Schloßberges ließ der König halten, und indem er auf den Raum zu seiner Linken zeigte, sagte er: „Da ist ein Platz, da baue Er, ich werde helfen.“ Noch an demselben Tage fertigte der Rat einen Bauanschlag an und überreichte ihn am anderen Tage dem König vor dessen Abreise. Der König wies sofort 2000 Taler und freies Bauholz an und fügte sodann hinzu: „Nun beeile er den Bau zum guten Beispiele für andere.“ Als er am folgenden Jahre wieder an der Baustelle vorbeifuhr, sagte er erzürnt: „Er hat ja den Bau noch nicht beendigt.“ — Ew. Majestät werden gnädigst entschuldigen, das Geld hat nicht reichen wollen.“ — „Wie viel braucht er denn noch?“ — „Noch 2000 Taler, — „Na, die will ich ihm noch geben; jetzt mache er aber, daß er mit dem Bau fertig wird.“ Der Bau wurde schleunig beendigt. Dieses ist das erste Haus, welches Friedrich der Große in Marienwerder hat bauen lassen.\*) Die Bitte der Kammer um Bauhilfsgelder für „ihre und die Justizoffizianten“ lehnte er aber im Zorne über die Bitte um Verlegung der Schwadron ab. „Es geht, wenn sie nur müssen, sie bekommen nichts“, sagte er zum Herzog Friedrich von Braunschweig, als er einen Neubau am Schloßberg bemerkte.\*\*)

Auch die Bürgerschaft sollte des Königs Zorn erfahren. Friedrich verfolgte nämlich eine Zeitlang den Plan, durch Anlegung eines Kanals (Schiffbarmachung der alten Rogat) von der Stadt bis zur Weichsel den Handel und Verkehr von Marienwerder in Schwung zu bringen. Die Großbürger waren aber kurzsichtig genug, sich zu weigern; die dazu erforderlichen Landflächen herzugeben. Einige Jahre darauf sahen sie „ihre Dummheit“ ein. Sie sandten dann eine Abordnung an den König mit der Bitte um Ausführung des Kanals. Friedrich jagte aber diese „Patrizier“ zornig und höchst ungnädig aus dem Zimmer.\*\*\*)

Gnädig antwortete dagegen Friedrich der Große unterm 22. November 1785 den westpreussischen Grundbesitzern auf ihr wiederholtes Ansuchen um Errichtung eines „Kreditsystems“ für die Provinz: „Beste, Liebe Getreue, die nemlichen Umstände sind

\*) Das Haus des späteren Bürgermeisters Zahn, in der Neuzeit auch als v. Kehl'sches Haus bekannt, Salaterlei 1. Hierbei sei noch bemerkt, daß der König zuweilen etwas für gewerbliche Unternehmungen bewilligte, so z. B. bei einem eingewanderten Württenberger zur Anlegung einer Färberei, die heute im Besiz des Herrn Ludwig Wagner ist.

\*\*\*) Roscius, Städte Westpreußens S. 71.

\* \*) Zahn, S. 29.



noch verhanden, welche mich veranlassen, die Errichtung eines Creditstems nach Euerer hiermit wieder zurückgehenden Associationsacte vom 30. October noch aufzuschieben. Viele aus Eurer Mittel halten sich in Polen auf, und diese würden sich dergleichen Credit nur zu Nutzen machen, das bare Geld dahin zuziehen und dadurch einen allgemeinen Banquerout zu befördern. Diese Umstände müssen sich erst ändern, ehe Eurer Gesuche näher treten kann. Euer gnädiger König.“

Friedrich.

„Bald darauf starb der große König, und die Westpreussische Landschaft konnte erst nach seinem Tode ins Leben treten. Gleichwohl wird sie ihrem geistigen Ursprunge nach noch als seine Schöpfung anzusehen sein. Sie ist geschaffen nach dem Vorbilde der älteren Schwesteranstalten, sie ruht auf denselben Grundlagen, wie die gleichen Institute für Schlesien, die Kurmark und für Pommern“\*). Am 19. April 1787 hat Friedrich Wilhelm II. die Bestätigungsurkunde der Westpreussischen Landschaft unterzeichnet, und im folgenden Jahre wurde auf des Königs Befehl das Gestüt in der Nähe des „Kammerconferenzgebäudes“ im Bereich der ehemaligen Vorburg errichtet. Da durch die Errichtung dieser beiden Anstalten die Zahl der Beamten wieder vermehrt, und somit die Wohnungsnot in Marienwerder noch gesteigert wurde, so bewilligte der König der Stadt auf zehn Jahre bestimmte Bauhilfsgelder und zwar zu je 30 vom Hundert einer jeder Bausumme. Der staatliche Zuschuß hat nun in diesen 10 Jahren im Durchschnitt 5560 Taler betragen. Zeugt dieses nicht grade von einer rührigen Baulust, so steht doch mit der danach zu berechnenden Bausumme die Vermehrung der Häuser in Marienwerder von 1784 = 304 Häuser und 1796 = 307 Häuser in keinem Verhältnis. Es muß daher eine Anzahl Neubauten auf alten Bauplätzen aufgeführt worden sein. Friedrich Wilhelm III. hat dann eine weitere Bauhilfe bewilligt, aber nur in der Höhe von 10 vom Hundert. In der Zeit von 1796 bis 1814 (401 Häuser) sind 94 neue Häuser entstanden. Die Baulust hat also bedeutend zugenommen, obwohl der staatliche Zuschuß so erheblich verringert wurde und seit dem Jahre des Zusammenbruches des Staates 1806 ganz aufgehört hat.

Selbst dem gegen die Niederlagen der Preussischen Heeresmacht an der Saale, Elbe und Oder gleichgültigsten Bewohner unserer Stadt mußte die Besorgnis vor dem weiteren Kriegslauf 1806 die Weihnachtsfreude verderben, als in der Stadt bekannt wurde, daß die verbündeten Preußen und Russen zwischen Thorn

\*) Denkschrift zur Säcular-Feier der Westpreussischen Landschaft usw. von R. Ulrich, S. 8.

und Bloß über die Weichsel gegangen waren, daß Napoleons Heer ihnen folgte, und daß eine polnische Abordnung, ermutigt durch eine Unterredung, die sie mit Napoleon in Berlin gehabt, am 3. November einen Aufruf an die „polnische Nation“ erlassen hatte, die Waffen zur Befreiung zu ergreifen. Der preussische General Estocq stand Weihnachten mit seinem Heere bei Soldau. Thorn fiel dem französischen General Bernadotte in die Hände. Am 19. Januar 1807 traf in Marienwerder der erste Franzose ein; er wurde von den die hiesige Besatzung bildenden Invaliden entwaffnet und als Gefangener nach Graudenz abgeführt. Am folgenden Tage aber gelangten 600 Franzosen an, welche wieder die Invaliden entwaffneten. Zweihundert Franzosen blieben hier, die anderen marschierten weiter. Am Morgen des 28. Januar — gegen 2 Uhr — glückte dem preussischen Rittmeister von Alvensleben mit 20 Husaren und einem Trompeter ein Überfall. Den Abend vorher war er in bürgerlicher Kleidung in Marienwerder gewesen, hatte im Gasthause mit französischen Offizieren Billard gespielt, und dann für seinen geplanten Überfall die Ortsverhältnisse genau erkundet. Der französische General Foultrier und einer seiner Adjutanten wurden gefangen, das Bahnsche Haus auf der Salaterie wurde überfallen, und Zahn, der aus Furcht vor der Rache der Franzosen zögerte, wurde von den Husaren „mit geschwungenen Säbeln“ gezwungen, 3 Pferde des französischen Hauptmanns aus dem Stalle auf die Straße zu führen; dabei war Zahn auch dem Kugelregen ausgesetzt, da 9 Franzosen ihren Hauptmann verteidigten, ein Husar wurde getötet. Die drei gefangenen französischen Offiziere und noch einige gefangene Soldaten waren die Beute, welche den Husarenstreich lohnte. „Der Fang war so schön, daß es auf einige Gefangene mehr oder weniger nicht ankam.“ Noch an demselben Tage scheint die\*) französische Besatzung auf die Nachricht von dem Nahen einer preussisch-russischen Heeresabteilung die Stadt schleunigst verlassen zu haben. In der That rückten gleich darauf 4000 Preußen und Russen ein. Die Einquartierung derselben war nicht von langer Dauer, da sich die Verbündeten und ihnen nach Napoleon mit seinem aus französischen Regimentern und seinen silddeutschen Bundestruppen bestehenden Heere nach Ostpreußen in Bewegung setzten. Nun nahm der preussische General Rouquette sein Hauptquartier in Marienwerder. Seine Abteilung — das Füsilierregiment Kembow,

\*) General v. Ledebur in seinen Erlebnissen aus dem Kriegsjahr 1806 und 1807 S. 330. v. Flaß in der Zeitschrift des hist. V. f. d. Reg.-V. W., Heft 42 S. 57.

ein schwaches Dragoner-Regiment, etwa 100 Mann vom 10. Husaren-Regiment (Ufedom\*) und einige Kosaken — wurde in Marienwerder und in der nächsten Umgegend einquartiert. Der General habe nämlich von der Oberleitung unter anderem den Befehl erhalten, das linke Weichselufer zu beobachten und einen etwaigen Uebergangsversuch eines über Neuenburg nach Mewe unter dem französischen General Dombrowski vorrückenden, 5000 Mann starken, bewaffneten Polenhaufens zu vereiteln. Am 8. Februar — dem Tage der blutigen Schlacht beim Pr. Enlau — stehen sich die beiden Heerhaufen, durch die Weichsel getrennt, gegenüber. Weder Dombrowski noch Kouquette wagt indessen mit seinen Leuten die dünne Eisfläche zu betreten. Schließlich verjagen die preussischen Geschütze die Polen aus der Nähe des Flusses. Am 11. Februar sehen wir Kouquette in Stellung an der Straße nach Baldram. Von dem Marschall Lesébre, der einen Teil der französischen Nachhut befehligte, wird er zurückgedrängt. Zwischen Baldram und Tiefenau kommt das Gefecht zum Stehen. Der übermacht weichend, schwenkt Kouquette nach Weishof ab. Nach schweren Verlusten ist es ihm gelungen, die Weichsel zu erreichen und den Fluß zu überschreiten, um sich mit den zwischen Pselplin und Dirschau zur Deckung des Belagerungsheeres vor Danzig aufgestellten preussischen Truppen zu vereinigen.\*\*). Noch an demselben Tage wurden der Kammerpräsident, vier Beamte und Jahn von den Franzosen gefangen genommen. Unter der Anklage, Alvensleben bei seinem Überfall am 28. Januar unterstützt zu haben, sollten sie vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Zum Glück traf noch zur rechten Zeit der Marschall Viktor ein, der nach kurzer Untersuchung die Gefangenen freigab. Während dieser Verhandlung hatte aber auch schon die Plünderung der Stadt begonnen. Für sie konnte nur dadurch ein Ende erreicht werden, daß seitens der Stadt dem Marschall Lesébre ein Opfer von 11 000 Taler und seinem Adjutanten die Summe von 500 Friedrichsdor nebst dem besten Pferde in der Stadt dargebracht wurden. Das Landgestüt war längst geflüchtet, die Besitzgebäude hatte der König der Stadt geschenkt.\*\*\*)

\*) Heute 4. Husaren-Reg. (Schill).

\*\*\*) Kouquette hatte 8 Offiziere, 236 Mann und 191 Pferde verloren. Eine Heldentat von 4 Dragonern wird gerühmt, die bei der Verteidigung der Weishofser Brücke fielen.

\*\*\*\*) Bald nach dem Frieden von 1815 wurden die Gebäude zurückgefordert, und das Gestüt wurde wieder hergestellt.



Seitdem blieb die Stadt und Umgegend bis zum 9. November von den Franzosen und ihren Verbündeten ununterbrochen besetzt. Jahn, der selbst eine Zeit schweren Leidens durchzumachen hatte, gibt den Franzosen doch das Zeugnis, sie seien gute Feinde gewesen, freilich nur, wenn man sie mit freundlicher und gutmüthiger Miene empfangen habe. Mit diesem Zeugnis stimmt das friedliche Bild überein, welches ein sehr edeler, geistvoller Franzose, der von seinem Kaiser hochgeachtete „Chef-Chirurg der großen Armee“ Baron Percy in seinem Tagebuche von Marienwerder in jenen Tagen entwirft. Nachdem dieser höchste Leiter des Arztes- und Lazarettwesens des kaiserlichen Heeres seine Fahrt am 8. Mai 1807 von Löbau durch schöne Eichen-, Buchen- und Tannenzwälder nach Marienwerder kurz beschrieben hat, fährt er in folgender Weise fort: „Die Stadt (Marienwerder) ist sehr elegant und belebt. Heute ist Christi Himmelfahrt. Alles ist sonntäglich angezogen und geht spazieren. Preußen und Franzosen vereinigen sich in dem Wunsche sich zu unterhalten. Es wimmelt von Frauen, die alle hübsch und gut gekleidet sind. Noch nie sah ich so viele hübsche Gesichter beisammen. Die Stadt war früher befestigt, und man sieht noch auf der Seite der Weichsel Reste einer umfangreichen, aus Ziegelsteinen erbauten Citadelle. Jetzt steht nur noch ein viereckiger hoher Turm, in den man durch einen von vier Säulengängen oder Arcaden getragenen Bau gelangt. Dieses Werk ist der Römer würdig; es steht seit fünf Jahrhunderten und sieht aus, als wäre es erst im vorigen Jahre erbaut. In den Arcaden sind die Landgaleerensträflinge eingesperrt. Das Spital ist in einem schönen Haus, im sogenannten Regierungsgebäude\*) eingerichtet. Es enthält zweihundertfünfzig Kranke, die alle schöne Holzbetten, Strohsäcke, Leintücher und neue Decken haben. Der Dienst ist neu geregelt. Wir verbrachten einen angenehmen Abend, haben gut gegessen und gute Betten.“

In Marienwerder macht Percy für die Lazarete große Einkäufe von Wein, Brantwein und namentlich von Essig. Am 9. Mai berichtet sein Tagebuch: „Gut geschlafen. Es ist kalt. Wir sind nach Mewe von hier abgefahren.“ Auf seiner weiteren Fahrt erlebte er mit seinem Begleiter (le Bret) ein Abenteuer. „Bei einem Bach machte der Postillon eine zu kurze Wendung, der Wagen fällt um, und wir liegen unter zerbrochenen Flaschen und unserm Gepäck. Ich bin ganz mit dem ausgezeichneten Essig, den ich in Marienwerder bekommen habe, übergossen, und komme mir vor wie eine Einmachegurke. Ich zittere für meinen Reisegefährten,

\*) Oberlandesgerichtsgebäude.

der mit dem Wagen auf die linke Seite gesloßen ist. Wein, Brantwein, alles hat sich über ihn gegossen. Ich ziehe meinen jungen Freund heraus, wir sehen uns an und fangen an zu lachen, anstatt zu zetern und zu schreien, wie es in ähnlichen Fällen gewöhnlich gemacht wird. Die Fortsetzung unserer Reise war glücklich".\*)

Manchem Bürger und vor allem manchem Beamten mögen die damaligen Verhältnisse in Marienwerder doch weniger friedlich und freundlich erschienen sein; Marienwerder wurde wegen des Überganges über die Weichsel der Haupttrastplatz auf der großen Kriegsarmeestraße. Die französische Garde zog sich ganz in die Nähe der Stadt. Napoleon, der seit dem 1. April sein Hauptquartier in Finkenstein hatte, kam selbst nach Marienwerder, um eine große Truppenaufstellung und den Brückenkopf bei Ratsweide zu besichtigen. Im Gefolge befanden sich der König von Neapel Murat, der Herzog von Montmorency und zwei Marschälle. Vor dem Hause des Kammerpräsidenten standen die Spitzen der Stadt zum Empfang bereit. Der Kaiser hielt einen Augenblick, ohne vom Pferde zu steigen. Er sprach wenig, verlangte ein Glas Limonade. In Ratsweide reichte der Besitzer des Vorwerks dem Kaiser eine deutsche Schrift, in welcher um Entschädigung für die Abtretung des Grund und Bodens gebeten wurde, auf welchem der Brückenkopf gebaut werden sollte. Napoleon ließ sich die Schrift von einem seiner Begleiter übersetzen und gab dann den Bescheid: „Den Schaden muß Ihnen ihr König ersetzen. Ich werde dafür sorgen. Melden Sie sich nur wieder.“ Auf seiner Rückreise nach Frankreich hat Napoleon am 14. Juli 1807 Marienwerder noch einmal berührt und 2 Stunden in der Wohnung des französischen Befehlshabers im Hause des Kammerpräsidenten Freiherrn von Schroetter (Grün- und Kirchstraßen-Ecke) verweilt.

\*) Feldzugs-Journal des Baron Percy, Chef-Chirurg der großen Armee 1754—1825, herausgegeben usw. von E. Longin, übersetzt von Beppina Freifrau von Weinbach.

Percy befreundete sich 1807 mit Goerde, dem Generalchirurgen des preussischen Heeres. Er verteidigte mit der größten Wärme die Königin Luise gegen alle Schmähungen, selbst gegen die seines von ihm sonst verehrten Kaisers. Friedrich Wilhelm III. kündigte ihm 1810 in einem eigenhändig geschriebenen Briefe seine Ernennung zum korrespondierenden Mitgliede der Berliner Akademie an. Percy schrieb später seiner Schwester: „Sage unserer Mutter, daß Ihr Peter Franz Baron des Kaiserreichs und Ritter vieler hoher Orden ist, daß er aber trotzdem der Peter Franz, der Sohn des armen Chirurgen Claude Percy aus Montcigny les Vesmes bleibt.“

Durch die fast täglich wechselnden, immer (starken Einquartierungen, wobei öfter 20 bis 50 Mann auf ein Haus kamen, durch die steten Hin- und Rückbeförderungen, die großen Lazareteinrichtungen und insbesondere durch die große Teuerung der Lebensmittel litt die Stadt sehr.\*\*) Dazu kam, daß gerade die maßgebenden französischen Persönlichkeiten keineswegs das Zeugnis verdienten, welches Jahn den Mannschaften und niederen Offizieren erteilt. Der Befehlshaber der Stadt General Germain, der Intendant der Provinz Westpreußen de Stassart und sein Nachfolger der Unter-Inspektor aux revues Gondot waren vielmehr schlimme Peiniger.

„Das Kammer-Kollegium“, erzählt später ein Mitglied desselben aus jener Zeit,\*\*) hatte bei der Annäherung der französischen Heere den König unmittelbar um Befehle in Betreff des Verhaltens gegen die feindliche Macht angetreten. Der Bescheid enthielt, daß dasselbe in Thätigkeit zu verbleiben, das Unausweichliche zu thun, jedoch, wenn und wie lange es möglich sey, sich der förmlichen Eidesleistung zu enthalten habe.“

„Bott de Stassart wurde gleich nach seinem Eintreffen dem Collegium die ganz unbedingte Eidesformel zur Vollziehung vorgelegt. Ihm wurde indessen vorgestellt, daß diese Formel mit der dem Könige geleisteten Eidespflicht nicht zu vereinigen sey, dem Inhalte derselben werde von dem Collegio unweigerlich Folge geleistet werden, ein schriftlicher Unterwerfungsact aber könne nur unter den nachstehenden Maßgaben vollzogen werden.“

\*) Jahn, 26—33. Jahn sagt: „Eine Flasche gewöhnlichen Franzwein kostete 1½ bis 2 Rthlr., ein Pfund Kaffee oder Zucker bis 1 Rthlr., und in dem Verhältnisse preiseten alle Bedürfnisse. Nur die Kaufleute, Schänker, Brauer, Fleischer, Bäcker und alle, welche Nahrungsmittel feil hielten, konnten von der Einquartierung Nutzen ziehen. Die armen Beamten, die durch Gewerbe nichts gewinnen konnten, und durch den Krieg ihr Einkommen verringert sahen, litten, besonders wenn sie als Hausbesitzer Einquartierung übernehmen mußten, am meisten.“

\*\*\*) „Denkschrift über die Zeit der französischen Occupation.“ Zeitschr. des historischen Vereins für den Reg.-Bez. Marienwerder III S. 66 ff. In dem betreffenden Artikel der Zeitschrift heißt es: „Der Verfasser war im Anfange des 19. Jahrhunderts Mitglied der damaligen Kriegs- und Domänen-Kammer zu Marienwerder. Hochgeachtet und angesehen wegen seiner patriotischen Gesinnung und reichen Erfahrung, hat er auf besondere Veranlassung im Jahre 1849 diese Denkschrift über die Zeit der französischen Gewaltherrschaft in Westpreußen als Augenzeuge verfaßt.“



1. Die Eingangsworte „nous jurons“ werden mit den zu verwechseln sein „nous promettons.“
2. Die für kaiserliche Rechnung zu übernehmende Verwaltung werde durch Beziehung auf die diesseitig geltenden allgemeinen Verwaltungs- und Verfassungsgrundsätze zu bestimmen und zu beschränken sein.
3. Die Kammer könne sich nicht zu Maßregeln verpflichten, die unmittelbar zur Benachtheiligung des angestammten Monarchen gereichen.“

„Mieur de Stassart ließ sich nach einigen oberflächlichen Bedenken die Abänderung der Verpflichtungsformel nach obiger Ausfertigung gefallen. Er ordnete in einer feierlichen Sitzung die Ausfertigung der diesfälligen Urkunde an und beendigte die Feierlichkeit mit einigen nicht tief eingreifenden Worten.“

„Man bemühte sich, gegen die französische Behörde den Obliegenheiten des Anstandes genug zu tun. Persönliche Annäherung wurde indessen von beiden Seiten vermieden. Über Mißtrauen hatte das Collegium nicht zu klagen. Doch hat es an erheblichen Reibungen keinesweges gefehlt.“

„Von dem französischen Gouvernement wurde der Provinz die Lieferung von 4000 Kavalleriepferden anferlegt und dem Kammer-Collegio die Verteilung derselben anbefohlen. Das Collegium beurteilte diese Zumutung als die Vermehrung der feindlichen Streitkräfte bezweckend und daher unmittelbar zur Benachtheiligung des angestammten Landesherrn gereichend. Bezugnehmend auf den Inhalt der kurz zuvor erwähnten Verpflichtungs-Urkunde, wurde daher die Erfüllung der Auflage mit Entschiedenheit abgelehnt. Der damalige Intendant Msr. Gondot vermochte nicht zu begreifen, wie eine Behörde in dem eroberten Lande sich herausnehmen könne, der Obermacht des kaiserlichen Gebieters einen so dreisten Widerstand entgegen zu setzen. Seine Forderungen nahmen einen immer ernstlicheren Charakter an. Er gestattete endlich eine kurze Bedenkzeit zur näheren Erwägung. Als die Erklärung abermals verneinend aussiel, schilderte er die bedenklichen Folgen des trotzen Widerstandes. Das Collegium wankte aber auch in Bezug auf die wiederholte Zumutung nicht. Wir wurden mehr und mehr auf das schlimmste gefaßt, fanden jedoch in dem Vorsatz unverbrüchlicher Treue kräftige Ermunterung zur mutigen Ausdauer. Es kam indes anders, als wir gefürchtet. Am folgenden späten Abend wurden die Mitglieder zur Sitzung berufen. Der Intendant erschien aufgereggt, wiederholte die Anfrage, ob die Kammer sich gutwillig fügen wolle, und erklärte auf die bestimmte Verneinung, daß er selbst nun die Lieferung ausschreiben und

dieselbe bis auf das letzte Pferd vollziehen wolle. Aber die ganze Ausschreibung geriet bald infolge des geschlossenen Friedens ins Stocken“.

Anderer Erpressungen hörten aber selbst nach dem Abschluss des Tilsiter Friedens, am 9 Juli, nicht auf. Um eine Erleichterung zu erwirken, wurden seitens der Stadt einige Abgeordnete an Napoleon nach Finkenstein gesandt. Zu ihrem Wortführer wurde, weil er allein der französischen Sprache mächtig war, der Dr. med. Reichenau erwählt.\*) Dann sandte auch die Kammer — in welcher vor allem der „Rat Hippel insgeheim schlau und lähn einen stillen Kampf gegen die übergroßen feindlichen Forderungen führte, sich aber nicht herbeilassen wollte, vor Napoleon selbst bittend sich zu verneigen“\*\*) — heimlich drei Abgeordnete an den französischen Obergeneral Marschall Soult nach Elbing. Ihre Vorstellungen hatten den Erfolg, daß Soult die betreffenden Herren in Marienwerder verwarnte und den General Collin mit einer Untersuchung beauftragte, aus der freilich nicht viel geworden ist.

Außer den erheblichen Opfern, die jeder Bürger aus seinem eigenen Vermögen hergeben mußte, wobei viele Bürger gänzlich verarmten, entstand für die Stadtgemeinde eine Schuld von 58 466 Talern, die glücklicher Weise längst getilgt ist.

Neben dem düsteren Gemälde, welches sich bei der Betrachtung dieser Unglückszeit entrollt, entwirft uns jener Berichterstatter aber auch ein lichtvolles, erfreuendes Bild, indem er sich über die Haltung der damaligen königlichen Beamten und über die Bürger in Marienwerder, sowie über die Einwohner der Provinz Westpreußen in folgender Weise ausspricht: „Es gereicht mir jetzt (1849) noch zur Genugthuung, anführen zu können, daß in allen diesen Beziehungen und Gefahren das ganze Collegium mit allen seinen Subalternen einmütig zusammenstand, und daß sich in dem zahlreichen Personal auch nicht einer fand, der dem Intendanten seine dienstbereiten Hände angeboten, und damit den Widerstand zu vereiteln sich hergegeben. Auch kann ich mit voller Bestimmtheit versichern, daß in Anhänglichkeit an den Thron kein Unterschied zwischen evangelischen und katholischen Christen oder zwischen den Einwohnern polnischer oder deutscher Zunge zu spüren war. Ohne Zweifel ist hierbei von Einfluß, daß die seit Wiedergewinnung Westpreußens angenommenen diesfälligen Verwaltungsgrundsätze ganz geeignet waren, die früheren gegenseitigen Gehässigkeiten und Widersinnig-

\*) Eduard Reichenau, Aus dem Leben eines Westpreußen S. 45.

\*\*) Dr. Gollmann, Th. G. v. Hippel. Ein Lebensbild.

seiten auszugleichen und in Vergessenheit zu bringen. Zudem aber bestand die damals zur Bedeutung gekommene Generation aus Männern, welche theils unmittelbare Zeugen der polnischen Unglückszeit gewesen, theils auch davon genügende und eindringliche Kenntniß erhalten haben, aus Männern die durch den zunehmenden Wohlstand, durch gewissenhafte Rechtsverwaltung der Vorzüge sich bewußt geworden, die das preußische Gouvernement ihnen zuwege gebracht, und die um so ernstlicher Bedenken trugen, sich der Erneuerung früherer Mißstände in die Arme zu werfen.“

In der Mitte Dezember 1807 verließen die französischen Truppen das rechte Weichselufer, und am 20. zogen preußische in Marienwerder wieder ein.

Auf der Höhe seiner Macht hatte Napoleon 1808 die deutschen Fürsten und die Herrscher verschiedener europäischer Länder zu der großartigen Fürstenversammlung in Erfurt eingeladen. Am 21. September traf der Kaiser Alexander I. von Rußland jener Einladung folgend, in Marienwerder ein, speiste hier zu Mittag und setzte dann die Reise fort. Am 27. September sind die beiden Kaiser von Frankreich und Rußland unter dem Donner der Geschütze in die alte deutsche Reichsstadt eingezogen. Dann hat es dort glänzende Feste gegeben, auf welchen die Fürsten, soweit sie selbst erschienen waren, oder ihre Vertreter — wie der Prinzliche Vertreter des Königs von Preußen — ihrem kaiserlichen Gastgeber ihre Huldigungen dargebracht haben. Auf der Rückreise hat Alexander unsere Stadt am 19. Oktober bei Nachtzeit berührt, ohne während eines kurzen Aufenthaltes aus dem Wagen zu steigen.

Ein weit bedeutungsvoller Tag — dessen hundertjährige Wiederkehr nun bald nicht nur in Marienwerder, sondern in ganz Preußen gefeiert werden wird — ist der 19. November 1808, — an welchem die neue, aus dem Steinschen Entwurf hervorgegangene Städteordnung als Gesetz verkündet worden ist. — „Das Gesetz sollte,“ wie es im Eingange hieß, „den Städten eine selbständigere Verfassung geben, in der Bürger-Gemeinde einen festen Vereinigungspunkt gesetzlich bilden, ihnen eine tätige Einwirkung auf die Verwaltung des Gemeinwesens beilegen und durch diese Theilnahme Gemein Sinn erregen und erhalten“. Für Marienwerder wurde durch dieses Gesetz aller Unterschied zwischen Großbürgern und Kleinbürgern mit allem daran hängendem Unwesen beseitigt. Die Stadt erhielt damals ihre Stadtverordnetenversammlung von 36 Mitgliedern und wurde in 6 Bezirke geteilt, nämlich den Markt-, rechtsstädtischen, Friedrichs-, Wilhelms-, Schloß- und Werderbezirk;



jeder Bezirk erhielt einen Bezirksvorsteher. Nachdem die ersten Stadtverordnetenwahlen nach diesem Gesetz unter der Leitung der bisherigen städtischen Beamten stattgefunden hatten, wurde die erste Stadtverordnetensitzung auf den 17. Januar anberaumt. Auf der Tagesordnung stand zunächst Bestätigung der Wahlen durch den gegenwärtigen Magistrat. Dann gingen aus der Wahlsurne\*) Amtsrat Stürmer als Stadtverordneten-Vorsteher und Hof-Buchdruckereibesitzer Kanter als Stellvertreter hervor. Sodann wurde beschlossen, jeden Freitag nach dem ersten des Monats und zwar von 3 Uhr ab eine Sitzung abzuhalten. Die nächste Sitzung wurde auf den 3. Februar festgesetzt und als Tagesordnung die Wahl des neuen Magistrats bestimmt. Schließlich wurde ein Ausschuss gewählt, der sich nach einem guten Sitzungssaal umsehen sollte. Ein solcher wurde in dem Gasthause „zum goldenen Hirsch“ gefunden. Hier fand also am 3. Februar die Wahl des Magistrats statt. Von folgenden 5 für die Stelle des Bürgermeisters vorgeschlagenen Kandidaten erhielt

Justizdirektor Goltz	10	weiße	23	schwarze	Kugeln
Kammer-Sekretär Knopmuß	12	"	21	"	"
Landrichter Kramer	11	"	21	"	"
Stadtrat Valentin	6	"	27	"	"
Stadt-Justizrat Willamovius	24	"	9	"	"

Willamovius ist also der erste nach dem Städteordnungsgesetz gewählte Bürgermeister von Marienwerder gewesen. Zum besoldeten Rat und zwar als Kämmerer wurde Rats-Assessor Hoppe gewählt. Das Gehalt des Bürgermeisters wird auf 800 Taler festgesetzt. In einem Schreiben vom 11. Februar spricht Willamovius seinen Dank für das Vertrauen aus, welches die Stadtverordneten in ihn gesetzt haben, erklärt sich zur Annahme der Wahl bereit und bittet um einen kurzen Urlaub, damit er seine bisherigen Geschäfte abgeben und sich einigermaßen ein Bild von dem „neuen, ihm unbekanntem“ Amte machen könne.

In der Mitte des Monats Dezember 1809 kommt die Nachricht: „Der König und die Königin Luise kommen, ihre Rückreise von Königsberg nach Berlin würden sie durch einen Ruhetag in Marienwerder unterbrechen. „Das wahre Lebenselement, das diese absterbende Maschine“ (den Staat jener Zeit) „noch befecht,“ nennt ein hervorragender Zeitgenosse die Königin Luise:

\*) Bei den städtischen Wahlen jener Zeit fand die Abstimmung durch Kugeln statt.

„Sie, des Landes erhabene Fürstin  
 Angebetet von ihrem Volk  
 In den Tagen des Ruhms,  
 Ewig geliebt von diesem Volk  
 Auch bei des Unglücks traurigem Wechsel.“\*)

So wird denn auch in Marienwerder jene Kunde eine nicht geringe freudige Aufregung bewirkt haben. „Am 17. Dezember nachmittags 2 Uhr“, — lautet ein Bericht, — „trafen Ihre Majestäten der König und die Königin hier ein; sie nahmen Absteigequartier in dem Hause des Rasterers Biltner\*\*) dicht an dem Konferenzhause des Oberlandesgerichtes, besahen das Militär, ließen sich die Mitglieder der Landes-Kollegien und der Geistlichkeit, die Deputationen von Elbing, Graudenz und Danzig wie auch des Magistrats durch den Geh. R. und Oberpräsidenten von Auerswald vorstellen. Des Abends geruhten dieselben an dem von den Landständen und Mitgliedern der Regierung und des Oberlandesgerichtes arrangierten Balles auf dem Regierungs-Konferenzhause — von 8 bis 11 Uhr — mit herablassender Gegenwart teil zu nehmen, auch beide Majestäten mit etlichen adeligen Personentanztanzen; sie entfernten sich darauf, begaben sich zur Ruhe und setzten Tages darauf morgens  $\frac{1}{2}$  8 Uhr ihre Reise weiter fort unter allgemeinen Segenswünschen“.\*\*\*) Das Fest war allerdings durch einen Zwist (von dem später die Rede sein wird) gestört worden; infolge dieses Zwistes hatte der Festausschuß dem Bürgermeister und Magistrat keine Einladung zukommen lassen. Als der König dieses bemerkte, wünschte er sofort den Bürgermeister zu sehen. Willamovius wurde dann sehr freundlich empfangen und besonders ausgezeichnet.

Das Militär, welches damals in Marienwerder stand, gehörte zur Brigade York, der hier sein Stabsquartier hatte, und in einem Hause des leerstehenden Gestüts wohnte.

Im Juli 1811 war Scharnhorst auf einer Dienstreise zur Besichtigung der Festungswerke von Kolberg und Graudenz begriffen. Von Graudenz kam er nach Marienwerder, da ja ein Teil der Graudenzener Besatzung zu Yorks Brigade gehörte. Da standen sich

\*) Stettiner Sonntagszeitung 10. März 1808.

\*\*) Das heutige Postgebäude.

\*\*\*) Fahn, S. 147. — Kirchenbuch der Domgemeinde 1830. Auf Veranlassung des Königl. Consistorialrates, Superintendenten und Pfarrers an der Domkirche in Marienwerder Dr. Friedrich Gielow ist obiger Bericht über den Besuch Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise 1830 nachträglich in das Kirchenbuch eingetragen.

hier die alten Gegner gegenüber: Scharnhorst „der Neuerer“ und York, der gegen alle Neuerer als „Umstürzler“ und Gegner seines alten Preußens einen glühenden Haß hegte. Als York indessen sah, daß Scharnhorst wenigstens in einer Hauptsache mit ihm eins war, in dem Gram gegen den Wälschen, da sich allmählich die um sein Herz gelagerte „Eisrinde“ während Scharnhorst ihm hochherzig die Kränkung verzieh, die York ihm 1808 zugesügt hatte. Man kam sich mit Achtung und Vertrauen entgegen, ohne daß sich ein solches Verhältnis vertiefen konnte. Scharnhorst berichtete über diese Zusammenkunft in Marienwerder: „Wir fanden hier einen guten militärischen Geist, bei dem aber mehr Ambition, als höhere Gefühle zu Grunde liegen.“\*)

Den Forderungen eines so strengen Generals gerecht zu werden, gelang der „Servis- und Einquartierungsdeputation“ in Marienwerder schlecht. Durch zu umständlichen Geschäftsgang und Kleinkrämerei, auch wohl durch Hochmut im Bewußtsein amtlicher Unfehlbarkeit mag sie den General wohl manchmal gereizt haben. Yorks Generalstabschef, der kluge Oberstleutnant von Zielinsky ließ sich im Gegensatz zu seinem General, wenn er nicht vor größeren, wichtigeren Aufgaben stand, nie aus seinem Gleichmut bringen, lächelte vielmehr über die Schwächen und Torheiten der Menschen. Ärgerlich pflegte ihm dann York zuzurufen: „Er hat genug über die Marienwerderer Kleinstädter zu lachen.“ Als im März 1812 die Spannung zwischen dem General und der genannten Behörde ihren Höhepunkt erreicht hatte und auf schriftlichem Wege nichts zu erlangen war, faßte ein Rathherr den Mut sich zu York zu begeben, um mit ihm persönlich zu verhandeln. Der General empfing ihn in Gegenwart der Ordonnaiz und eines Feldwebels und schrieb den Redenden an: „Was soll das? Er untersteht sich, mir noch Einwendungen zu machen? Sage er seinen Genossen, den Kujons, daß ich sie sämtlich werde arretieren und in die Wache stecken lassen, wenn sie meine Befehle nicht sogleich befolgen. Nun marschiere Er!“ — Da York sich schon manche Gewaltschritte erlaubt hatte, indem er z. B. junge Beamte aus dem Bette holen, auf mehrere Tage einsperren und dann als Soldaten einkleiden ließ, so mußte man besürchten, daß er seine Drohungen ausführen werde. Es wurde daher von der Regierung eine vom Magistrat abgefaßte Beschwerdeschrift durch einen Eilpostillon nach Berlin an den König gesandt. Der König befahl dem General Courbière in Graudenz, sich sogleich nach Marienwerder zu begeben und die Angelegenheit zu untersuchen. Die

\*) M. Lehmann. Scharnhorst II 387.



Sache scheint schließlich gütlich verlaufen zu sein; denn als York bald darauf den Befehl bekam, mit seiner Brigade von Marienwerder abzumarschieren, um sich infolge des zwischen Friedrich Wilhelm III. und Napoleon abgeschlossenen Vertrages, dem großen Heereszuge nach Rußland anzuschließen, ließ er den Bürgermeister zu sich bitten, reichte ihm die Hand und schied von ihm mit den Worten: „Ich hoffe, wir trennen uns in Freundschaft; sagen Sie dies den erzürnten Herren vom Servis.“\*)

Von den ungeheuren Truppenmassen, welche Napoleon im Frühjahr 1812 gegen Rußland führte, nahm ein großer Teil seinen Weg wieder über Marienwerder. Die Zahl der zugleich einmarschirten Truppen war bisweilen so stark, daß die Soldaten in den Häusern kein Unterkommen finden konnten und auf den Straßen lagern mußten. So rückte z. B. an einem Junitage, an welchem schon alle Häuser der Stadt voll und ganz von Soldaten besetzt waren, die junge Garde ein, die erst kürzlich in Paris gebildet worden war, und — zum Unglück für die Stadt — ihr Befehlshaber war der General Foultrier, den 1807 der kühne Alvensleben auf seinem nächtlichen Ritt zum Gefangenen gemacht hatte. Um dafür Rache zu nehmen, ließ Foultrier die ganze Garde in Marienwerder Ruhetag nehmen, wodurch die Stadt empfindlich geschädigt wurde. Nur einige Tausend Mann kehrten von dem stolzen Heere Napoleons in einzelnen Trupps über Marienwerder zurück. Am 31. Dezember 1812 kam der Major Graf Henkel von Donnermarl, der den Verhandlungen beigewohnt hatte, die zu dem berühmten Vertrage von Tauroggen führten, auf seiner Sendung nach Berlin in Marienwerder an. „Hier, wo ein großer Andrang von Marodeurs stattfand“, schreibt Donnermarl in seinen Denkwürdigkeiten, „herrschte eine solche Verwirrung, daß mich kein Mensch anhielt“. Diese „Marodeurs“ waren schreckliche Gäste, denn sie brachten ein Fieber mit, welches sich in der Stadt schnell verbreitete und den zehnten Teil der Einwohner — von 9 Magistratsmitgliedern allein 7 — dahinraffte.

Am 22. Januar 1813 rückten die ersten Russen, Kosaken unter Oberst Czernitschew in Marienwerder ein, vertrieben die wenigen französischen Nachzügler und kündigten sich den Bürgern als Freunde an. Von diesem Tage entwirft der bekannte Schriftsteller Bogumil Goltz, der Sohn des Justizdirektors Goltz, damals ein 12jähriger Knabe und Schüler des hiesigen Gymnasiums, folgendes lebenswarme Bild: „Es war in einer Januarnacht

\*) v. Flanz, Kriegs- und Heeresgeschichte, III. Zeitschrift des hist. Ver. für den Reg.-Bez. Marienwerder, Heft 43, S. 4.

des denkwürdigen Jahres 1813, als mich mein älterer Bruder mit Hast, mit wonneschauerndem Jubel aus dem festesten Schloße rüttelte, indem er mir zitternd die Worte zurief: „Steh auf, die Kosaken sind da.“ In dem Orte stand der Vize-König von Italien mit einem Bataillon Infanterie und einer Eskadron neu organisirter Badener Husaren: es mußte also zu einem Gefecht kommen. Das begriffen wir nicht sobald, als wir uns trotz des scharfen Gebots, auf unsrer Stube zu bleiben, mit Hilfe der Bettlaken vom Fenster des zweiten Stockwerks auf die Straße hinausmachten. Im Hause wurde Geld und Geldeswert über Seite geschafft, die silbernen Löffeln z. B. banden sich die großen Schwestern an einem Bindfaden um den Leib auf das Hemd, denn man machte sich auf das Äußerste, weil auf plündernde Kosaken, gefaßt. Ich rannte indes mit meinem Bruder auf den Regierungsplatz, wo etwa 50 Mann mit geladenem Gewehr vor dem Packwagen des Vize-Königs aufmarschiert standen, als plötzlich zwei Kosaken durch ein enges Thor auf den Platz gesprengt kamen, um im nächsten Augenblick nicht mehr zu sein. Sie wurden durch eine Gewehrfalve zusamt ihren Pferden tot niedergestreckt. Es ist spaßhaft abenteuerlich und gleich wörtlich an dem, daß zwischen den Kosaken und den feuergebenden Franzosen der modernste Schneider des Orts, ein gewisser S . . . , mitten inne gestanden war, daß ihm die Kugeln zwischen den Armen und Beinen hindurch an dem Kopfe vorbei und durch die Rodflügel flogen, die Mütze nicht zu vergessen, so daß der Mann noch einige Sprünge bereits nach dem Knall und dem Fall der Kosaken vor Schrecken in die Luft getan hat. Und so gab es denn im Kleinen, wie damals überall im Großen, eine Tragikomödie; denn der Schneider lief allwärts in den Häusern und bei seinen Kunden umher, die Todesgefahr zu berichten, die er ausgehalten, und da er so künstlich davongekommen war, so faßte er, wie mir recht ist, den Mut und ging bald als Freiwilliger in den Krieg.“

Der Vize-König kam davon; nicht so seine krank zurückgebliebenen Gefährten und die Badener Husaren-Eskadron. Die letztere wurde von ihrem Fährndrich und Officier beim ersten Stoß der Kosaken in Stich gelassen, von den letzteren über den Haufen geworfen und in Gefangenschaft getan. Getötet ward ein Kosak, verwundet ein paar Husaren. Das begab sich vor unsern Augen, und gleich hinterdrein gab es einen Jahrmarkt mit den roten Hosen der Husaren, mit den gesattelten Pferden, mit Pistolen und Schwertern, denn von dem allen machten die Kosaken keinen Gebrauch. Man kaufte da eine Pistole für einen Schnaps und ein gesatteltes Pferd für fünf Taler, für weniger und für mehr. Wer rote Hosen mit gelben Schnüren nicht mit einem Sechser

honorieren wollte, konnte sie eben so gut geschenkt kriegen, was meinem seligen Bruder ganz wunderschön geriet“.

„Bis dahin ging Alles fast natürlich und menschlich, wiewohl nach Kriegsgebrauch vonstatten; aber von da an zeigte der Krieg dem gefühlvollen Menschen seine Teufelsphysiognomie“.

„Die Kosaken waren mit den Hauptsachen fertig, von den Einwohnern mit Branntwein, mit Semmeln und Wirsten auf dem Markte reguliert und guter Dinge, als ihnen einfiel, sich nach Franzosen im Orte umzutun. Die Armsten waren bald gefunden, denn sie lagen schwer verwundet und fast totkrank in ihren Betten und hier wurden dann diejenigen, bei denen sich geraubtes Kirchengesäß fand, ohne Gnade und Erbarmen mit Rantschuhhieben auf den Tod gepeitscht. Die, welche nicht augenblicklich ihren Geist aufgaben, drei oder vier an der Zahl, schleppte der barbarische Feind zu dem Flüsschen, das der Stadt vorbeifließt, und steckte sie da Mann für Mann unter das Eis. Im Sommer fanden wir beim Baden noch den Körper eines der unglücklichen Opfer der Kriegswut. Einen minderschuldig gefundenen Franzosen ließen die Kosaken Todesangst ausstehen. Nachdem sie ihn in dem entsetzlichen Frost mitten in der Nacht ausgezogen hatten, trieben sie ihn mit den Lanzen vor sich her zu dem Fluß. Bei jedem Ausholen der spitzen Waffen sank der Unglückliche mit einem Todeschrei in die Kniee, um sich dann wieder zu neuer Todespein aufgetrieben zu sehen, bis es den Leuten gelang, den fast zu Tode Gepeinigten seinen Quälgeistern zu entziehen. Auch ich habe das erlebt, mit angesehen und doch nicht gesehen, denn das Erlebnis war mir augenblicklich schon wie ein Traum und schwand mit jedem Tag aus dem Bereich der materiellen Wirklichkeit für mich. Als ich zur Besinnung und in sonst gewohnter Weise zum Reflektieren kam, fand ich, daß der jüngste Stoff über alle meine Gedankenfassung hinausging; ich ließ ihn sonach, wie er in einem Winkel, oder eigentlich im Abgrund meiner Seele abgelagert war, und heute bin ich damit nicht viel besser und anders daran, wie in jener verwunderlichen Zeit“.\*)

Zum Glück wurde diesen Greueln am folgenden Tage ein Ende gemacht. Am 23. Januar rückte nämlich eine Abteilung des regelmäßigen russischen Heeres mit Artillerie ein, um in Marienwerder einen Ruhetag zu halten. Die Befehlshaber hielten strenge Manneszucht. Und nun zeigte sich hier ein Spiegelbild im Kleinen von den großen politischen und militärischen Verhältnissen. Die

\*) B. Goltz, „Die Franzosen und Kosaken in Marienwerder“, im Buch der Kindheit S. 448 ff. auch übergegangen in den Roman: Ein Jugendleben III S. 446 ff.



königlichen Behörden in der Stadt hatten den Wunsch, den russischen Offizieren ein öffentliches Fest zu geben. Aber noch waren die Russen ja weder Verbündete noch Freunde, sie waren vielmehr Feinde, mit welchen York in Tauroggen allerdings einen Vertrag geschlossen hatte, über dessen Genehmigung oder Ablehnung aber erst die Entscheidung Seiner Majestät des Königs bevorstand. Man fand einen Ausweg. Der Vorstand der „Resource zur Einigkeit“, welche damals den größten Saal in der Stadt besaß, veranstaltete zum 24. Januar eine Feier des Geburtstages Friedrichs des Großen und lud zu diesem Feste sowohl die preussischen höheren Beamten, wie die russische Generalität und alle russischen Soldaten im Offiziersrang ein, welcher Einladung beiderseits freudig Folge geleistet wurde. Es war ein froher Festtag. Aus diesem Festsaal hat sich eine gehobene Stimmung über die ganze Stadt verbreitet und in den Gemütern der Bürgerschaft die Liebe zu dem Vaterlande entzündet. So ist der mächtige Eindruck und die Begeisterung zu erklären, welche die am 3. Februar in Breslau vom Staatskanzler Hardenberg unterzeichnete Verordnung zur Bildung freiwilliger Jägerkorps und dann von Berlin aus der Aufruf der „National-Repräsentanten“ hier sofort hervorriefen, in welchem es u. a. heißt: „Das Vaterland ist in Gefahr, und Friedrich Wilhelm fordert sein treues Volk zur Unterstützung auf. Welcher Preuze kann noch zaudern, dieser Aufforderung nach allen Kräften zu genügen. — Der Allmächtige wird die Maßregeln des besten Königs und den freudigen Eifer seines Volkes segnen. Friede und Selbständigkeit werden den preussischen Staat beglücken und künftige Geschlechter aus unserem Beispiele lernen „alles zu opfern für König und Vaterland.“ Der Eindruck, welchen dieser im Amtsblatt vom Regierungspräsidenten Wismann „zur Kenntnis gebrachte Aufruf“ hervorrief, übertraf die kühnste Erwartung. Schon am 9. Februar konnte der Vizepäsident Würtz eine Liste von patriotischen Männern veröffentlichen, deren eingesandte Gaben die stattliche Summe von fast 705 Talern in courant und mehr als 2002 Rthlr. in Münze erreichten. Am 21. und 25. Februar machte die Regierung die Namen der Freiwilligen bekannt, die sich gestellt haben, sowie die Namen derer, die Pferde, Ausrüstungsgegenstände oder abermals Summen Geldes darbringen. Väter und Mütter sind darunter, die ihre Söhne zum Kampfe ausrüsten und sich verpflichten, sie im Felde zu besolden.\*) Am Ende des Monats

\*) Unter diesen befand sich der Bäckermeister Hahnke, der seinen Sohn ausrüstete. Der Sohn blieb dann in der militärischen Laufbahn. Er war der Vater des noch lebenden Generalfeldmarschalls v. Hahnke.

erscheint im Amtsblatt wieder ein Verzeichniß patriotischer Geber und ihrer Gaben, Waffen, Hemden, Ausrüstungsgegenstände aller Art. In großer Spannung harrte man der Nachricht von der Entscheidung des Königs in Breslau. Sie kam durch den Aufruf am 17. März: „An mein Volk.“\*) Die Wärfel waren gefallen. In Marienwerder dauerten die Meldungen zum Eintritt in das Heer und die Darbringungen von Gaben fort. Im Anfang Mai wird bekannt gemacht: „Die als patriotischer Beitrag mehrerer Damen aus Marienwerder und anderen Orten eingegangenen und noch an uns einzuschickenden Handarbeiten werden Donnerstag, den 13. Mai d. J. um 2 Uhr, nachmittags im Saale des Rathsherrn Lange in Marienwerder öffentlich versteigert werden.“ In einem amtlichen Bericht des Kommissionsrats Heun in Breslau vom 25. April 1813 heißt es unter anderem: „In Ost- und Westpreußen, wie in Litauen ist der Eifer für die freiwillige Einstellung bei den Jäger-Detachements und für die Ausrüstung der jungen Leute gleich groß; die kleine Stadt Marienwerder, ein Ort von 3000 Einwohner, allein hat 52 Jäger gestellt und völlig ausgerüstet, unter welchen sich 20 zu Pferde befanden.“ Auf eine von der Regierung an die achtbaren Bewohner Westpreußens gerichtete Aufforderung zur Pflege der verwundeten vaterländischen Krieger und zur Winterbekleidung derselben freiwillige Beiträge zu leisten, waren im Laufe des November nahe 4092 Rthlr. eingegangen. Diese Gelder wurden theils nach Berlin, theils an den General von Willow (Dennewitz) gesandt und letzterem noch 250 Leibbinden zur Verwendung versprochen. Und alle diese Opfer wurden in einer Zeit gebracht, in welcher, wie schon erzählt wurde, das Fieber in den Familien der Stadt so viel Leid und Trauer anrichtete. Dazu kam noch das große Elend, welches eine Weichselüberschwemmung im Herbst 1813 in der Niederung verursachte, für dessen Linderung die Stadt Marienwerder ebenfalls in Anspruch genommen wurde.

Im Februar und März 1813 wurde die Landwehr gebildet. Die Landwehr-Kompagnie in der Stadt Marienwerder bestand aus 4 Offizieren, 1 Feldwebel, 9 Unteroffizieren, 4 Spielleuten und 93 Gemeinen, zusammen 111 Mann zu Fuß und 7 Mann zu Pferde. Es ist berechnet worden, daß in den Kriegen von 1813 und 1815 überhaupt 300 freiwillige Jäger und Landwehrmänner ( $\frac{1}{8}$  der ganzen Einwohnerschaft, Kinder mitgerechnet) von unserer Stadt in das Feld gestellt und ausgerüstet worden sind. Die

\*) Der Verfasser des Aufrufs war bekanntlich der schon erwähnte frühere hiesige Rat v. Hippel.

zurückbleibenden Jünglinge und Männer bildeten im Stadtbezirke einen Landsturm von 7 Kompagnien zu Fuß und 1 Kompagnie zu Pferde, wovon 4 Kompagnien, etwa 300 Mann, darunter als eine Kompagnie die Schützengilde, als Bürgergarde vollständig uniformiert und gut bewaffnet waren, auch 3 Kanonen mit einer besonderen Bedienung hatten. Diese Bürgergarde versah gleich dem Militär den Besatzungsdienst, übte sich in den Waffen und besetzte die Wachen während der Kriegsjahre 1813, 1814 und 1815. So war die ganze männliche Einwohnerschaft mit Ausnahme der Krüppel und schwachen Greise im Felde und in der Stadt unter den Waffen. Der Landsturm und die Bürgergarde bildeten während der Befreiungskriege allein die Besatzung in der Stadt. Der General Graf Bülow von Dennewitz hat bei einer Musterung im Jahre 1815 dieser Besatzung das ehrende Zeugnis gegeben: „Es ist hier kein Militär nötig, der Landsturm wird die nahen Polen schon abhalten, wenn sie wieder unruhig werden sollten.“

Nicht ohne große Besorgnis hat man dennoch wohl an das Nahen der Polen gedacht, als im Juni 1815 schlimme, weit übertriebene Nachrichten von einer Niederlage des Blücherschen Heeres in Belgien sich in Marienwerder verbreiteten. In dieser gedrückten Stimmung erzählt eines Tages ein Postbote mehreren Bürgern, der Herr Justiz-Direktor Goltz habe einen Soldatenbrief empfangen. Auch hiervon verbreitet sich bald die Kunde in der Stadt. Gegen Abend kommt Goltz in das Kasino. Die anwesenden Herren bestürmen ihn sofort mit der Frage, ob es wahr sei, daß er einen Brief vom Kriegsschauplatz erhalten habe. „Ja“, antwortet Goltz, „von meinem Sohn Heinrich, ich wage den Brief nicht zu öffnen, die gekritzelte Aufschrift sagt mir nichts Gutes. Hier ist er.“ Einem der Herren gestattet er, den Brief zu öffnen. Kaum hat dieser hineingesehen, da bricht er in Jubel aus: „das französische Heer gänzlich vernichtet, Napoleon auf der Flucht, Heinrich gesund.“ Das war der Inhalt des Briefes, den ein Generalstabsoffizier im Begriff eine Staffette nach Berlin abzufertigen, dieser den Brief auf des jungen Goltz Bitte mitgegeben hatte; dort ist er dann gleich zur Post gegeben worden. Rasch verkündeten dann die Herren diese Siegesnachricht von Belle Alliance in der Stadt, die bald im Flaggenschmuck prangt. Jubel und Ausgelassenheit herrschte bis spät in die Nacht in den erleuchteten Straßen.

Trotz so mancher freudiger Aufregung gelegentlich der Heimkehr der Krieger bemächtigte sich doch in den nächsten Monaten der Bürgerschaft eine sehr trübe Stimmung. Ein Ministerial-Erlaß vom 20. April 1815 stellte die Teilung der Provinz in zwei Regierungsbezirke Marienwerder und Danzig in Aussicht.



Schlimme Gerüchte liefen umher. Nach einem dieser Gerüchte sollte in Berlin sogar die Verlegung der Regierung von Marienwerder\*) geplant werden. Klarheit brachte erst die Kabinettsorder vom 24. April 1816, durch welche die beiden neuen Regierungen gegen einander abgegrenzt wurden. Die Kreiserteilung des Regierungsbezirks Marienwerder trat den 1. April 1818 in Wirksamkeit. Die Folge dieser Neuerung war, daß ein Teil der bisher in Marienwerder angestellten Beamten nach Danzig versetzt wurde.

Eine Kabinettsorder Friedrich Wilhelm III. vom 26. April 1801 enthält folgende bemerkenswerte Stelle: „Die neu projectirte Facade finden wir geschmackvoller, als usw. — so approbiren wir auch, daß zum bleibenden Denkmal des guten Geschmacks dessen, der die neue Facade in Vorschlag gebracht hat, solche ausgeführt werden kann.“ Zoeypen vermutet in diesen Worten eine Hindeutung auf den Bildersfries, „welcher über dem Haupteingange der Ostfacade (des Regierungsgebäudes) in Stuckreliefs ausgeführt, zu den hervorragendsten Kunstwerken gehöre, welche Marienwerder aus neuerer Zeit aufzuweisen habe.“ „Der Styl der Relief-  
figuren,“ sagt Zoeypen weiter, „ist unzweifelhaft der Schadowsche, hohe schlanke Gestalten, hochbuslige weibliche Figuren, mangelhaft verhüllende Gewandung, halb selbstgemachte Allegorie und Symbolik — doch sind sie nicht von Shadow selbst modellirt.“ „Der Fries besteht aus 3 Abteilungen, einer mittleren kürzeren und zwei längeren auf den Seiten. Alle drei Abteilungen sind symmetrisch geteilt, da die mittlere Figur in jeder derselben durch einen hochgehobenen, Schultern und Haupt umschwebenden Schwall markiert ist.“ „So würde das mittlere Bild im Ganzen die Macht darstellen, welche durch Siegeslorbeeren und durch Schöpfungen der Kunst verherrlicht wird. Das Flügelbild rechts enthält 14 Figuren und stellt offenbar die verschiedenen gewerblichen Tätigkeiten dar.“ „Die Darstellung auf der Abteilung links ist viel schwerer unter einem Gesichtspunkt zusammen zu fassen.“ „Im ganzen scheint es, daß dem materiellen Wohlstande auf der rechten Abteilung hier die höheren Segnungen des Staatslebens gegenüber gestellt werden.“\*\*\*)

Die Wohnung des Präsidenten neben dem Regierungsgebäude ist jedenfalls vor dem Jahre 1810 errichtet. Das Regierungs-

\*) „Die Kriegs- und Domänenkammern in der ganzen Monarchie waren durch Verordnung vom 16. Dezember 1808 zu Regierungen umgestaltet. Vgl. Nov. corp. constit. Prussico-Brandenb. XII S. 527 ff.“  
Gefällige Mitteilung des Herrn Archiddirektor Archivrat Dr. Bär.

\*\*) Zoeypen, 270 und 271.

gebäude hat anfangs nur 2 Geschosse gehabt; bis es in den Jahren 1872 und 1873 unter Reicherts Leitung eine durchgreifende Umgestaltung erfuhr, während zugleich der West- und Ostflügel um ein Geschos erhöht wurde. Ein ganz bedeutender Umbau und Ausbau des Gebäudes (nach dem Schloßberge zu) ist in der Zeit vom 20. April 1896 bis Ende September 1897 ausgeführt worden. In der Mittagsstunde des 14. Februar 1899 erscholl in der Stadt der Ruf: „Die Regierung brennt“. Daß der Brand auf das obere Geschos des vom Haupteingange südlich gelegenen Teiles beschränkt wurde, war das Verdienst unserer freiwilligen Feuerwehr.\*\*)

Aus der Baugeschichte des Regierungsgebäudes geht hervor, daß der Geschäftsumfang der Regierung im Laufe des 19. Jahrhunderts sich bedeutend erweitert hat, woraus sich dann ferner darauf schließen läßt, daß der 1818 in der Bürgerschaft beklagte Verlust an Beamten mehr als ersetzt worden ist.

Überblickt man die Lage der Staatsgebäude in unserer Stadt, so stellt sie sich gleichsam als die Führung des Ausbaues der Stadt nach Nordosten hin dar. Das Regierungsgebäude steht, wie wir wissen, auf dem Gebiet des einstigen Vor Schlosses, also nördlich von der alten Stadt. An der heutigen Ecke der Marienburger und der Poststraße ist schon im 17. Jahrhundert ein Postgebäude errichtet worden. 1842 hat die Post dieses Gebäude verlassen, um in ihr neu erbautes Heim an der Marienburger und Grünstraße zu ziehen. Das verlassene Postgebäude nahm dann das Hauptsteueramt in Besitz, und 1851 wurde von dem neuen Postgebäude auch noch die Oberpostdirektion aufgenommen.

Diese beiden Behörden hat die Stadt später wieder verloren.\*\*\*) Dem zuletzt genannten Gebäude gegenüber war an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts das Gebäude des Obergerichts entstanden. Das Gebäude wurde in feierlicher Weise am 18. Januar 1801 — als dem hundertjährigen Krönungstage — von der

---

\*) Zwei Tage nach dem Brande wurde in einer Sitzung der Wehr ein Schreiben des Regierungspräsidenten zur Kenntnis gebracht, in welchem der Dank der Königl. Regierung für die außerordentliche Leistung der Wehr bei dem Brande ausgesprochen und die Bitte hinzugefügt wurde jedem einzelnen Mitgliede diesen Dank zu übermitteln. Einige Monate darauf erhielt der Branddirektor den Kronenorden 4. Kl. und der Obersteiger das Allgemeine Ehrenzeichen.

\*\*\*) Die Oberpostdirektion den 31. Dezember 1871, das Hauptsteueramt den 30. September 1886. Den 1. Oktober wurde das jetzige Postamt in Marienwerder eingerichtet.

Westpreussischen Regierung in Besitz und Gebrauch genommen. \*) Bei der Errichtung des Gebäudes waren vor jeder der beiden Eingangsthüren, zu welchen Freitreppen führten, Victorenfasces als Kettenträger aufgestellt. 1864 sind aus diesen Fasces die Beile entfernt, und auf vier Fasces diese durch eiserne Ständer mit Laternen ersetzt worden. 1872 sind mit Genehmigung des Justizministers die unschönen Fasces überhaupt entfernt, und später sind auch die Freitreppen beseitigt worden.

Der Name „Westpreussische Regierung“ mußte durch Verordnung vom 26. Dezember dem Namen Ober-Landesgericht weichen, welcher durch Verordnung vom 2. Januar 1849 mit der Benennung Appellations-Gericht vertauscht wurde. Gelegentlich der Neuen Gerichtsordnung vom 1. Oktober 1879 ist der Name Ober-Landesgericht wieder hergestellt worden. \*\*)

Weiter nach Nordosten — um das Bild der Lage der staatlichen Gebäude zu vervollständigen — sehen wir das Gebäude des Landratsamtes.

kehren wir nach diesem Vorblick zu der Bürgerschaft von 1818 zurück. Durch den Besuch Friedrich Wilhelms III. und des Kronprinzen wurde die gedrückte Stimmung der Bürger für einige Zeit in eine freudige verwandelt. Die Stadt wurde allgemein erleuchtet, wobei sich das Gebäude der Ressource ausgezeichnet haben soll. Die Gasthäuser sind zu jener Zeit recht besetzt gewesen von Fremden, welche den Landesvater und den Thronfolger sehen wollten. Auch im Jahre 1826 hatte Marienwerder die Freude den König auf seiner Reise nach Petersburg hier festlich zu begrüßen.

Im April 1829 brachte die Weichsel einmal wieder großes Unglück über die Niederung, sowie Schädigung der Stadt. Eis und Fluten hatten an mehreren Stellen die Dämme durchbrochen, das Wasser drang bis zur Salaterie und zerstörte hier das Haus des Stadältesten Zahn. Mit großer Lebensgefahr rettete sein Sohn Vater, Mutter, Geschwister, sonstige Angehörige und sich selbst (zusammen 16 Personen.) — Bei diesem Unglück ist auch ein

\*) Breithaupt, Justizverfassung und Provinzialrecht in Westpreußen seit 1772. Unter den Beamten der Westpreussischen Regierung hatte bei Gelegenheit dieses Festes eine Geldsammlung zur Verteilung unter die Armen der Stadt stattgefunden, sie hatte 300 Rthlr. ergeben.

\*\*) Die Untergerichte für Stadt und Land waren in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in dem Nord- und Westflügel des Domherrnschlosses untergebracht 1849 vereinten sich diese Behörden zu dem Kreisgericht. Den Umbau der genannten Flügel für dieses Gericht haben wir kennen gelernt. Seit 1879 befindet sich das Amtsgericht in diesen Räumen des Schlosses.



Verlust für die städtische Geschichtsforschung zu beklagen. Es war nämlich in den Magistratsakten eine „Chronik von Marienwerder“ vorhanden gewesen. Durch die Schuld eines Beamten ist sie verloren gegangen. Jahn hatte aber einst diese Chronik gekannt und einen Auszug aus derselben gemacht. Dieser Auszug ist damals durch das in das Haus Jahns eindringende Wasser vernichtet worden.\*)

1831 wurden manche deutsche Gauen durch einen asiatischen Eindringling in Angst und Trauer versetzt. Auch in Marienwerder machte die Cholera im Juli ihren glücklicher Weise nur kurzen Besuch.

In weniger beängstigender Weise unterbrachen in diesem und in dem folgenden Jahre andere Ereignisse die Ruhe der Stadt. Die Einwohner sahen russische, polnische und preussische Soldaten auf dem Durchmarsche, oder einquartiert in ihren Häusern. Es war die Zeit des großen Aufstandes in Russisch-Polen, an welchem auch die polnischen Regimenter des russischen Heeres teilnahmen. Am 15. März 1831 kam eine Kosaken-Abteilung durch Marienwerder. An der schlesischen Grenze hatte sie sich unter der Führung ihres tapferen Leutnants Potaschnikow durch die polnische Übermacht mutig durchgeschlagen. Ende August schlossen die Russen Warschau ein. Den 4. September forderte der russische Feldmarschall Poklewitsch Erivanski die Stadt zur Übergabe auf. Die polnischen Generale rieten zur Annahme der äußerst milden Bedingungen, aber die politischen Führer setzten die Ablehnung durch. So wurde Warschau denn drei Tage darauf von den Russen im Sturm genommen. Mit dem Fall der Hauptstadt war die Niederlage der Polen entschieden. Politische Führer, sowie ganze polnische Truppenteile flüchteten nun auf das neutrale preussische Gebiet. Den Flüchtlingen wurden von der preussischen Regierung die Orte angewiesen, an welchen sie vorläufig untergebracht werden sollten. Es ist bekannt, mit welcher Teilnahme in jener Zeit ein großer Teil des deutschen Volkes auf Seiten der Polen stand. Mit einer solchen Teilnahme sind auch in Marienwerder damals ein polnisches Ulanenregiment und eine polnische Infanteriebrigade empfangen worden. Die Offiziere der in der Umgegend liegenden Truppen sind oft nach Marienwerder gekommen, und manche haben sich das Wohlwollen der Einwohner unserer Stadt erworben und erhalten. Aber durch das allgemeine Benehmen der polnischen Gäste gegen ihre Wirte, und vor allem durch das schändliche Betragen der Soldaten gegen

\*) Jahn 10, 47, 156 und 157.

ihre eigenen Führer war die wohlwollende Meinung der Bevölkerung längst abgekühlt, als die Polen infolge des Gnadenerrlasses seitens des Zaren im Januar 1832 Preußen verließen. Die damalige hiesige Zeitung: „Westpreussische Mittheilungen“ hat dieser Abführung berebten Ausdruck gegeben, als sie am 21. August 1832 schrieb: „Mit Teilnahme sahen wir die Polen kommen, vielen hat sie sich erhalten — ohne Teilnahme, sogar mit Freuden sahen wir sie scheiden. Die neueste Revolution zeigt, daß Dankbarkeit im Charakter der Polen nicht liegt.“ Während dieser Zeit hatten in Marienwerder einige Kompagnien des preussischen 21. Regiments gelegen. Sie zogen nun auch wieder ab in ihre Standquartiere.

So war Marienwerder wieder ohne militärische Besatzung. Das Fehlen eines solchen Schutzes hätte im Frühjahr 1847 für die Stadt recht verhängnisvoll werden können. Infolge der Mißernte im Jahre 1846 war eine Teuerung eingetreten, die sich im Laufe des Winters steigerte und in der Arbeiterbevölkerung großes Leid hervorrief. Zwar hatten sich Vereine zur Linderung der Noth gebildet, aber ihre Mittel reichten dem wachsenden Elend gegenüber nicht aus. Nun traten Aufwiegler an die Nothleidenden heran und stellten ihnen vor, die Mißernte wäre garnicht so schlimm gewesen, die Wucherer hielten vielmehr mit dem Verkauf des Getreides zurück, um die Preise noch zu steigern. Hierdurch entstand eine Gährung unter der Bevölkerung der Vororte, die am 13. Mai 1847 zum Ausbruch kam. An diesem Tage — es war Himmelfahrtstag — stürmte ein Haufen Männer, Frauen und Kinder, schreiend und drohend in die Stadt nach dem Flottwellplatze zu. Der dortige Kornspeicher wird erbrochen, die Getreidesäcke werden aufgeschnitten, und der Inhalt wird auf die Straße geschüttet. Vom Regierungspräsident war inzwischen durch einen Eboten in Riesenburg militärische Hilfe erbeten worden. Als darauf eine Abteilung Kürassiere in Marienwerder einrückte, hatte sich die Volksmenge schon wieder beruhigt.

Diese Bewegung erschien hier als eine Verläuferin der großen Bewegung, welche 1848 wie im ganzen deutschen Vaterland, so auch in unserer Stadt die Gemüther ergriff, und in Marienwerder die Bürger wie die Beamten in Einmütigkeit begeisterte. Als dann die Wahlen zu der preussischen Nationalversammlung und zu der deutschen Nationalversammlung stattfanden, glaubte man auch hier, das Morgenrot der Freiheit sei erschienen, und der Tag der Einigung des deutschen Vaterlandes werde anbrechen. Infolge des königlichen vom Minister Camphausen unterzeichneten Erlasses vom 19. April 1848, durch welchen „den mit Zustimmung der Obrigkeit gebildeten Bürgerwehren behufs Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung

und Sicherheit die Befugnisse der öffentlichen Macht<sup>\*)</sup> verteilt wurden, trat auch in Marienwerder eine Bürgerwehr unter der Führung eines Regierungsrats ins Leben. Ein Zug derselben bestand aus den Schülern der oberen Klassen des Gymnasiums, auch Artillerie hatte die Wehr, zwei kleine Kanonen mit der nötigen Bedienung. Draußen auf dem Felde hinter Gorken wurde eifrig geübt. Man war ja auf alles gefaßt. Bald sollten die Russen, bald die Polen im Anmarsch sein. Aber es hat sich der Wehr keine Gelegenheit geboten, ihre Kriegstüchtigkeit zu beweisen. An einem September-Sonntage steht die Bürgerwehr in Parade. Die Schlüsselgilde hat sich ihr angeschlossen. Wehr und Gilde marschieren dann in den Dom, wo eine Trauerfeier für den General Hans v. Auerswald, den Abgeordneten (zur Deutschen Nationalversammlung) der Kreise Marienwerder und Rosenberg, stattfindet, welcher bei dem Frankfurter Aufstand am 18. September ermordet worden war.<sup>\*)</sup> Im folgenden Jahre löste sich die Bürgerwehr wieder auf.

Wir sahen, wie in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts die damaligen hiesigen Regierungsbeamten durch ihre Bitte um Verlegung des Militärs den Zorn ihres Königs herausforderten. Aber auch in der hiesigen Bürgerschaft huldigten früher die maßgebenden Persönlichkeiten — und zwar noch im Jahre 1844 — der Anschauung, „eine stehende Einquartierung sei für die Stadt sehr lästig und unpassend, da der vierte Teil der Häuser von Beamten besessen sei, die von der Einquartierung nur Unbequemlichkeiten und keinen Gewinn hätten, und die Wohnungen überdem sehr beschränkt wären.<sup>\*\*)</sup> Im Laufe der Zeiten hat sich dann aber in politischer, gesellschaftlicher und volkswirtschaftlicher Beziehung ein derartiger Umschwung des Denkens geltend gemacht, daß in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts auf die Kunde, in Westpreußen solle eine königliche Unteroffizierschule errichtet werden, die hiesigen städtischen Körperschaften mit den Nachbarstädten in energischen Wettstreit um das Heim dieser Schule eintraten — und Marienwerder hat den Sieg davon getragen. Am 1. Oktober 1879 bezog die Unteroffizierschule das für sie in zwei Jahren errichtete prächtige Gebäude, und am 29. Oktober fand die Eröffnung statt. Auf ihrem 25jährigen Jubelfeste, welches in den Tagen vom 26. bis 28. September 1904 gefeiert worden ist, haben die eingeladenen Spitzen der städtischen Körperschaften der Freude über das einmütige Zusammenleben zwischen Militär und Bürgerschaft Ausdruck gegeben und zugleich dankend die Hilfs-

<sup>\*)</sup> Sein Name steht auf dem Kriegerdenkmal im Dom.

<sup>\*)</sup> Jahrb. S. 42 und 43



bereitschaft hervorgehoben, welche das Militär der Stadt bei drohender Gefahr stets bewiesen habe. In der That sind Hilfsmannschaften der Unteroffizierschule sowohl, wie der hiesigen Artillerie-Abteilung stets bei Gefahr drohender Feuersnot, namentlich aber bei der großen Wassersnot, welche am 17. Juli 1903 infolge eines Wolkenbruchs plötzlich über Marienwerder hereinbrach, zur Unterstützung unserer Freiwilligen Feuerwehr sofort zur Stelle gewesen.

Die oben erwähnte Artillerie-Abteilung war am 1. April 1890 als reitende Abteilung des zu gleicher Zeit neu gebildeten 35. Feldartillerie-Regiments in Marienwerder eingezogen. Nach einem halben Jahre verließ diese Abteilung Marienwerder wieder, um der dritten Abteilung desselben Regiments Platz zu machen. Die Mannschaften blieben in Bürgerquartieren bis zur Vollendung des Baues ihrer Kaserne im Jahre 1895. Seit 1894 gehört die Abteilung (als 2.) dem damals ebenfalls neu gebildeten Feldartillerie-Regiment 71 (seit 1892 „Großkomtur“ benannt) an.

Im Anschluß hieran sei eines Ereignisses gedacht, welches bei Vielen sicherlich eine freundige — dann aber auch eine schmerzliche Erinnerung hinterlassen hat. Zu einem Manöver am 31. August 1878 war vorher eine zahlreiche Kavallerie in unserer Stadt und in ihrer Umgebung eingetroffen. Die Stadt war an diesem Tage festlich geschmückt. An den Rogatbrücken standen die Spitzen der Behörden und die Schulen, die Schülerinnen weiß gekleidet mit Kornblumentränzen im Haar. Seine Kaiserliche Hoheit der Kronprinz Friedrich Wilhelm zog ein, um bald in das Manövergelände zu fahren. Von dort gegen Mittag zurückgekehrt, ließ sich der hohe Herr im Rathause die städtischen Körperschaften vorstellen. Am Nachmittag besuchte er den Dom. Bei seinem Eintritt stimmte oben auf der Hochkirche der Ledersche Singverein Mozarts „Ave verum“ an. Als die letzten Töne verklungen waren, kam der Kronprinz zu uns herauf, dankte und sprach von dem mächtigen Eindruck, welchen er unten in dem „herrlichen, ehrwürdigen Bau“ von dem Gesange empfangen habe. Am Abend fuhr der Kronprinz durch die erleuchteten Straßen der Stadt, um die Heimreise anzutreten. Mancher hat damals wohl zum ersten- und auch zum letztenmale die stattliche Gestalt des Siegers von Weißenburg und Wörth geschaut, welcher 10 Jahre später als Kaiser Friedrich III. zu früh in das Grab sinken sollte.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts sah Marienwerder nicht mehr so oft, wie in den früheren Jahrhunderten, den Landesherrn oder andere hohe fürstliche Personen in seinen Mauern weilen. Ebensovienig haben die großen geschichtlichen Ereignisse in der

zweiten Hälfte des Jahrhunderts unsere Stadt so unmittelbar berührt, wie jene Ereignisse in den Jahren 1807, 1812 und 1813. Von den Heereszügen zu den Zeiten des österreichischen und des französischen Krieges haben wir hier äußerst wenig gesehen; und wer im Winter 1870/71 einen Turko oder Zigeuner, oder andere französische Kriegsgefangene sehen wollte, mußte entweder in dem zweispännigen Postwagen nach Graudenz, oder in der großen vierspännigen Postkutsche über die Weichsel — natürlich, wenn sie es gestattete — fahren, um die Reise von Czernowitz aus mit der Bahn fortzusetzen. Marienwerder lag nicht mehr an der Haupt- und Heeresstraße. Die große Heeresstraße, welche einst von Berlin über Marienwerder nach Königsberg führte, mußte veröden, nachdem der Bau der Chaussee, welche die Mark mit Ostpreußen — aber fern von Marienwerder — verband, in dem dritten Jahrzehnt des Jahrhunderts vollendet war. Die Stadt mußte zufrieden sein, daß sie wenigstens eine Verbindung mit dieser Hauptstraße und mit der in den Jahren 1824—1828 erbauten, besonders für militärische Zwecke berechneten Chaussee von Danzig nach Bromberg durch einen 1834 vollendeten Chausseebau über Kurzebrack und Klein-Krug bekam. Von Kurzebrack über die Weichsel nach Münsterwalde führte seit der Zeit der Befreiungskriege bis 1828 eine Schiffbrücke, später eine Fähre an der Leine, die 1836 in eine sogenannte fliegende Fähre umgewandelt worden ist. Um die Stadt aber unabhängig von den Launen des Weichselstromes zu machen, erstrebte man noch eine andere Verbindung mit der Hauptstraße, nämlich die durch den Bau einer Chaussee nach Marienburg. Aber erst, als König Friedrich Wilhelm IV. bei seinem Besuch 1844 aus der Geldverlegenheit half, konnte der Bau in Angriff genommen und 1847 vollendet werden. Zu dieser Zeit aber eilte im Westen unseres Vaterlandes schon die Lokomotive von einem Gau zu dem anderen, und auch im Osten hatte der Bau des großen Schienenweges zwischen Königsberg und Berlin begonnen. In der Vorgeschichte dieses Baues ergibt sich ein Zeitpunkt, zu welchem man in unserer Stadt die begründete Hoffnung hegen konnte, daß diese Bahn neben dem rechten Weichselufer und daher über Marienwerder geführt werden würde. Um so bitterer ist nachher die Enttäuschung gewesen. Nach Vollendung des Baues der Ostbahn sind noch andere Bahnen in unserer Gegend entstanden, aber, wie man verleitet sein könnte zu sagen — immer in dem nötigen Abstand von der Regierungshauptstadt Marienwerder, so daß es schien, als sollte diese für unabsehbare Zeiten einem Ort inmitten auf einer Insel gleichen, fern vom Gestade. Unter solchen Verhältnissen hatten hier Stephan mit

seinen Getreuen keine leichte Arbeit mit den Beförderungen und Verbindungen, von welchen das materielle und geistige Leben einer Bevölkerung so abhängig ist. Behörden, Kaufleute und Gewerbetreibende richteten sich nach dem Abgange, oder der Ankunft der Posten, und wenn elementare Störungen schwälten, klagte die Zeitung, die Post wäre ausgeblieben.

Erst in der Stadtgeschichte des 19. Jahrhunderts kann von einer in Marienwerder erscheinenden Zeitung die Rede sein. Zwar wird uns schon im Jahre 1694 von einer hiesigen Buchdruckerei berichtet. Damals war Simon Reiniger aus Elbing herübergekommen, um den Druck des Büchleins: Guineische Reisebeschreibung des Grafen Otto Friedrich von der Groeben zu besorgen. Nach der Vollendung des Druckes hat Reiniger aber mit seiner Werkstatt Marienwerder wieder verlassen.

Die Nothwendigkeit einer Buchdruckerei zeigte sich sofort bei der Errichtung der neuen Behörden in Marienwerder. Friedrich der Große unterzeichnete daher am 10. Dezember 1772 in Berlin eine Kabinettsorder, in welcher es u. a. heißt: Nachdem der Buchhändler der Berlinischen Academie der Wissenschaften Johann Jacob Kanter zu Königsberg in Preußen allerunterthänigst vorgestellt, eine Druckerey in Neu-Preußen anzulegen, wenn ihm ein privilegium privativum darüber ertheilet würde, und darauf die Marienwerderische Cammer gedachten Kanter wegen seiner Betrieblichkeit ein gutes Zeugniß gegeben, dergestalt, daß auch die Anlage einer Druckerey in Marienwerder überhaupt nothwendig sey, um alle erforderlichen publicanda, Acciso-Rogister, Zettel, Manualien pp. desto geschwinder und mit wenigen Kosten abdrucken lassen zu können usw., haben wir solchem Gesuch stattgegeben. „Ubrigens muß er, Unser Hofbuchdrucker Kanter, dessen Erben und Nachfolger im Privilegio sich jederzeit dergestaltten tragen, wie es einem getreuen Königl. Hofbuchdrucker eignet und gebühret.“\*) In der Hofbuchdruckerei ist in dem 3. und 4. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts die erste Zeitung in Marienwerder unter dem Titel „Westpreussische Mittheilungen“ erschienen. Eine 1830 gegründete zweite Buchdruckerei ist mit der in ihr gedruckten „Ostbahn“ später

\*) Die Hofbuchdruckerei wurde in der Marienburger Vorstadt neben der Westpreussischen Regierung an der Ecke der Post- und Marienburgerstraße eröffnet; Ende des 18. Jahrhunderts ist sie in ihr gegenwärtiges Heim übersiedelt. Toeppe, Kurze Nachrichten über die Königl. Westpr. Hofbuchdruckerei in Marienwerder, fortgesetzt zu deren 125 jährigen Jubiläum von F. Kanter.



in den Besitz der Hofbuchdruckerei übergegangen, in deren Verlag nun seit dem 1. Oktober 1873 die „Marienwerderer Zeitung“ „Neue Westpreussische Mitteilungen“ erscheint, wogegen die „Ostbahn“ dann bald einging. \*)

Bei dem Ausbruche des Oesterreichischen Krieges 1866 bildete sich hier ein „Depeschen-Verein“, welcher sich durch Vertrag mit dem Telegraphen-Amt den Eingang von Nachrichten nach jedem Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz zur Verbreitung derselben sicherte, während zur Zeit des französischen Krieges das tadelloos arbeitende Postamt die empfangenen amtlichen Drahtnachrichten sofort selbst veröffentlichte. So wurde denn in jenen Kriegszeiten die Flamme der Begeisterung hier nicht minder angefaßt, wie in den Städten unseres deutschen Vaterlandes, die an den Heeresstraßen lagen. Liebe zum König und dann zum Kaiser, Freude über das endlich geeinte deutsche Vaterland, sowie gegenseitige Teilnahme an dem Geschehe unserer vor dem Feinde stehenden Brüder und Söhne einten, was sich sonst gesellschaftlich trennte. In dem Saale einer damals in Hammernühle bestehenden Gastwirtschaft, oder auch im Neuen Schützenhause fanden sich täglich nach getaner Arbeit höhere und niedere Beamte, sowie Bürger verschiedener Berufsarten zusammen. Da taten sich denn auch sehr kluge Strategen und Taktiker hervor, welche nicht nur wußten, wo jeder Truppenteil des deutschen Heeres stand, und wo sich der Feind befand, sondern auch genau berechneten, was Moltke unter veränderten Verhältnissen tun müsse und tun werde. Und — wunderbar! — wenn auch — wie gewöhnlich — die Meinungen dieser Herren noch so sehr auseinander gegangen waren — schließlich hatte jeder recht. Auch hier bewährte sich der Grundsatz: getrennt marschieren, vereint schlagen. Geschlagen wurde ja immer; die Siegesnachrichten blieben nicht aus. Und wenn die Siegesnachrichten angekommen waren, dann wurden Reden gehalten, Trinksprüche ausgebracht und patriotische Lieder gesungen. Die Post aber hatte viel Arbeit, die Feldpostbriefe und Feldpostkarten, sowie die Pakete mit Liebesgaben zu befördern. Die Feier der Kaiserverklündigung hatte in erhebender Weise stattgefunden, auch das Friedensfest war vorüber; in der Stadt vermifste man nun den Flaggenschmuck, an welchen man so lange gewöhnt war. Noch blieb die Kriegsgesellschaft einige Zeit in gewohnter Weise zusammen, dann —

---

\*) Von Fachzeitungen sind im 19. Jahrhundert bei Kanter erschienen: „Landwirtschaftliche Mitteilungen“, „Mitteilungen der landwirtschaftlichen Centralvereine“, „Das katholische Schulblatt“.

ging jeder wieder in seinen gesellschaftlichen Kreis, und mancher in seinen Verein.

Wie im deutschen Vaterlande überhaupt hat sich auch in Marienwerder das Vereinsleben im Laufe des 19. Jahrhunderts erstaunlich entwickelt, sodaß man in Hinsicht auf die Zahl der Vereine ausrufen möchte: „Wer kennt die Böller, nennt die Namen.“? Der enge Rahmen unserer Darstellung gestattet nur einiger der Vereine zu gedenken. Des ältesten Vereins, der Schützengilde ist schon einige mal Erwähnung getan. In der allerdings unhaltbaren Voraussetzung, daß Winrich von Kniprode der Stifter der preußischen Schützengilde gewesen sei, hat die hiesige Gilde in drei Julitagen 1851 „das 500jährige Schützen-Jubelfest“ gefeiert.\*) Die erste „Ordnung“ der Gilde, die uns erhalten ist, stammt aus dem Jahre 1648, die „Ordnung der löblichen Schützen-Brüderschaft Ehurf. Stadt Marienwerder“. Gleich der Anfang dieser Satzung bezeichnet den Zweck der Brüderschaft: „Demnach in diesem Zeitlichen Wesen die Menschen mit Vielen Wiederwärtigkeiten beladen und fast alle Tage ihre Unruhe und Ungemach haben, derowegen, damit solche nicht überhand nehmen, ist Gott dem Herrn nicht entgegen, daß auf viel Ungemach auch eine fröhliche Stunde erfolge“. Daß die „Fröhlichkeit aber moderiret und temperiret wülrde“, dafür haben die „Zweie Elterleute zu sorgen, zu welchen alljährlich zu Anfange des Monaths Aprilis fürsichtige und discrete Männer vom Rath gekühret werden“. Diese beiden Herren hatten die gesetzgebende und die vollziehende Gewalt. Sogenannte Generalversammlungen kannte die Schützengilde in jenen Zeiten nicht. Ihren Hauptdienst hatten die Elterleute aber beim Bierbrauen. Da die Bürgerschaft einerseits die Braugerechtigkeit besaß, andererseits zum Eintritt in die Gilde verpflichtet war, so drehte sich das ganze Gildewesen auch eben sowohl um die Braupfanne, wie um die Königscheibe. Die Gildestube in einem der Brauhäuser in der Nähe des Niedertores — von welcher schon die Rede gewesen ist — wurde jeden Abend um 10 Uhr geschlossen, und kein Bier weiter verabreicht. „Doch scheinen die Brüder die Kunst verstanden zu haben“, sagt ein Bericht, „was ihnen an Zeit gekürzet wurde durch Geschwindigkeit wieder einzubringen“. So war der Schützenkönig angewiesen, an einem Abend nicht mehr als acht Kannen von dem Bruderbier auszutrinken, und sogar der Gildeschenk, der satzungsmäßig eine mäßige und nüchterne

\*) Das 500jährige Schützen-Jubelfest zu Marienwerder am 6., 7. und 8. Juli 1854 nebst Beiträgen zur Geschichte der Marienwerderer Gilde. Marienwerder 1852, Ranterische Hofbuchdruckerei.

Person sein mußte, erhielt außer jährlich einem Paar Schuhe, wenn er fleißig seines Amtes waltete, jeden Abend drei Stof-Bier zu seiner Erquickung. Am Himmelfahrtstage wurde die Brüderschaft durch den Gildeschenken feierlich zum „Schmechbier“ in den Rathskeller eingeladen oder verbotten“. Besondere Festlichkeiten der Gilde, wie z. B. solche, die mit Tanz verbunden waren, fanden überhaupt in dem sein säuberlich geputzten Rathhause statt. „Da wegen des Wetters oder anderer Ungelegenheit halber das Schießen am Pfingst-Dienstage nicht fortgienge, sei solches hernach etwan auf, oder nach Johann geschehen.“ Dann mußten jeder Schütze und auch die Brüder, so kein Rohr (Büchse) oder Musquetten trugen, wie auch die Schwestern um 12 Uhr vor dem Rathhause seyn, dem Schützen-König und Königin auf dem Schießplatz Zierlich in der Ordnung das Geleite zu geben“. Der Zug bewegte sich nach dem Knieberge, auf welchem, so lange er noch nicht bebaut war, das Königsschießen stattfand. In einem früheren Abschnitt ist der tapferen Verteidigung der Stadt seitens der Bürger gegen die Schweden (am 25. Juli 1659) gedacht worden. Zehn Jahre später richteten die Bürger gelegentlich der Anwesenheit des Kurfürsten in Nebran ein Gesuch an Friedrich Wilhelm, in welchem sie die Bitte aussprechen, Sr. Durchl. Churf. Gnaden möge in Ansehung der „vielsaltigen Anläuffe des damaligen Feindes, die sie hätten ausstehen müssen, und in Ansehung, daß sie gut und blut niedergesetzt diesen ort, was“ menschlich und möglich zu erhalten, den Schützen-König dahin begnadigen, daß er „accisefrey“ sey, und daß ihm das jahr über notdürstiges Brennholz aus Churf. Durchl. Willniß angewiesen werde.“ Diesem Gesuch war ein Befürwortungsschreiben vom Statthalter Fürsten Bogislaw Radziwill beigefügt. Darauf erging folgende Antwort. S. Churfürstl. Durchl. Unser großer Herr haben zwar bedenken diesem petito zu deferiren, Sie wollen aber dennoch aus sonderbarlicher gnade, daß jährlich Zehn Rthl. aus der Accise gezahlt werden sollen. Wornach sich die Accise-Einnehmer zu richten. Signatum Nebro d. 31. Aug 1669 (gez. Friedrich Wilhelm 68ster.) Zehn Jahre lang weigerten sich indessen die Einnehmer, das Geld zu zahlen, mit der Begründung, ihnen sei ein betreffender churfürstlicher Befehl nicht zugegangen. Im Mai 1779 hat dann der Amtshauptmann von Marienwerder Georg Heinrich von der Groeben — der in jenem Jahre Schützen-König war — in Königsberg diese Angelegenheit an höchster Stelle vorgetragen, worauf der Kurfürst Groeben befohl: „Auch wenn die Accise sich ferner weigere Hastu zu verordnen, damit alsdann die jährlichen Zehn Rthlr. gereicht, hingegen aber auch das exercitium des Scheibenschießens fleißig getrieben werde.



Daran beschiedt Unser will.\*\*) Friedrich Wilhelm I. war den Gilden nicht so gewogen, er machte ihnen vielmehr ein Ende, „allermaßen er das läderliche, üppige Wesen abgestellt wissen wollte.“ Friedrich der Große hob das Verbot seines Vaters wieder auf. In der drückenden Luft der alles bevormundenden Regierungsgewalt hörte aber in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts die Lust an einem solchen Vereinsleben auf, die Teilnahme an der Schützengilde schwand, und die Leidenszeit in dem ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts war auch nicht dazu angetan, die Gilde wider ins Leben zu rufen. Ganz aus dem Stein-Hardenburgschen Gedankenkreise und dem Streben, Bürgersinn und Vaterlandsliebe zu stärken, entsprangen dann 1813 die Verordnungen, welche die Wiederherstellung der Schützengilde anregten. In diesem Sinne forderte denn auch der Magistrat in Marienwerder durch ein Rundschreiben vom 27. April 1813 sämtliche Bürger „zur Beteiligung an dem patriotischen Unternehmen“ auf. Die erste Versammlung fand am 12. Mai im v. Yorkschen Hause statt, in dem Hause des damals noch leerstehenden Gestüts, in welchem York noch vor einem Jahr gewohnt hatte. Man wählte einen Ausschuß zur Beratung der Satzungen; zu demselben gehörten u. a. Jahn und der Kaufmann Johann Friedrich Räuber.\*\*) Am 5. Juni 1813 wurden die namentlich von Jahn ausgearbeiteten Satzungen von einer allgemeinen Versammlung genehmigt. Zum Schießplatz war die der Stadt zunächst gelegene Ecke des Stadtwaldes bestimmt, doch regte sich früh der Wunsch, in oder nahe bei der Stadt ein Grundstück käuflich zu erwerben. Da die Mittel dazu fehlten, mietete man zunächst 1825 ein Grundstück in der Rumpengasse, welche seit dem den Namen „Schützenstraße“ erhielt, der sich dann in „Alte Schützenstraße“ verwandelte, als die Schützengilde 1850 ausgezogen und in ihr neues, eigenes Heim am Fuße der Höhe von Altschlößchen eingezogen war. Das eigene Heim ist ein recht ansehnliches Grundstück: Haus, großer Garten und Schießstand. Das Haus ist im Laufe der Zeit geräumig ausgebaut worden; der Saal des Neuen Schützenhauses ist der größte Saal in der Stadt; deshalb ist er in gewisser Hinsicht der Mittelpunkt des städtischen Vereinslebens geworden. Hier versammeln sich der ältere Kriegerverein, sowie der

\*) Bekanntlich erhält der Schützen-König noch heute 30 Mark aus der Staatskasse.

\*\*\*) Vater des Herrn Räuber, von welchem die Stadt die große Schenkung erhalten hat.

jüngere Gardeverein\*) und der Frottenverein. Der Zweigverein des Vaterländischen Frauenvereins veranstaltet im Saale und im Garten des Schützenhauses seine Wohltätigkeitsfeste.\*\*\*) Zu Vorstandssitzungen und zu allgemeinen Versammlungen berufen der Gewerbeverein, der Verein für Gesundheitspflege und andere Vereine ihre Mitglieder in das Neue Schützenhaus. Hier finden im Winter von Zeit zu Zeit Christliche Abende mit Vorträgen und musikalischen Leistungen statt. Alljährlich ladet der Vorstand des Ostmarkenvereins die Vereinsmitglieder in das Neue Schützenhaus ein, um Rechenschaft zu geben von seiner Tätigkeit im verfloffenen Jahre und zugleich die Aufgaben zu entwickeln, die in der Verteidigung des auch in unserer nächsten Nähe in großer Gefahr schwebenden Deutschlands dem Verein weiter zu stellen sind. An diese Versammlungen pflegt sich ein Bismarck-Kemmers zu schließen, der hinsichtlich der Beteiligung aller Stände und der patriotischen Begeisterung an die hiesige Kriegsgesellschaft aus den Jahren 1866, 1870 und 1871 erinnert. —

Nach dem Saal des Neuen Schützenhauses öffnet sich eine Bühne, auf welcher alljährlich irgend eine fremde Schauspielergesellschaft eine Reihe von Gastvorstellungen gibt.

Ein in Fachwerk gemauertes Theatergebäude, welches von außen einer Scheune gleich, im Innern aber leidlich schauspielhausartig eingerichtet war, stand seit 1850 bis in das vorletzte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts auf Mariensfelder Gebiet. Da es aber den heutigen polizeilichen Anforderungen nicht entsprach, wurde es für Aufführungen geschlossen und verschwand dann als Theater. Wo zu Scheffners Zeit die Schuchsche Schauspielergesellschaft gastiert hat, ist nicht zu ermitteln. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts haben von Zeit zu Zeit in der Reitbahn des Landgestüts Theater Vorstellungen stattgefunden, dann wurde in einer Scheune gespielt, die zu den von dem Erbpachtungsgute Schäferei 1802 abgetrennten Rickenhof gehörte\*\*\*), dem späteren Besitz der Loge.

\*) Marienwerder ist der Sitz des Kreis-Kriegerverbandes und des Regierungsbezirks-Kriegerverbandes.

\*) Wie ein solches am 31. Mai 1908 veranstaltet wurde. Der hiesige Zweigverein des Vaterländischen Frauenvereins ist aus dem 1868 hier gegründeten Vaterländischen Bezirks-, Kreis- und Lokal-Verein hervorgegangen.

\*\*\*) Der Besitzer Regierungsrat Neumann nannte dieses Gartengrundstück so zu Ehren seiner Tochter Ricken.

Schon in den Jahren 1777–1778 hat es in Marienwerder eine Loge gegeben. Weshalb sich diese Loge aufgelöst hat, ist nicht bekannt. Die neue Loge wurde auf Anregung des Ober-Consistorialrats Zöllner in Berlin von Detrichs (nachmals Oberlandesgerichts-Präsident) im Jahre 1803 gestiftet. „Zu einiger Erinnerung an die am hiesigen Orte etablirt gewesene „Loge zur goldenen Leher“ wurde der neuen Loge der Name „Zur goldenen Harfe“ beigelegt.“\*) Aus einem vorläufigen Heim zog die Loge 1805 (27. April) in das damals dem Landrat v. Schleinitz gehörende Haus in der Graudenzener Vorstadt, welches später städtisches Eigentum und Schulgebäude geworden ist. Für gesellige Zusammenkunft während der Sommermonate wurde in der alten Schützenstraße ein Grundstück gemietet. Nachdem die Loge sich im Jahre 1820 das schon erwähnte Grundstück Nielsenhof auf Schäferei durch Kaufvertrag gesichert hatte, siedelte sie im Mai 1822 in ihr Eigentum über.

In den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts wird schon eine „Ressource“ erwähnt, die ihren geselligen Verkehr in einem Eckhause am Markte der Hauptwache gegenüber hatte.\*\*\*) Die Mitglieder müssen nicht hohe Ansprüche gemacht haben, denn ihr Gesellschaftszimmer war so niedrig, daß man die Decke mit der Hand erreichen konnte, und der Kronleuchter, der die Gäste beleuchtete, bestand aus einem Holzreifen mit blechernen Tüllen. Sie ist 1802 eingezogen. Zu dem Ballfest, welches dem Könige und der Königin Luise am 17. Dezember 1809 im Regierungsgebäude gegeben wurde, hatte der Festvorstand an Bürger und mittlere Beamte die Zumutung gestellt, Aufwartedienste zu leisten. Infolge der Zurückweisung dieser Zumutung seitens der Beteiligten wurden die städtischen Körperschaften nicht eingeladen, und die mittleren Beamten ausgeschlossen. Diese Beamten und Bürger schlossen sich darauf einander an und gründeten 1810 die „Ressource zur Einigkeit“. Eine Zeitlang hatten die Mitglieder ihre geselligen Zusammenkünfte in dem oberen Stockwerk des Hauses des Hofbuchdruckereibesizers Kanter, im Sommer auch wohl in dessen großen Garten gehabt. Dann wanderte die Gesellschaft in das Gasthaus zum „Deutschen Haus“ (Hezner-Koepfe) und zog 1825 in ihr jetziges Heim in der Herrenstraße. Anfangs wurde das Grundstück gemietet, vier Jahre darauf, nachdem die Gesellschaft Korporationsrechte erhalten hatte, gekauft. Der Saal der Ressource hat sowohl fremden Künstlern

\*) Dr. E. Carl, Die Gründung der gerechten und vollk. St. Johannisloge zur goldenen Harfe im Orient Marienwerder.

\*\*) An der Stelle des jetzigen Warenhauses von Coniger u. Söhne.



wie den einheimischen musikalischen Vereinen, als besonders dazu geeignet, vielfach als Konzertsaal gedient.

Ein Kreis von Freunden des Gesanges, welcher schon im Jahre 1823 sich in dem Hause des Grafen Kanitz zu versammeln und in vierstimmigem Gesange unter Leitung des Lehrers Petersen zu üben pflegte, entwarf dann Vereins-Satzungen und begann seine regelmäßigen Versammlungen am 24. Juni 1826, welcher Tag als der Geburtstag des „Singvereins“ stets betrachtet worden ist. Die Übungen des Vereins fanden erst in der Wohnung eines Vereinsmitgliedes, dann in der Aula des Gymnasiums statt. Zur Zeit seiner Blüte konnte der Verein zur Aufführung großer Musikwerke schreiten, wobei er sich die Pflege der klassischen Musik besonders der Kirchenmusik zur Aufgabe stellte. So fand z. B. am 31. August 1837 ein großes Konzert mit Orchester statt, dessen Reinertrag dem „Ausschusse des Vereins für Errichtung eines Beethoven-Denkmal in Bonn“ zugesandt wurde. Nach dem Tode seines Leiters im Mai 1853 beschloß der Verein, seinen Notenbestand der Domkirche zu übergeben und sich aufzulösen. Sechs Jahre darauf (im Januar 1859) bildete sich ein neuer Singverein, an dessen Spitze der Musikdirektor Leder stand. Wie der frühere Verein, so hielt auch dieser seine Übungen zuerst in Privatwohnungen, zog dann in das „Gasthaus zum goldnen Hirsch“, bis ihm 1867 die Aula des Gymnasiums auf seine Bitte vom Königlichen Provinzial-Schulkollegium zur Verfügung gestellt wurde. Die öffentlichen Aufführungen fanden meist in der „Ressource zur Einigkeit“, bisweilen im Dome statt. Zweck des Vereins war „Ausbildung der klassischen Vokalmusik mit Ausschluß der Oper“. Eine der hervorragendsten Leistungen des Vereins war die „Aufführung der Jahreszeiten“ von Haydn unter Mitwirkung des Domsängers Otte aus Berlin am 11. Mai 1871, deren Reinertrag dem Magistrat zum Besten hiesiger Familien von Landwehrlenten und Reservisten übermittelt wurde. Mit dem Tode Leders hat sich auch dieser Verein aufgelöst. Im Juni 1891 — ziemlich ein Jahrzehnt nach der Auflösung des Lederschen Singvereins, hat der Musikdirektor Wagner den jetzigen „Chorgesangverein“ ins Leben gerufen. Auch diesem Verein ist die Erlaubnis zur Abhaltung seiner Übungen in der Aula des Gymnasiums erteilt worden, während er, wie der frühere Verein, seine Konzerte (außer den Kirchenkonzerten) meist in der „Ressource zur Einigkeit“ gibt.

Die noch jetzt bestehende Liedertafel ist auf Anregung des Musikdirektors Leder am 2. März 1847 von 12 Herren aus dem Beamten-, Handels- und Gewerbestande errichtet worden und zwar zunächst zu dem Zweck, „sich durch Gesang zu erheitern“. Sie veranstaltete

in den Tagen vom 3. und 4. Juli 1853 unter Mitwirkung zahlreicher Sänger aus der Stadt und der Umgebung ein Sangerfest, welches großen Beifall fand und ihr viele neue Mitglieder zuführte. Nach einer Reihe von Leitern hat zuletzt der Kgl. Musikdirektor Wagner die Leitung übernommen. Am 25. November 1907 veranstaltete die Liedertafel im Saale der Ressource eine Eichendorff-Feier, zu welcher sich die hiesige Gruppe des Allgemeinen deutschen Sprachvereins mit ihr verbunden hatte. Die Feier begann und schloß mit dem Vortrage Eichendorffscher Lieder. Dazwischen hielt der Vorsitzende der Gruppe des Allgemeinen deutschen Sprachvereins die Gedächtnisrede. Seit dem 19. März 1899 besteht hier ein zweiter Mannergesangverein unter dem Namen „Harmonie“.

Einst hatte Hardenberg den Stammerrat Theodor Gottlieb von Hippel in Marienwerder kennen und schazzen gelernt. Der Kanzler berief ihn infolgedessen 1810 nach Berlin als Landschaftsdirektor im Ministerium. Mit Scharnhorst, Gneisenau, Hardenberg hat Hippel 1813 die Tage hochgradiger Spannung in Breslau durchlebt. Er wurde der Verfasser des Aufrufs „An mein Volk!“, daß grade ihm Scharnhorst den Entwurf des Landwehr-Gesetzes zur „Abfassung und Feile“ anvertraute, hat er sein ganzes Leben als den schönsten Lohn seines Schaffens angesehen. 1814 folgt er den Heeren der Verbündeten nach Paris.\*) Nach dem Frieden wurde Hippel wieder nach Marienwerder versetzt und zwar zunächst als Vizepräsident, um aber bald Chesprasident der Königlichen Regierung zu werden. Hier versammelte sich um ihn ein Kreis gleichgestimmter Männer, namentlich ehemaliger Teilnehmer an den Befreiungskampfen. Kriegserlebnisse haben sicherlich wenigstens in der ersten Zeit den Hauptstoff zu den Abendunterhaltungen dieser Herren gegeben, wobei wohl die Vorgeschichte und die Geschichte der Vollerschlacht bei Leipzig im Mittelpunkt gestanden haben mögen. Das geht aus dem Namen „Leipziger Verein“ hervor, welchen sich diese Gesellschaft beilegte. Dieser Verein hat sich, wie es scheint, noch vor Hippls Abgang von Marienwerder (1823)\*\*) wieder aufgelöst, indem er aber bei seinen Mitgliedern das Verlangen nach der Wiederbelebung eines ähnlichen Vereins zurückließ. Insofern darf man wohl sagen, daß die 1824 gegründete Kasino-gesellschaft aus dem „Leipziger Verein“ hervorgegangen ist. Viele Jahre benutzte das Kasino die Räumlichkeiten in dem oberen Stod-

\*) Guttmann, Theodor Gottlieb von Hippel, ein Lebensbild, Bromberg 1900.

\*\*\*) S. wurde Chesprasident der Regierung in Oppeln.

werke des damals unbestritten ersten Gasthauses der Stadt „Zum goldenen Hirsch“, welche dann mit dem Saale in „Hezners Hotel“ vertauscht wurde, bis Baurat Reichert der Gesellschaft in dem von ihm in der Grünstraße erbauten Gebäude zu einem eigenen Heim verhalf.

Zwei Vereine haben sich im Laufe des 19. Jahrhunderts in Marienwerder gebildet, welche vorzugsweise wissenschaftliche Ziele erstreben: „der literarische Verein“ und der „historische Verein für den Regierungsbezirk Marienwerder“. Schon in dem Jahre 1838 war von dem Prediger Alberti, dessen hervorragender Tätigkeit auf dem Gebiete geistigen Strebens und Schaffens wir noch einmal begegnen werden, eine „literarische Gesellschaft“ gegründet worden. Die Satzungen dieses Vereins gestatteten die Aufnahme von Herren sowohl wie von Damen. An dieser Bestimmung der Satzungen ist der Versuch gescheitert; die Gesellschaft löste sich nach einigen Jahren wieder auf. Der Fehler wurde daher vermieden, als am 27. Februar 1857 ein neuer derartiger Verein, „der literarische Verein“ — gewöhnlich die „Literaria“ genannt — ins Leben gerufen wurde. Eine Hauptbestimmung der Vereinsatzungen enthält die Verpflichtung des Aufzunehmenden, so oft die Reihe an ihn kommt — und diese bestimmt sich nach dem Anfangsbuchstaben des Namens — einen Vortrag zu halten. Nur während der Wintermonate hält der Verein Sitzungen und zwar alle 14 Tage. Nach dem Vortrage sitzt man bei und nach gemeinschaftlichem Abendbrot in gemüthlicher Unterhaltung, die sich nicht selten an den Vortrag knüpft, noch einige Zeit zusammen. Aus dem Verzeichnis der Mitglieder, welche dem Verein angehört haben, oder noch angehören, in welchem Verzeichnis sich Männer, die aus der philosophischen Fakultät hervorgegangen sind, sowie Juristen, Theologen, Mediziner und Vertreter technischen Wissens und Schaffens befinden, ergibt sich schon der Charakter des Vereins, den man in die Worte fassen könnte: möglichst allgemein verständlicher Austausch von Gedanken und Kenntnissen aus den verschiedenen Wissensgebieten und Berufsarten der Mitglieder. Doch ganz schroff haben die Gründer des Vereins den Gedankengang Albertis und seines Kreises nicht zurückweisen wollen. Nach den Satzungen des literarischen Vereins soll nämlich jährlich ein Stiftungsfest gefeiert werden, zu welchem die Damen der Mitglieder und auch andere Gäste eingeladen werden. Seit Jahren hat der Verein gastliche Aufnahme in einem Saale des Kasinos gefunden.

Am 9. November 1875 erging von Freunden der Heimatsgeschichte ein Aufruf zur Gründung eines historischen Vereins für



den Regierungsbezirk Marienwerder. Der Zweck dieses Vereins würde darin bestehen, für Erhaltung, Bekanntmachung und Erörterung geschichtlicher Denkmäler aller Art und aller Zeiten innerhalb des Regierungsbezirks Marienwerder Sorge zu tragen und ein reges Interesse für dessen Geschichte zu verbreiten. Diese Anregung fiel auf fruchtbaren Boden. Bis zum Dezember 1877 war dem Vereine eine große Zahl Mitglieder von nah und fern beigetreten. Reichlicher zum Teil wertvoller Geschenke von Funden aus vorgeschichtlicher Zeit und anderweitiger Sachen hatte sich der Verein für seine Sammlungen zu erfreuen. Zunächst wurden für das Museum und für die Vereins-Bücherei Räumlichkeit in einem Privathause gemietet, bis denselben seit 1881 mehr als zehn Jahre lang in zwei schönen Zimmern des neuen Rathhauses eine übersichtliche Ausstellung gestattet wurde. Dann mußte der Verein — da jene Zimmer für die städtische Verwaltung unentbehrlich wurden — ausziehen und nun eine geraume Zeit lang nacheinander unzulängliche, für die Sammlungen und für die Bücherei zum Teil verderbliche Räume durchwandern. Seit 1904 befinden sich die Sammlungen des Vereins nach einer Vereinbarung mit dem Provinzialauschuß im Provinzialmuseum in Danzig. Für die Bücherei dagegen, welche durch den dreißigjährigen Austausch der Vereinschrift mit den Veröffentlichungen von mehr als 90 historischen und ähnlichen Vereinen bedeutend gewachsen ist, hat der Magistrat seit Kurzem dem Verein ein passendes Zimmer in der Knabenvollschule zur Verfügung gestellt. 1908 ist das 46. Heft der „historischen Zeitschrift für den Regierungsbezirk Marienwerder“ erschienen.

Die Stadt hatte früher, wie wir schon erwähnt haben, zwei Krankenhäuser: das eine lag in der alten Schützenstraße, das andere in der Lazaretsstraße auf dem Knieberge. Das erstere mußte auf Anordnung der Regierung geräumt werden, weil es den Bedürfnissen nicht entsprach. Das andere, welches früher zugleich Provinziallazaret gewesen, dann der Stadt vom Staat gegen eine Kaufsumme überlassen worden war, reichte nicht mehr aus. Infolge dessen erwarb die Stadt 1855 bei Gelegenheit der Versteigerung das Grundstück in der Gartenstraße, welches zu dem heutigen Krankenhause ausgebaut wurde, während man in dem Gebäude auf dem Knieberge eine Armenschule errichtete. Jahrelang hat das städtische Krankenhaus einen schweren Stand dem Diakonissenhause in Marienau gegenüber gehabt, weil diesem vom Kreise dessen Kranke zugewiesen wurden. In neuerer Zeit haben sich dagegen unter der umsichtigen Leitung des Stadtarztes und der vorstehenden Diakonissin die Verhältnisse günstiger gestaltet, sodas

das Krankenhaus sich jetzt selbst erhält und ein Zuschuß aus der Kämmererkasse nicht mehr erforderlich ist. Das städtische Krankenhaus hat 4 Schwestern aus dem „Diakonissenhaus der Barmherzigkeit“ zu Königsberg. Ein Verein von Damen, welcher schon eine längere Zeit als Armenverein sich alle 14 Tage zu gemeinsamer Arbeit an der Armenpflege in der hiesigen Kleinkinderbewahranstalt versammelt hatte, beschloß unter Leitung des Prediger Kleinicke, um desto kräftiger wirken zu können, seine Tätigkeit auf den Teil von Marienwerder zu beschränken, von wo her die Hilferufe am lautesten und berechtigtesten kamen, und so erklärte er sich am 5. Oktober 1856 als Armen- und Krankenverein für Marienau. Anfangs nur auf die eigenen Kräfte und Mittel angewiesen, welche weder für die wünschenswerten Krankenbesuche, noch für die notwendige Unterstützung der Armen ausreichten, wußte er die Teilnahme weiter Kreise für die Sache anzuregen, und wagte dann mit geringer Anzahlung in Marienau ein Grundstück zu erwerben und das Diakonissen-Mutterhaus in Königsberg um zwei Diakonissinnen zu bitten. Die beiden bewilligten Diakonissinnen wurden bei Gelegenheit des Gustav-Adolfs-Festes am 30. Mai 1859 vom Superintendenten Kahle aus Königsberg eingeführt. Aus diesen kleinen Anfängen hat sich das Diakonissenhaus in Marienau, in der Stadt allerdings durch Erträge von theatralischen Aufführungen, Konzerten und Bazars unterstützt, zu einer Anstalt mit einer ausgebreiteten und segensreichen Tätigkeit entwickelt. In den letzten zwanzig Jahren ist das Operationszimmer nach den neuesten Anforderungen ausgestattet worden, ein Röntgenzimmer, sowie eine Liegehalle für die Kranken und eine Anzahl Privatkranken-zimmer wurden hergestellt, nachdem die Räume des Hauses durch einen Ausbau erweitert waren. Der Vorstand besteht aus 5 Damen und 5 Herren, unter den letzteren ist der leitende Arzt und ein Geistlicher. In der Anstalt wirken eine Oberschwester, vier Schwestern, 2 Dienstmädchen und ein Krankenwärter. Das Garnisonlazaret ist in den Jahren 1878—79 auf dem früheren, an die Grünstraße grenzenden Schweinemarkt — der zur Verschönerung des Stadtteils durch diesen Bau verschwand — erbaut und den 1. Oktober 1879 in Gebrauch genommen worden.

Vorübergehend hat Marienwerder auch eine Blinden-Unterrichts-Anstalt gehabt. Nach den Befreiungskriegen war man in allen Kreisen des Vaterlandes in der Sorge für die Invaliden eifrig beschäftigt, Vereine der Wohltätigkeit bildeten sich, Geldsammlungen wurden veranstaltet. So entstand in Marienwerder eine wohltätige Stiftung, die zuerst den Namen „freie Werksschule“ erhielt, bald aber „Militärblinden-Unterrichtsanstalt“

genannt wurde. „Der Zweck der Anstalt ist,“ hieß es in den Satzungen der Stiftung „in einem sechsmonatlichen Zeitraum in der Regel Militär-Invalide und vorzugsweise die erblindeten Krieger allerhand nützliche Handarbeiten zu lehren, die ihren geistigen und körperlichen Kräften angemessen sind, sie in der Musik (zur Erheiterung und zum Erwerbe) zu unterrichten und aus dem Ertrage der Handarbeiten einen Teil der Unkosten der Verwaltung zu übernehmen.“ „Außer den Blinden sollten auch gut geartete Krüppel in die Anstalt aufgenommen werden, die keine bloße Blindenanstalt ist und sein soll.“ Mit Genehmigung der Königlichen Regierung wurden für die Anstalt einige Räume im Schloß hergerichtet und als Unterrichtssäle am 29. April 1816 unter Gebet und Ermahnung an die Zöglinge eingeweiht. Nach zweijährigem Bestande hatte die Anstalt ihre Aufgabe, was den Unterricht der Militärblinden betrifft, erreicht, und es erfolgte nun, da die Unterstützung der Invaliden der Hauptgesichtspunkt blieb, mit Genehmigung des Königs durch Kabinettsorder vom 2. Juni 1818 die Umwandlung der Militär-Blinden-Unterrichts-Anstalt in eine Militär-Blinden-Unterstützungs-Anstalt, für welche neue Satzungen vom 18. November 1818 maßgebend wurden.\*)

Nächst den Invaliden rief das Verderben verwahrloster und verlassener Kinder die öffentliche Teilnahme am frühesten wach. Im Jahre 1828 bildete sich ein Verein von Frauen und Männern zu dem Zwecke, „verwaifeten und hilflosen Kindern beiderlei Geschlechts aus der Stadt und der Umgegend, ferner solchen Kindern, welche durch Straßenbettelei und durch mangelhafte Erziehung verwahrloset sind, eine Zuflucht zu eröffnen, in welcher sie durch Erziehung und Unterricht und durch Darreichung der notwendigsten Lebensbedürfnisse zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft gebildet werden können.“ Am 19. Mai 1828 wurde die Anstalt mit 5 Kindern in einem vorläufig gemieteten Hause eröffnet. Im folgenden Jahre fand dann der Umzug in das „Waisenhauß“ statt, als welches die Königliche Regierung ein dem Staat gehörendes Haus an der Bergstraße für alle Zeiten, so lange die Anstalt besteht, unentgeltlich überwiesen hat. Im Laufe der ersten Jahre ihres Bestehens hat sich aber der Charakter der Anstalt wesentlich verändert. Anfangs wohnte nur ein Teil der Zöglinge in der Anstalt selbst, ein anderer Teil wurde entweder ihren Angehörigen, oder anderen wohlgesinnten Familien übergeben; er fand sich jeden Morgen in der Anstalt ein, um sich daselbst bis zum Abend aufzuhalten. Die Anstalt hatte ihren eigenen Lehrer, welcher zugleich

\*) Tocppen 386 ff.



die Erziehung übernehmen, sie nach dem Lehrplane der Volksschule unterrichten und für ihre fortwährende Beschäftigung außer den Schulstunden sorgen sollte. Diese Einrichtung war verhältnismäßig kostspielig; dazu fand man doch nicht leicht eine geeignete Persönlichkeit, welche diesen Anforderungen völlig gewachsen war. Im Herbst 1837 wurden daher von dem Vorstände die Satzungen in folgender Weise umgeändert. Alle Zöglinge der Anstalt wohnen auch in derselben; sie besuchen eine städtische Volksschule; ein Hausvater hat für ihre Bekleidung, Beköstigung und geregelte Beschäftigung außer der Schulzeit Sorge zu tragen; der Hausmeister hat die Zöglinge zur Hilfeleistung bei häuslichen Verrichtungen und bei Bestellung des Obst- und Gemüsegartens anzuhalten. Der Zweck des Unterrichts und der Erziehung geht dahin, die Zöglinge, welche erst nach Vollendung des 5. Jahres aufgenommen und mit dem 14. Jahre entlassen werden, soweit zu fördern, daß sie als Diensthoten und Lehrburschen sich weiter forthelfen können. Nach dem achtzigsten, im April 1908 erschienenen Rechenschaftsbericht des Waisenhauses enthielt 1906 die Anstalt 25 Kinder. Im Jahre 1907 wurden 4 Knaben und ein Mädchen neu aufgenommen, dagegen 8 Zöglinge entlassen, es wurden nämlich 3 Knaben in die Lehre, 1 Knabe und 2 Mädchen in Dienst gesandt, und 2 Knaben den Eltern gegeben. Darnach waren Ende 1907 in der Anstalt 22 Kinder (17 Knaben und 5 Mädchen).

Im Jahre 1844 wurde auf Anregung des Predigers Alberti ein „Berein zur Hebung der geistigen und leiblichen Noth der unteren Volksklassen“ gegründet. Der Begriff war zu allgemein, es mußten ein gangbarer Weg und ein bestimmtes Ziel gefunden werden. Dieses geschah, indem Alberti zur Gründung einer Kleinkinderbewahranstalt schritt, welche 1845 eröffnet wurde. Im Laufe der nächsten 10 Jahre mehrten sich die Mittel des Vereins derartig, daß die Anstalt im Februar 1855 in ihr an den Gymnasialhof in der Grünstraße anstoßendes eigenes Grundstück übersiedeln konnte. Durch beträchtliche Schenkungen, unter welchen eine solche der Königin-Witwe (1867) zu erwähnen ist, wurde der Ausbau des Hauses, zu dem ein sauber gepflegter Garten gehört, ermöglicht. Der Vorstand besteht aus 8 Frauen und Jungfrauen und 4 Herren. Alberti übernahm seiner Zeit die Oberleitung, die nachher auf den jedesmaligen Superintendent übergegangen ist. Die Einnahmen des Vereins wurden bisher durch laufende Beiträge, durch zahlreiche Geschenke, Verlosungen, Erträge von Konzerten, von Vorlesungen u. a. erzielt. Den Satzungen nach ist für ein Kind monatlich 5 Pfg. zu zahlen, für Kinder aus besseren Ständen wird freiwillig mehr gezahlt, daneben

gibt es auch Freistellen. Die Zahl der Kinder, welche mit dem 2. Lebensjahre aufgenommen werden können und nach Ablauf des 6. Jahres zu entlassen sind, beträgt durchschnittlich 120. Sie sind der liebevollen Obhut, Unterhaltung und Beschäftigung von zwei Schwestern aus dem Königsberger Mutterhause anvertraut.

Die Ausgaben, welche die Räumereikasse für die städtische Armenpflege in den vorausgegangenen 20 Jahren zu bestreiten gehabt hatte, wurden 1875 auf 9000 und 12000 M. im Jahre berechnet.\*) Der Haushalt für das Rechnungsjahr 1908 weist dagegen für diese Pflege die stattliche Summe von 19 900 M. auf.

Im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts hatte man, veranlaßt durch die Erörterung der Frage, ob der offenen Armenpflege die Pflege der Armen in einem Siechenhause vorzuziehen sei, den Versuch mit der Eröffnung eines kleinen Siechenhauses gemacht, zumal damals das ehemalige Krankenhaus auf dem Knieberge nach Auflösung der Armenschule zu diesem Zweck zur Verfügung stand. Die wenigen alten Männer und Frauen, welche dieses für sie eingerichtete Siechenhaus am 1. Mai 1896 aufgenommen hatte, mußten ihr neues Heim aber nach einigen Jahren wieder verlassen, da das Haus seiner Bauälligkeit wegen geschlossen werden mußte. Nun stand man wieder vor der Frage: Offene Armenpflege oder Siechenhaus? Ermutigt durch zwei hochherzige Zuwendungen, beschloßen die städtischen Körperschaften den Bau eines größeren Siechenhauses, welches allen heute an eine solche Anstalt zu stellenden Forderungen entsprechen sollte. Die erste jener beiden Zuwendungen bestand nämlich in einer Schenkung von 30 000 Mark, welche der in Berlin noch lebende Kommerzienrat Räuber in liebevoller Anhänglichkeit seiner Vaterstadt Marienwerder, in der er einen Teil seiner Jugendzeit verlebt hat, im Februar 1900 zu wohltätigen Zwecken stiftete. Zwei Jahre später fiel der Stadt eine beträchtliche Erbschaft zu, indem der 1902 im Ruhestande verstorbene Amtsgerichtsrat Paul Schwarz in edler, fürsorgender Gesinnung die Stadt zur Erbin seines an der Gorkener Allee gelegenen elterlichen Hauses mit großem, schönen Garten und eines Barvermögens von etwa 118 000 M. zur Unterstützung Notleidender in seinem Testament eingesetzt hatte. Indem nun jene von Räuber gestifteten 30 000 M. und, soweit die Bestimmungen des Schwarzschen Testaments es gestatteten, Vorschüsse aus diesem Vermächtnis, die später zurückgezahlt worden sind, und dazu eine Anleihe von 66 000 M. verwendet wurden, konnte der Bau des prächtigen Siechenhauses an der Nosziger Straße im Laufe des

\*) Toeppen 383.

Jahres 1905 derartig gefördert werden,\*) daß diese reichlich ausgestattete Anstalt gerade an dem Tage der Feier der Silbernen Hochzeit ihrer Majestäten des Kaisers und der Kaiserin am 27. Februar 1906 eröffnet werden konnte.\*\*) Bei der Eröffnungsfeier wurde zugleich verkündet, daß der Magistrat beschlossen habe, zur dankbaren Erinnerung an die verehrten Wohltäter der Anstalt den Namen „Schmarck-Räuber'sche Stiftung“ beizulegen.\*\*\*) In dem Siechenhause sorgen 4 Schwestern und 2 Dienstboten für gegenwärtig 43 Hilfsbedürftige, unter welchen sich 6 Landarme und 9 Pensionäre mit 360 M. Pflegegeld befinden.

Das St. Georgshospital und die mit demselben verbundene Leibrenten-Anstalt hat gegenwärtig 19 Insassen, nämlich 12 Hospitaliten, von welchen zwei zugleich Leibrentner sind, und 9 Leibrentner (einschl. jener beiden Hospitaliten). Die Hospitaliten bekommen je eine Wochengabe, von den Leibrentnern hat einer zwei und eine halbe, zwei haben je zwei Wochengaben, die übrigen sechs haben je eine Wochengabe. Die Verwaltung der beiden Anstalten und ihres Vermögens ist einem Kuratorium anvertraut, wie es die Satzungen bestimmen, die am 11. Mai 1860 vom Magistrat und von den Stadtverordneten beschlossen und am 9. Juli desselben Jahres von der königlichen Regierung bestätigt worden sind.

Das Hospital ist die älteste Stiftung der Stadt. Die Urkunde, in welcher diese Anstalt zuerst erwähnt wird, ist das Testament des Bischofs Erhard von Queis aus dem Jahre 1529. Frühere diese Anstalt etwa betreffende Schriften, namentlich die Stiftungsurkunde sind im Laufe der Jahrhunderte verloren gegangen. Wie wir in einem anderen Abschnitt sehen, hat das Hospital einst vor dem Marienburger Thor gestanden. Nachdem das jetzige Gebäude mit seinem Glöckchen wohl in dem letzten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts erbaut worden, gab es bis in die Mitte des folgenden Jahrhunderts zwei Georgshospitäler. Bald nach 1750 ist das ältere in der Marienburgerstraße abgerissen

\*) Nach dem Entwurf und unter der Leitung des Stadtbau-meisters Behrens.

\*\*) Die Eröffnungsbrede hielt Bürgermeister Zicklass, die Weihrede, das Gebet und den Segen sprach der Leiter des Mutterhauses in Königsberg, Pfarrer Bormann.

\*\*\*) Zur Eröffnung hatte Kommerzienrat Räuber noch einmal 1000 Mark und zwar zur inneren Einrichtung geschenkt. Mit Grund und Boden und weiteren inneren Einrichtungen hat das Siechenhaus etwa 103 000 M. gekostet.



worden. Auf dem Platze desselben\*) hat dann gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Landschaft ihr Geschäftshaus errichtet und hat es bewohnt, bis sie 1867 in ihr neues Gebäude am Stottwellplatz gezogen ist.

Die Schule zu Marienwerder gehörte seit der Mitte des 16. Jahrhunderts zu den besseren Schulen im Herzogtum Preußen, da sie drei Lehrer hatte, während bei den meisten anderen Stadtschulen nur zwei Lehrer unterrichteten. Die Rektoren der Schule waren stets, meist wohl auch die Kantoren, gelehrte Herren, die Theologie studiert hatten. In dem letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts war die Anstalt eine Zeitlang dem aus der Gegend von Piegwitz stammenden Rektor Timäus (Timm?) unterstellt, der mit namhaften Pädagogen seiner Zeit in Verbindung gestanden hat und als Schriftsteller und Dichter bekannt geworden ist.\*\*\*) Für das 17. Jahrhundert bezeugt der über das Schulwesen Preußens sehr unterrichtete Elbinger Patrizier Gottfried Zamehl, daß sich die Schule zu Marienwerder rühmlich auszeichne. Das ist aber auch die einzige Kunde, die wir von ihr aus jenem Jahrhundert erhalten. „Die Quellen über die stille segensreiche Wirksamkeit sind nicht so redbefähig wie über die geräuschvollen Ereignisse.“ Ihrem inneren Wesen nach stand die Schule in enger Verbindung mit der Kirche; ihre äußeren Verhältnisse dagegen, ihr Haus, ein Teil der Unterhaltungskosten usw. waren Sache der Stadt. Unter solchen verschiedenen Gesichtspunkten heißt die Schule im 18. Jahrhundert bald Kathedralschule, auch Domschule, bald Stadtschule. In ihrem Verhältnis zur Universität wird sie meist lateinische Schule genannt. Wenn um die Mitte des 18. Jahrhunderts mehrere Schüler unmittelbar nach dem Abgange von der Schule die Universität bezogen haben,\*\*\*) so sind dieses nur Ausnahmen gewesen, denn aus einer Erklärung des Rectors Höpfer vom Jahre 1788 geht hervor, daß der Unterricht in der Schule zu Marienwerder seit Menschengedenken nicht auf die Vorbereitung zur Universität unmittelbar eingerichtet gewesen sei.†) Öftere Aufführungen von Schauspielen gehörten seit dem Einflusse der Humanisten bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts gleichsam zu dem Lehrplan der lateinischen Schulen. Daher wird uns auch von

\*) Fast an der Ecke des Getreidemarktes.

\*\*\*) Dr. Joh. Lehmann, Direktor, Geschichtliche Nachrichten über das Königl. Gymnasium zu Marienwerder. Marienwerder 1838. S. 7 und 36

\*\*\*) Nach einer bei dem Gymnasium noch vorhandenen Matrikel.

†) Torppen 153.

derartigen Aufführungen in der hiesigen Schule im Laufe des 18. Jahrhunderts berichtet. Ein eigentümlicher Gebrauch in den früheren Jahrhunderten, den auch die Schule in Marienwerder befolgt hat, und um welchen unsere heutigen Schüler und Schülerinnen — natürlich nur in den unteren Klassen — ihre damaligen Schulgenossen beneiden möchten, war die Verteilung von Rosinen, Mandeln und Zuckerwerk, womit nach der Prüfung wohl sämtliche Schüler erfreut wurden.\*) Da die Unterhaltung der Schule fast gänzlich dem Staate zugefallen war, so gingen durch ein im Jahre 1803 zwischen der staatlichen Unterrichtsbehörde und dem Magistrat geschlossenes Abkommen die Patronatsrechte zum Teil, und durch Vertrag vom 1. April 1829 diese Rechte der inzwischen zum Gymnasium erhobenen Anstalt\*\*) gänzlich auf den Staat über. Für die Schule und somit für die Stadt war dieses von außerordentlicher Wichtigkeit, da der Staat allein im Stande war, den traurigen Zuständen, in welchen sich die Anstalt namentlich in Bezug auf ihre Raumverhältnisse befand, ein Ende zu machen. Das Schulhaus war, wie bei einer anderen Gelegenheit berichtet wurde, 1586 auf der Mauer südlich von dem heutigen Wegkreuz erbaut worden. Die Schüler, deren Zahl in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zwischen 75 und 90 geschwankt hat, waren in den Hauptfächern in 6 Klassen geteilt. Für diese 6 Klassen waren aber nur zwei Zimmer und zwar im mittleren Teile des Schulhauses vorhanden. Das größere lag nach der Niederung, das kleinere nach der Schulstraße. Zu beiden Seiten dieser Zimmer und im ganzen oberen Stockwerk befanden sich die Wohnungen des Rectors und des Conrectors. Einigermassen wurde diesem Nothstande durch einen Ausbau im Jahre 1804 abgeholfen. Die Schule, für welche das ganze untere Stockwerk verwendet worden war, hatte nun 1 Hörsaal, 4 Lehrzimmer, 1 Zimmer für Lehrmittel, 1 Custodie und 1 Karzer. Das obere Stockwerk war vorläufig als Wohnung des Rectors eingerichtet worden, wurde aber infolge der Zunahme der Schülerzahl (158) später ebenfalls zu Lehrzimmern umgewandelt, während zur Herstellung einer Dienstwohnung für den Rector das Eckhaus an dem Markt und der Predigerstraße\*\*\*) gekauft wurde. Gegen Ende des Jahres 1832 wurde das Schulhaus

\*) In der Kammereirechnung von 1676 kommt folgende Ausgabe vor: „6 Mark der Frau Zachin vor Rosinen, Mandeln und Zucker, so den Knaben in den Schulen bei dem Examen altem Gebrauch nach verteilt worden.“

\*\*) Im März 1813.

\*\*\*) Jetzt Konditorei Utafch.

seiner Gefahr drohenden Vausälligkeit wegen geschloffen. Ein Neubau wurde beschlossen, und die Klassen wurden zunächst in Räumen teils der Stadtschule, teils des Schlosses untergebracht. Erst am 21. Juni 1835 fand indessen die Feier der Grundsteinlegung des neuen Gebäudes statt. Nach einem Entwürfe der Königl. Oberbaudirektion zu Berlin erhob sich nun auf einer kleinen Anhöhe im Osten des Flottwellplatzes, zugleich als eine Bierde für die Stadt, das Gebäude des königlichen Gymnasiums, in welches mit seiner feierlichen Einweihung am 4. Mai 1838 die Anstalt ihren Einzug hielt.

In den Bestimmungen, welche der Kronprinz Friedrich Wilhelm für seinen Aufenthalt in Marienwerder am 31. August 1878 getroffen hatte, war auch dem Gymnasium ein Besuch zugedacht worden. Als gegen 5 Uhr nachmittags der Kronprinz in das festlich geschmückte Treppenhaus trat, stimmte der Sängerkhor in der Aula die Nationalhymne an. Der Kronprinz schritt an den Reihen der in dem Treppenhause aufgestellten Schüler der unteren Klassen hin indem er sich sowohl hier, wie darauf in der Aula, als dort der Gesang schwieg, mit mehreren Lehrern und Schülern der oberen Klassen unterhielt. Während dann der Kronprinz noch einige Klassenzimmer besichtigte, vernahm man aus der Aula bis zum Scheiden des hohen Besuchs „die Wacht am Rhein“.

Auf dem Stadtplan von 1743 wird ein Haus in der schmalen Straße als „Polnische Schule“ bezeichnet.\*) Dann hören wir von einer Schule auf dem Knieberge, in welcher 1776 66 Kinder „im Lesen, Schreiben, Rechnen und Christentum“ uaterrichtet wurden. Der damalige Schulmeister derselben war ein Schneider. Diese beiden Schulen sind 1815 unter dem Namen Bürgerschule vereinigt worden. Für die Bedürfnisse dieser Schule reichte zunächst ein Haus von mäßigem Umfange in der Marienburger Straße vollständig aus.\*\*\*) In der Absicht, das städtische Schulwesen bedeutend zu erweitern, kaufte der Magistrat indessen 1822 ein viel umfangreicheres Gebäude, das frühere Heim der Loge in der Graudenzer Straße und bezeichnete nun die Anstalt als Stadtschule. Diese Schule hatte sich bis zum Jahre 1851 zu drei Knaben- und drei (bald darauf vier) Mädchenklassen entwickelt, nachdem im Jahre vorher zwei gemischte Klassen als Armentschule nach dem Knieberge in das Lazaretgebäude verlegt worden waren. Am 31. Mai 1851, dem Tage der Enthüllung des Denkmals Friedrichs des Großen in

\*) Die Schule war von dem Kantor der polnischen-evangelischen Gemeinde gegründet worden.

\*\*) Heute das Haus der Buchbinderei und Buchdruckerei von Groll.



Berlin, beschloßen Magistrat und Stadtverordnete einen Anbau der Stadtschule (nach Osten hin) und die Veränderung des Namens der „Stadtschule“ in „Friedrichschule“, zu welcher König Friedrich Wilhelm IV. auf seiner den 22. Juni erfolgten Durchreise durch Marienwerder seine Genehmigung gab. Der Anbau wurde noch im Jahre 1851 ausgeführt, der ältere Teil des Gebäudes wurde dagegen 1864 veränderter Verhältnisse wegen einem völligen Umbau unterzogen.

Während sich nämlich die Friedrichschule — nach völliger Abtrennung der 4 Mädchenklassen, worauf wir noch zurückkommen werden — schon zu einer fünftklassigen Anstalt mit fremdsprachlichem Unterricht in den beiden oberen Klassen erweitert hatte, erschien am 6. Oktober 1859 die neue „Unterrichts- und Prüfungsordnung für Realschulen“. Sofort beschloß man Ostern 1860 mit den beiden oberen Klassen der bisherigen Bürgerschule nun als Sexta und Quinta zu beginnen, Ostern 1861 die Quarta aufzusetzen und so die Anstalt zu einer „höheren Bürgerschule, später Realprogymnasium“ genannt, auszubauen, was natürlich die Vermehrung der Zahl der wissenschaftlichen Lehrer zur Voraussetzung hatte. Durch Ministerial-Erlaß vom 11. März 1865 ist dann die Anstalt als eine im Sinne der erwähnten Unterrichts- und Prüfungsordnung ausgebaute und mit den betreffenden Berechtigungen ausgestattete höhere Bürgerschule anerkannt worden, und in demselben Monat hat nach jener Prüfungsordnung die erste Abgangsprüfung stattgefunden. 1870 wurde die Schule dem Provinzial-Schulkollegium unterstellt, nachdem sie bis dahin unter der Aufsicht der Regierung gestanden hatte.

Die Elementarklassen waren in den Schulgebäuden und auch unter der Leitung des Direktors der höheren Schule geblieben, indem die ersten drei Jahrgänge dieser Volksschule als Vorschule für die höhere Anstalt betrachtet wurden.

In Bezug auf den Besuch der höheren Bürgerschule hat sich die Zahl der Schüler überhaupt sowie der mit dem Prüfungszeugnis abgehenden Obersekundaner stets auf der Höhe ihrer preussischen Schwesteranstalten gehalten; auch waren die Lehrergehälter zur Zeit der Gründung dieser Anstalt den allgemeinen Anforderungen durchaus entsprechend. Als dann aber in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Gehälter der wissenschaftlichen Lehrer an den staatlichen Anstalten und infolgedessen auch an den Anstalten vieler Städte stiegen, war vorauszu sehen, daß Marienwerder schließlich gezwungen sein würde, in dieser Hinsicht gleichen Schritt zu halten, was aber eine Mehrbelastung der Stadtkasse bedeutet hätte, vor welcher man bei der

schon hoch geschraubten Gemeindebesteuerung zurückschreckte. In solcher mißlichen Lage wurde am 1. Oktober 1883 von den Stadtverordneten einem Antrage des Magistrats beigegeben, nach welchem mit den staatlichen Behörden wegen Übernahme des Realprogymnasiums seitens des Staates auf der Grundlage verhandelt werden sollte, daß die Stadt einen jährlichen Zuschuß von 6000 M. zu leisten und dem Staat das Schulgebäude so lange zu überlassen hätte, als die Anstalt den Charakter und die Berechtigung einer höheren Lehranstalt besäße. Als nun im Laufe der Verhandlungen vom Minister ein Zuschuß von 10000 M. verlangt wurde, glaubte man, diese Last der Stadt nicht aufbürden zu dürfen. So wurde denn am 23. Mai 1884 von den Stadtverordneten ein Magistratsantrag angenommen, nach welchem vom 1. April 1885 ab das Realprogymnasium und die Elementarschule vereinigt und in eine Volksschule umgewandelt wurden. Wenn man die gesetzliche Verpflichtung, welche eine Stadt bei Auflösung einer Lehranstalt dem Lehrerkollegium gegenüber behält, ins Auge faßte, so war der Zeitpunkt zur Auflösung insofern gut gewählt, als der verdienstvolle langjährige Leiter der Anstalt in den Ruhestand trat, und im übrigen das Lehrerkollegium in Bezug auf die Zahl seiner Mitglieder gerade in jener Zeit theils durch Versetzung, theils durch den Tod sehr gelichtet wurde.\*)

Die neue sechsklassige evangelische Knaben-Volksschule wurde zunächst einem Hauptlehrer, später einem Rektor unterstellt. Neben dieser Schule ist dann Ostern 1891 in demselben großen Gebäude eine städtische katholische, in Bezug auf das Geschlecht gemischte Volksschule ins Leben getreten. Die Vorgängerin dieser Anstalt, welche gegenwärtig 4 Klassen, 4 Lehrkräfte und 260 Schüler hat und unter der Leitung eines Hauptlehrers steht, ist eine katholische Kirchenschule gewesen, welche einige dreißig Jahre bestanden hat.

Gegenwärtig ist ein schönes nach den neuesten Anforderungen auszustattendes Schulhaus für die Mariensfelder Schule, welche mit der Eingemeindung dieser Gemeinde in die städtische Verwaltung übergegangen ist, im Bau begriffen. Das alte Schulhaus entsprach schon lange nicht mehr den heutigen Bedürfnissen, mußte indessen auch von der Eisenbahnverwaltung in Folge des neuen Bahnbaus (Riesenburg-Schmentau) erworben werden. Ein anderer Schulbau wird nach einem schon von der königlichen Regierung genehmigten Plane für Liebental und die Ansiedelung Landgestüt 1909 an der Liebentaler Chaussee in Angriff genommen werden.

\*) Nur einem Oberlehrer hat die Stadt bis an das Ende seines Lebens das volle Gehalt zahlen müssen.

Auch zweier Fortbildungsschulen muß gedacht werden. Die gewerbliche Fortbildungsschule, deren Unterricht ausschließlich in Zeichenunterricht besteht, ist 1887 eröffnet worden. Die gesamten Kosten der Unterhaltung werden vom Staat getragen, während die Stadt die Unterrichtsräume gibt. Fast 10 Jahre später, nämlich den 1. April 1891 fand die Eröffnung der kaufmännischen Fortbildungsschule statt. Ein Drittel der Unterhaltungskosten dieser Schule trägt der kaufmännische Verein, zwei Drittel wieder der Staat; die Unterrichtsräume werden auch für diese Schule von der Stadt gewährt. Für die Schüler beider Schulen besteht seit 5 Jahren ein Lehrlingsheim, welches im Winter an den Sonntagen von 5–9 nachmittags geöffnet ist. Die Besucher finden dort bildende und unterhaltende Lektüre, Briefpapier, Spiele, wie Schach, Halma, Domino und ähnliche, und mancherlei andere nützliche Anregung.

Bei aller fortschreitenden Entwicklung des städtischen Unterrichtswesens hat die Bürgerschaft den Verlust des Realprogymnasiums doch nicht verschmerzen können. Manche Anstrengungen sind gemacht worden, manche Hoffnung ist auf Entstehen einer derartigen staatlichen Anstalt in Marienwerder, oder auf staatliche Beihilfe zur Neugründung einer städtischen Realschule gesetzt worden. Nach allen Enttäuschungen entwarf dann der Magistrat den Plan zur Bildung einer städtischen Mittelschule. Dieser Plan wurde von den Stadtverordneten in ihrer Sitzung am 1. März 1907 einstimmig angenommen. Nachdem derselbe dann auch die Genehmigung der königlichen Regierung durch Verfügung vom 26. desselben Monats erhalten hatte, hat im April 1907 die Anstalt mit der Bildung der untersten Klasse ihren Anfang genommen. So wird denn diese sechsklassige Mittelschule allen Anzeichen nach, die sich aus dem bisherigen lebhaften Zubrange von Schülern zu derselben ergeben, unter ihrem Leiter, dem Direktor der evangelischen Knaben-Volksschule, sich zum Segen der Bürgerschaft entwickeln. Als Schulräume sind der Anstalt praktisch und schön ausgestattete Zimmer in dem unteren Stock des früheren Gebäudes der höheren Mädchenschule zugewiesen, während die beiden oberen Stockwerke dieses Hauses auf eine Reihe von Jahren dem Staat für die königliche katholische Präparanden-Anstalt seitens der Stadt vermietet sind. Diese Anstalt war den 1. April 1904 in den Räumen des Gebäudes der beiden Knaben-Volksschulen errichtet worden. Sie siedelte im Oktober 1906 in ihre jetzigen Unterrichtsräume über, als die städtische höhere Mädchenschule dieses Haus, welches über 40 Jahre ihr Heim gewesen war, verließ.

„Der Prediger Alberti hier selbst hat seit Michaelis v. 3 (1840) an dem hiesigen Orte eine Bildungs-Anstalt für Lehrerinnen



errichtet, welche mit der von demselben geleiteten Schul-Anstalt für die weibliche Jugend in vier Klassen und sechs Abteilungen in unmittelbarer Verbindung sind.“

„Wir halten uns im Interesse der Volksbildung verpflichtet, das Publikum auf das Bestehen dieser Anstalt, der ersten in dem hiesigen Regierungs-Bezirk, aufmerksam zu machen“

„Marienwerder, den 31. März 1841

Königliche Preussische Regierung. Abteilung des Innern.“

Dieser Veröffentlichung im Amtsblatt folgte am 25. November 1842 eine weitere Mitteilung „zur öffentlichen Kenntnis“, daß drei Seminaristinnen — die ersten aus der Anstalt — die Lehrerinnen-Prüfung bestanden hätten und nun als anstellungsfähig anerkannt wurden. Die zweite Schulanstalt, auf welche in der Veröffentlichung vom 31. März hingewiesen wird, war die „Privattöchter Schule“, welche Alberti 1838 gegründet hatte. Diese Anstalten haben viel wandern müssen. Begründet in dem Hause Salateri 1, zogen sie nach einigen Jahren nach der Marienburger Straße. Als diese Wohnung zu einer Gastwirtschaft umgewandelt werden sollte\*), wanderten sie in das Nebenhaus\*\*) und von dort nach Salateri 2 und 3.\*\*\*)

Aber auch die städtische Verwaltung dachte an die Gründung einer höheren weiblichen Lehranstalt. In Rücksicht hierauf wurde im Jahre 1853 dem Prediger Schacht ein Zimmer in der Friedrichsschule zur Einrichtung einer „Mädchenschule für höhere Bildung“ überwiesen. Als dann im folgenden Jahre die Privatschule und das Lehrerinnen-Seminar des Prediger Alberti mit dessen Berufung als Stadtschulrat nach Stettin sich auflösten, faßten Magistrat und Schuldeputation in einer gemeinsamen Sitzung am 20. März 1854 den Beschluß, die Gründung der Töchter Schule sofort vorzunehmen. Am 8. Juni wurde der Plan den Stadtverordneten zur nachträglichen Genehmigung unterbreitet; zugleich konnte berichtet werden, daß die Töchter Schule mit 5 Klassen

) „Hotel Hezner“, „Köple“.

\*) Zum Ausziehen aus diesem Hause wurden die Anstalten wohl dadurch veranlaßt, daß der Staat dieses Haus kaufte und für die landwirtschaftliche Abteilung (kleine Regierung im Volksmunde genannt) umbaute. Diese wurde 1874 in das Hauptregierungsgebäude verlegt, worauf Hinz das Haus zur Errichtung seines Gasthauses kaufte.

\*\*\*) Gefällige Mitteilungen einer noch lebenden Schülerin Albertis (Fräulein Kanter), welche 1838 als siebenjähriges Kind unter den ersten Schülerinnen von Alberti aufgenommen worden ist und etwa 11 Jahre später ihre Lehrerinnen-Prüfung in den Schulräumen Salateri 2 und 3 bestanden hat.

und 314 Schülern eröffnet sei, und daß infolge der Übernahme von 81 Schülerinnen aus der Privatschule der Gesamthaushalt der städtischen Schulen eine Mehrbelastung gegen das Vorjahr nicht erfahren habe.\*)

Am 9. Juli 1861 bewilligte die Stadtverordnetenversammlung die Mittel zum Bau eines Mädchenschulgebäudes in der Herrenstraße, welches am 13. Oktober 1862 seiner Bestimmung übergeben und von beiden Töcherschulen bezogen werden konnte. Seit 1856 war die Schule nämlich in eine „eigentliche Töcherschule“ und in eine Mädchenvollschule\*\*) geteilt worden. 1878 hatten beide Schulen, die unter einem Direktor standen, zusammen 11 Klassen, nämlich 7 Klassen der höheren Töcherschule und 4 Volksschulklassen. Schon damals zeigte es sich, daß das sonst gut gebaute Schulhaus für die beiden Anstalten zu klein war. Für die vierte Klasse der Mädchenvollschule mußte ein Zimmer in der Marienburgerstraße gemietet werden. Diesem Übelstande abzuhelpen, wurde von dem Magistrat das an der Ecke der Herrenstraße und des Flottwellplatzes gelegene Plehn'sche Haus gekauft und zur Aufnahme der 4 Klassen der Mädchenvollschule eingerichtet. Ostern 1881 fand der Umzug statt. Nachdem beide Anstalten auf diese Weise räumlich getrennt waren, wurden sie 6 Jahre später — Oktober 1887 — auch hinsichtlich der Leitung getrennt, indem die Volksschule einem Hauptlehrer unterstellt wurde. Beim Kauf des Plehn'schen Hauses hatte man die Absicht, der Stadt zunächst den schönen Platz zu sichern, dann aber auch später dieses für Schulzwecke unzulängliche Haus niederzureißen und durch einen Neubau zu ersetzen. Dieser Plan ist dann auch zur Ausführung gekommen. Die nun zu einer sechsklassigen erweiterten, unter einem Rektor stehende Mädchenvollschule ist 1895 in das neue, schöne städtische Schulgebäude eingezogen, nachdem sie vorher einige Zeit in dem Knabenvollschulgebäude an der Breiten Straße ihre Klassenzimmer gehabt hatte.

Die städtische siebenklassige höhere Mädchenschule erweiterte sich indessen seit 1878 zu einer Anstalt mit neun aufsteigenden Klassen nach dem in den Bestimmungen vom 31. Mai 1874 enthaltenen Lehrplan. Am 18. und 19. März 1904 fand in der höheren Mädchenschule eine große öffentliche Feier zur Erinnerung

\*, Bericht über die „Städtische höhere Mädchenschule usw. in Marienwerder von Direktor Dr. Römstedt „Zur Geschichte der Anstalt.“

\*\*) Das Wort Töcherschule ist aus den Kantonen der Schweiz zu uns herüber gekommen, für uns eigentlich ein Fremdwort, indem „Töchter“ dort etwas ausdrückt, woran wir bei dem Gebrauch des Wortes nicht vorzugsweise denken, nämlich „Mädchen“.

an die vor 50 Jahren erfolgte Gründung der Anstalt statt. Bereits am Abend des 17. März hatten die früheren Schüler eine Feier veranstaltet, an der gegen 250 Personen teilnahmen. Zur amtlichen Feier waren die Spitzen der Behörden, frühere Lehrer und Schülerinnen, sowie Eltern und Freunde der Anstalt eingeladen. Um 5 Uhr gelangte das Festspiel von Fräulein Schlotz: „die Geister der Schule“ zur Aufführung, und am Abend fand sich die ganze Schule zu einem Kinderfeste zusammen. Das Festspiel mußte noch zweimal wiederholt werden, und jedesmal war der große Saal des Schützenhauses bis auf den letzten Platz gefüllt.\*)

Das Verlangen nach Wiedererrichtung eines Lehrerinnen-Seminars wurde, wie aus Verhandlungen zu jener Zeit in den städtischen Körperschaften hervorgeht, immer reger. Als dann im Jahre 1857 ein Wechsel in der Leitung der beiden Mädchenschulen bevorstand, wurde dem neuen Direktor bei seiner Berufung der dahin gehende Wunsch sehr ans Herz gelegt. Der Wunsch wurde auch erfüllt, indem der Direktor im Oktober 1857 wieder ein Privat-Seminar eröffnete, „welches zugleich als Fortbildungsschule für junge Damen“ dienen sollte. Als ein harter Schlag für diese Bildungsanstalt wurde es nun aber empfunden, als durch eine ministerielle Verfügung (1868) derselben die Abgangs-Prüfung entzogen wurde, und die in ihr vorgebildeten Lehrerinnen nunmehr angewiesen waren, sich der Lehrerinnen-Prüfung vor der jährlich in Marienburg zusammentretenden königlichen Prüfungs-Kommission zu unterziehen. Dazu kam nun im Jahre 1870 ein abermaliger Wechsel in der Leitung der Anstalten, wodurch die Fortdauer des Seminars wieder unterbrochen wurde, dieses mal jedoch nur auf ein Jahr, denn im Mai 1871 wurde der Unterricht in dem Seminar wieder begonnen, und es hat dann auch den noch dreimal in kurzer Zeit sich wiederholenden Direktorwechsel glücklich überstanden. 1875 trat für die sich der Prüfung unterziehenden hiesigen Seminaristinnen in sofern eine Erleichterung und eine gewisse Bevorzugung vor den Seminaristinnen der Schwesteranstalten ein, als von nun an auf ministerielle Anordnung eine Lehrerinnen-Prüfungs-Kommission für den Regierungsbezirk Marienwerder jährlich am Sitze der Regierung zusammentrat. In dem Streben der übrigen Lehrerinnen-Seminare Westpreußens, die Berechtigung zu Entlassungs-Prüfungen zu erlangen, konnte indessen die Leitung des hiesigen Seminars nicht zurückbleiben. Auf Antrag des Direktors unterbreitete dann auch der

\*) Bericht über die städtische höhere Mädchenschule usw. Marienwerder 1904 „Zur Geschichte der Anstalt von Direktor Dr. Rönstedt



Magistrat dem Minister der geistlichen Angelegenheiten die Bitte, dem hiesigen Seminar diese Berechtigung zu verleihen, und befürwortet von der Königlichen Regierung und dem Provinzial-Schul-Kollegium, hatte dieses Gesuch den gewünschten Erfolg. Im Januar 1884 wurde nämlich der Magistrat durch Erlaß des Provinzial-Schul-Kollegiums in folgender Weise hiervon in Kenntnis gesetzt: „Es gereicht uns zur besonderen Freude, dem Wohl-löblichen Magistrat mitteilen zu können, daß der Herr Minister der geistlichen Angelegenheiten durch Erlaß vom 19. d. Mts. dem mit der dortigen höheren Töchterschule verbundenen Lehrerinnen-Seminar die Berechtigung zur Abhaltung von Entlassungsprüfungen verliehen hat.“ Wie das Jahr 1884 so ist auch das Jahr 1898 als ein sehr erfreuliches und bedeutungsvolles in der Geschichte des Seminars zu verzeichnen. Da nämlich nach Ministerial-Erlassen aus den Jahren 1895 und 1896 bei dem Rücktritt oder Ableben des Direktors eines Privat-Lehrerinnen-Seminars die Ermächtigung zur weiteren Leitung des Seminars als in Frage gestellt, die weitere Ermächtigung zur Abhaltung von Entlassungs-Prüfungen aber ganz ausgeschlossen erschien, so war die Besorgnis in Bezug auf das Fortbestehen des hiesigen Seminar bei einem eintretenden Wechsel in der Leitung der städtischen höheren Mädchenschule wohl begründet. In Erwägung dieser Unsicherheit traten im Laufe des Winterhalbjahres 1897/98 auf Antrag des Direktors die städtischen Körperschaften in Verhandlung über eine etwaige Übernahme des Seminars seitens der Stadt. Diese Verhandlungen haben denn auch zu dem übereinstimmenden Beschluß geführt, nach welchem die hiesige bisherige Privat-Lehrerinnen-Bildungsanstalt vom 1. April 1898 ab eine mit der städtischen höheren Mädchenschule verbundene städtische Anstalt geworden ist.\*)

Nach der Auflösung der Albertischen Privatanstalten (1854) war bald wieder eine Privat-Höhere Töchterschule entstanden, und bis zum Jahre 1902 hat sich unter Wechsel der Inhaberinnen und Vorsteherinnen eine solche erhalten \*\*) In diesem Jahre aber löste sie sich auf; 70 bisherige Privatschülerinnen wurden mit Beginn des Schuljahres 1902 in die betreffenden Klassen der städtischen höheren Mädchenschule aufgenommen. Überfüllung einiger Klassen und dann notwendige Bildung von gleichlaufenden Klassen waren

\*) Schulbericht der städtischen höheren Mädchenschule und des Lehrerinnen-Seminars in Marienwerder. Ostern 1899

\*\*) Die Privatschule des Fräulein Bartenwerffer bis 1869, dann 1871 die Privatschule des Fräulein Kohli, die 1893 in den Besitz des Fräulein Obuch überging.

die Folgen. Zu dieser Klassenvermehrung kam noch die Teilung des Seminars in drei Klassen, welche seit 1899 bestand. Zunächst in Räumen der Knaben-Volksschule untergebracht, mußten die Seminarclassen 1904 der katholischen Präparanden-Anstalt aus diesen Räumen wieder weichen. Für Schulzwecke unzulängliche Zimmer in zwei Häusern der Herrenstraße mußten gemietet und als Zimmer für einige Klassen der höheren Mädchenschule und für die drei Klassen des Lehrerinnenseminars eingerichtet werden. Alle Beteiligten — Lehrerkollegium, Schülerinnen und Eltern — sehnten sich nach der Erlösung aus solcher Not. Und die Erlösung kam. Der Magistrat war inzwischen in dieser Angelegenheit nicht müßig gewesen. Nach Überwindung so mancher Schwierigkeiten, unter welchen die Lösung der Platzfrage nicht die geringste gewesen war, wurde der Bau des neuen Hauses neben dem schönen, park-ähnlichen evangelischen Kirchhofe in der Rospißerstraße im Sommer 1905 begonnen. Am 30. Oktober war der langersehnte Tag erschienen, an welchem die feierliche Einweihung des Gebäudes stattfinden sollte. In der ersten Stunde hatten sich an diesem Tage die Schülerinnen in der Turnhalle neben dem alten Gebäude der höheren Mädchenschule versammelt, von wo aus sie sich im festlichen Zuge unter Borantritt der Kapelle der Königl. Unteroffizierschule und begleitet von dem Direktor und den Lehrern und Lehrerinnen nach dem Neubau in der Rospißerstraße begaben. Unter den Klängen des Tannhäusermarsches betrat der Zug die festlich geschmückte Turnhalle,\*<sup>\*)</sup> wo sich bereits die Spitzen der Behörden, die Ehrengäste und die Eltern versammelt hatten. Mit der Motette „Der Herr ist mein Hirte“ leitete der Schillerinnenchor den Festakt ein. Nach einem darauf von einer Schülerin der ersten Klasse gesprochenen Prolog bestieg der Herr Regierungspräsident Schilling die Rednertribüne. Nach dem Ausdruck der Freude, im Namen der Königlichen Staatsregierung bei dieser schönen Schulfeier die „herzlichsten und innigsten Glückwünsche“ darbringen zu können, bezeichnete die warme Ansprache in ihrem weiteren Verlauf diesen Tag „als einen Ehrentag im wahrsten Sinne des Wortes für die Stadt Marienwerder und für die Behörden, die die Stadt Marienwerder vertreten“. Mit dem Hinblick auf die rege Teilnahme, welche Sr. Majestät der Kaiser und König der Heranbildung und Erziehung auch der weiblichen Jugend darbringe, klang die Rede in das Kaiserhoch aus, welches von der Festversammlung begeistert aufgenommen wurde. Nachdem dann der erste Vers der Nationalhymne verklungen war, begrüßte

\*) Die Aula war noch nicht ganz fertig gestellt.

der Herr Bürgermeister Zislaß die zahlreich erschienenen Ehrengäste und Gäste und sprach zunächst dem Herrn Regierungspräsidenten und den anderen Herren der hohen Aufsichtsbehörde den Dank aus für alle warme Teilnahme an dem Fortschreiten dieses Werkes, welches der Stadt allerdings eine schwere Last auferlegt habe. Dann dankte der Herr Redner den Männern, „die diesen Bau fertiggestellt und ihr Bestes an diesen Bau gegeben haben“, und übergab schließlich dem Lehrerkollegium, „der Seele dieser Anstalt“, das neue Gebäude. Weihevoll und ergreifend erkönte jetzt der Chorsatz: „Wir treten zum Beten“. Nun folgte die Festrede des Herrn Direktors Dr. Römstedt. An eine geschichtlich entwickelte Darlegung der Hauptfragen, welche die heutige Gesellschaft in Bezug auf die weitere Gestaltung des höheren Mädchenschulwesens bewegt, knüpfte der Herr Direktor eine offene Aussprache über die Mittel und Wege, „die zu neuen und höheren Zielen führen sollen, in der Absicht, die Beziehungen zwischen Haus und Schule zu festigen und inniger zu gestalten, und schloß mit dem Gebet, „Gott der Herr möge das Haus unter seinen Schutz und Schirm nehmen, damit es zu einer geheiligten Stätte werde, von der Ströme des Segens ausgehen“. Mit dem Choral „So nimm denn meine Hände“ fand der Festakt seinen Abschluß.

Welche Freude mußte es für das Lehrerkollegium, für die Schillerinnen der 14 Klassen der höheren Mädchenschule und für die Seminaristinnen der drei Seminarclassen sein, nun in die langen, breiten Hallen, in die prächtige Aula, die weite, hohe Turnhalle, den schönen Zeichensaal und in die nach allen Regeln der Gesundheitspflege, wie sie die heutige Wissenschaft aufstellt, hergestellten Unterrichtsräume geführt zu werden! — \*) Der Baumeister aber und alle die an dem Werke gewirkt und geschaffen haben, können mit Recht sprechen: „Wir haben gebaut ein gar stattliches Haus.“\*\*)

Wenn wir den im 19. Jahrhundert errichteten Gebäuden hiesiger Religionsgemeinden in geschichtlicher Folge unsere Aufmerksamkeit zuwenden, so tritt uns zunächst die jüdische Synagoge entgegen. Erst sehr spät erlangten die Juden das Recht, sich in den Städten unserer Provinz anzuseteln. In Marienwerder findet

\*) Die höhere Mädchenschule hat 10 aufsteigende Klassen und gegenwärtig 4 gleichlaufende Klassen.

\*\*\*) Der Stadtbaumeister Behrens, der Direktor der beiden Anstalten Dr. Römstedt, der Magistrat, die Schuldeputation, die Baukommission und die Stadtverordneten.



sich erst ums Jahr 1798 ein Jude als Schutzjude anständig, Leib Jacob Lewin mit Frau und Kindern, im Jahre 1802 gab es 4 und im Jahre 1811 8 Schutzjuden mit ihren Familien, Knechten und Mägden. Der Schutzjude hatte eine Abgabe von jährlich 61,09 Mark zur Königlichen Kasse zu zahlen. Dieses Schutzgeld setzte sich aus dem Schutzgelde in Golde, einem Rekrutengelde, Hochzeit- und Kindergelde, Silberlieferungsgelde und endlich dem Calandergelde zusammen. 1815 erlangte die kleine jüdische Gemeinde die Erlaubnis zur Anlegung des Friedhofes an der Liebentaler Chaussee, während man bis dahin die Leichen bis nach Stuhm hatte führen müssen. Zu einem Tempel hatte Victor Cohn in der Marienburger Straße ein größeres Zimmer in seinem Hause eingerichtet, bis im Jahre 1830 die Synagoge aus den Beiträgen von 11 Familien erbaut wurde. Am 23. Juli 1847 erschien in Preußen das „Judengesetz“, welches Synagogengemeinden anordnete und die oben genannten Sonderabgaben, soweit es nicht schon geschehen war, gänzlich aufhob. Der hiesige Gemeindeverband hat sich erst 1852 gebildet. Zu diesem Verbands gehören die Ortschaften Marienan, Mareese, Kurzebrack, Münsterwalde, Garnsee, Nieder- und Hochzehren. Die Gemeinde hat einen Prediger und Religionslehrer.

Lange haben die katholischen Bürger in Marienwerder in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts danach gestrebt, zur Bildung einer Pfarrgemeinde und zum Bau einer Kirche und eines Pfarrhauses zu gelangen, ohne zunächst ihr Ziel erreichen zu können. Schon 1801 hatten sie sich mit einer dahin gehenden Bitte an den Bischof der Culmer Diözese gewandt. Allein der beigefügte Plan, nach welchem man vorläufig für den katholischen Gottesdienst die Herichtung einer Kapelle im Dom ins Auge faßte, wurde vom Bischofe zurückgewiesen. Ein unerwarteter Glücksfall schien 1805 die Erfüllung der Hoffnungen den Katholiken ganz nahe zu rücken. Es sollte ihnen zu ihren Zwecken eine galizische Erbschaft zufallen. Das Testament wurde indessen mit Erfolg angefochten und nur eine Abfindungssumme von 15 000 Mark zugestanden. Als dieses Geld dann ausgezahlt werden sollte, legte der Kaiserliche Kammer-Procurator aber Beschlagnahme darauf und verbot, diese Summe nach Preußen zu senden. Schließlich gab die Kaiserliche Behörde nach; da aber verweigerte der Inhaber der galizischen Güter die Auszahlung, und als er endlich dazu verurteilt wurde, konnte er die Zahlung nicht mehr leisten, das Geld war nicht mehr vorhanden. Nun vergeht eine längere Zeit der Verhandlungen, des Entwerfens von Plänen, die Mittel zum Bau der Kirche aufzubringen, welche Pläne aber theils von dem Bischofe von Ermland, theils von der

Staatsregierung zurückgewiesen wurden.\*) Erst als sich der Regierungspräsident Nordenflücht 1839 der Katholiken annahm, kam die Angelegenheit in Fluß. Ihm war daran gelegen, zunächst eine Baukasse zu schaffen; und es gelang ihm, die Zustimmung sowohl des Culmer Bischofs als des Königs Friedrich Wilhelms III. dazu zu erlangen, daß dieser Kasse aus dem Vermögen des aufgehobenen Benedictiner-Nonnenklosters zu Culm 36 000 Mark zugeführt werden sollten. Die Bauplatzfrage war im Grunde längst entschieden. Schon in einem Bericht vom 9. Juni 1817 an die Königliche Regierung ist nämlich von einem Grundstück vor dem Graudenzer Tore, an dem Scheidewege nach Rospiß und Liebental die Rede, welches als „schicklich für den Kirchenbau angebracht sei.“ Dieses Grundstück war allerdings zu klein. Nordenflücht trat deshalb mit dem Kaufmann Räuber wegen Ankauf eines an jenes Grundstück angrenzenden Landes in Unterhandlung und es gelang ihm, nach Zustimmung des Ministers Eichhorn, am 17. Mai 1842 den Kaufvertrag abzuschließen, durch welchen der Baugrund nun bedeutend vergrößert wurde. Auch der Baukasse flossen sowohl staatliche wie kirchliche Hilfsgelder zu, sodaß man an den Beginn des Kirchenbaues denken konnte. Die Oberbaudirektion in Berlin entwarf dann einen Plan, nach welchem, wie es in dem betreffenden Bericht heißt, „die Allerhöchsten Orts im Allgemeinen beifällig aufgenommene Basilikenform in Verbindung mit zwei zur Seite des Altarraumes stehenden Thürmen zu Grunde liegt, wie letztere Anlage sich in ähnlicher Art bei älteren Kirchen öfter findet.“ Der Plan erhielt indessen insofern eine Einschränkung, als in Ansehung der immer nach beschränkten Mittel die beiden Thürme vorläufig nur bis zur Dachhöhe der Kirche geführt werden sollten. So begann der Bau wirklich im Jahre 1847. Im folgenden Jahre aber wurde der Rechnung ein schlimmer Querstrich gemacht. Die Wertpapiere, in welchen die Baulapitalien zum großen Teil angelegt waren, fielen infolge der Wirren des Jahres 1848 derartig, daß der Minister im Februar 1849 die Einstellung des Baues für so lange genehmigte, bis der Umsatz der betreffenden Staatspapiere mit erträglichen Verlusten zu bewirken sein werde. Auch 1850 war die Zeit zum Verkauf der Papiere noch nicht gekommen. Nun regte der Minister die Ausschreibung einer Kirchenkollekte an, welche dann auch nicht nur in der Diözese Ermland, sondern auch in den Diözesen Culm, Breslau, Posen und Köln 1851 und 1852 gehalten wurde und einen ansehnlichen

\*) Toeppen erzählt diese Verhandlungen wie überhaupt die Baugeschichte ausführlich S. 352 ff.

Ertrag brachte. Aber erst einem Ausschuss, der auf den Rat des Bischofs aus Mitgliedern der katholischen Gemeinde im Jahre 1856 gewählt wurde, gelang es die noch fehlenden Mittel zu beschaffen. Dazu bewilligte Friedrich Wilhelm N. eine „Gnadenbauhilfe“ von 7500 Mark, damit die Kirche baldigst soweit ausgebaut und eingerichtet werde, daß dieselbe zum Gottesdienst benutzt werden und mit der Einrichtung des Pfarrsystems vorgegangen werden könne“. Nun wurde nach längerer Unterbrechung an dem Kirchenbau wieder rüstig weiter gearbeitet, sodaß am 26. September 1858 die feierliche Einweihung derselben durch den Weihbischof von Ermland erfolgen konnte. Inzwischen hatten auch der Ankauf eines Grundstückes zur Erbauung des Pfarrhauses der Kirche gegenüber und der Ankauf eines Ackerlandes an der Liebentaler Chaussee zur Herstellung eines Kirchhofes stattgefunden. Da dieser Kirchhof nun nicht mehr ausreicht, hat die Gemeinde ein Grundstück in der Kospitzer Straße dem Siechenhause gegenüber angekauft und dasselbe 1907 zu einem neuen Kirchhof eingerichtet.

Die beiden Türme der Kirche sind erst im Jahre 1886 aufgebaut worden.

Im Jahre 1905 hat das Innere der Kirche einen bedeutenden künstlerischen Schmuck durch eine Malerei erhalten, die von den Kunstmalern Zepfer in Berlin und Konge in Regensburg ausgeführt worden sind. Die Malerei lehnt sich in ihren Motiven an die Ausmalung romanischer Kirchen an, da doch die wesentlichen Bauformen romanischer Art sind, wenn auch von einem rein romanischen Stil bei der Bauart der Kirche nicht gesprochen werden kann. Ausgeführt wurde die Malerei in Caseinsfarben. Zur Darstellung gelangten (von Konge) in der Concha die Dreifaltigkeit Gottes und die Krönung Marias mit betenden Engeln in einem Gesamtbilde vereinigt. In der breiten Gurtbogenleibung, welche die Concha nach dem Schiff der Kirche zu verlängert, sind (wie alles übrige von Zepfer) die neun Chöre der Engel und in den breiten Zwickelfeldern des Bogens der gute Hirte und Hirsche, die zur Wasserquelle eilen, dargestellt als symbolische Hinweise auf die Sacramente der Buße und des Altars. In den Zwickelfeldern des Triumphbogens sind 2 Engel, Symbole tragend, angebracht. Der Engel auf der Evangelienseite trägt die Symbole der Kirche, Kreuz und Kelch, der Engel auf der Epistelseite die Symbole des Priestertums, Mitra und Stola. In den 14 Bogensfenstern unter den Fenstern im Schiff der Kirche erscheinen auf blauem Grunde in ornamentalem Rankenwerk sechs Propheten des alten Testaments. Die je 7 Felder sind durch Spruchbänder, Hinweise auf das Priestertum und Königtum Christi enthaltend, miteinander ver-



bunden. Die Decke, in grünlichem Ton gehalten, ist mit Gold verziert.\*)

Für die Stadt ist die katholische Kirche mit dem namentlich im Frühjahr und Sommer einen wundervollen Anblick gewährenden Baumschmuck auf dem Kirchenplatze eine nicht geringe Zierde.

In einem Heft der Zeitschrift des Historischen Vereins für den Regierungsbezirk Marienwerder lesen wir einen Aufsatz mit der Ueberschrift: „Marienwerder ein Verbannungsort!“<sup>\*)</sup> Der Aufsatz enthält die Geschichte der Gründung der evangelisch-lutherischen Gemeinde in Marienwerder. In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts waren mehrere lutherische Geistliche in der Provinz Schlesien der Einführung der Union entgegengetreten, indem sie sich namentlich geweigert hatten, die neue Agende in ihren Gemeinden einzuführen. Im Ministerium Altenstein gedachte man diese Geistliche durch Verbannung zur Nachgiebigkeit zu zwingen, oder sie doch wenigstens unschädlich zu machen. Unter den Städten, welche zu diesen Verbannungsorten erwählt wurden, hat keine mehr solche lutherische Pastoren damals zu sehen bekommen, als Marienwerder. Am 8. März 1838 benachrichtigte die Piesnitzer Regierung die hiesige Regierung, daß ein Predigtamtskandidat nach Marienwerder verschickt werde. Inzwischen hatte der Bürgermeister Kux schon den Auftrag erhalten, die Verbannten, welche nach Marienwerder gesandt werden sollten, gegen eine aus der Staatskasse zu zahlende monatliche Vergütung in Bürgerhäusern unterzubringen. Zugleich erhielt er eine Anweisung in Bezug auf die Art der Überwachung, welcher die verbannten Geistlichen zu unterwerfen wären; 1. „Ohne Wissen des Bürgermeisters“, heißt es in der Anweisung, „dürfen sie keinen Briefwechsel führen. 2. In der Stadt und Umgegend dürfen sie keine Bekanntschaft anknüpfen, weder Besuche machen noch annehmen. 3. Es ist ihnen verboten, ihre Wohnung ohne Genehmigung des Bürgermeisters zu wechseln, vor morgens 8 Uhr und abends nach 9 Uhr dürfen sie die Wohnung nicht verlassen. 4. Spaziergänge sind ihnen nur auf den beiden großen Straßen nach Kurzebrack und bis an die Grenze von Gr. Krebs gestattet. 5. Gespräche über Religion haben sie zu meiden. 6. Bei Spaziergängen sollen sie nicht in Gasthäuser oder andere

\*) In der Erklärung der Malerei bin ich von Herrn Zepfer gütigst unterstützt worden.

\*) Marienwerder ein Verbannungsort Ein Blatt aus der preussischen Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts von R. v. Flaßh, Superintendent. Zeitschrift des hist. Ver. für den Reg.-Bez. Marienwerder, Heft 45 S. 19 ff.

Häuser treten. 7. Sie sollen sich nicht länger als 3 Stunden vom Hause entfernen.“ Am 6. April 1838 berichtete die Breslauer Regierung nach Marienwerder, daß drei in Breslau in Haft befindliche Pfarrer nach Marienwerder gebracht werden würden. In der Nacht zum 2. Dezember ward der fünfte lutherische Pastor in Marienwerder „eingeliefert“. Der Bürgermeister *Rux* hat diese Verbannten außerordentlich rücksichtsvoll behandelt, hat für sie gesorgt, so weit es ihm möglich war, und hat sie merken lassen, daß sie es in Bezug auf Ort und Zeit bei ihren Spaziergängen nicht so genau zu nehmen brauchten. Friedrich Wilhelm IV. erlaubte gleich bei seiner Thronbesteigung den gefangenen oder verbannten Pastoren in ihre Gemeinden zurückzukehren. In Marienwerder stellte es sich nun heraus, daß sich in aller Stille um die fünf Pastoren ein Häuflein gesammelt hatte, bestehend aus den Familien, in welchen die Verbannten liebevolle Aufnahme gefunden hatten, und aus diesen Familien nahestehenden Kreisen. „So verdankt die evangelisch-lutherische Gemeinde zu Marienwerder der Verbannung der lutherischen Pastoren ihr Aufleben.“ Durch Erlass vom 23. Juli 1845 ist dann den Lutheranern freie Religionübung gewährleistet worden, wodurch die Gemeinden von mancherlei polizeilichen Eingriffen und Bedrückungen befreit worden sind. In den ersten Jahren hielt die Gemeinde in Privatwohnungen ihre Versammlungen, dann wurde ihnen zuerst ein Zimmer in der Friedrichschule und später ein solches in dem Gebäude der höheren Mädchenschule vom Magistrat für ihren Gottesdienst zur Verfügung gestellt. Einen schon mehr einer Kapelle ähnlichen Raum gewährte ihnen die Staatsbehörde 1879 in dem Schwurgerichtssaal im Schloß, nachdem dieser infolge der Neuordnung des Gerichtswesen seine Bestimmung verloren hatte. Im Jahre 1892 gelang es der evangelisch-lutherischen Gemeinde endlich, sich ein Kirchlein in der kleinen Herrenstraße zu erbauen, dessen Einweihung am 2. Oktober desselben Jahres stattfand. Marienwerder ist gegenwärtig der Sitz der Superintendentur, zu deren Bezirk eine Anzahl alt lutherischer Gemeinden in West- und Ostpreußen gehört.

In der Zeit der Reformation gab es in der Domgemeinde zunächst zwei Geistliche, ein Pfarrer, welcher meist zugleich Erzpriester (Superintendent) war und ein polnischer Caplan. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts sollte neben dem polnischen noch ein deutscher Caplan berufen werden. Der Pfarrer sollte stets Kircheninspektor für das Amt Marienwerder sein. So bestimmten es die Haushaltungsinpektoren, welche wie in der Kammerei-Verwaltung, so auch in den kirchlichen Angelegenheiten durchgreifende Verbesserungen einführten. Unter dem polnischen Caplan (oder Diakon, wie er

später genannt wurde) haben wir uns den evangelischen (Geistlichen vorzustellen, der für die polnisch redenden Mitglieder der Gemeinde sorgte. Der letzte Geistliche der diesen Titel führte, war Karwaka, welcher dieses Amt zwischen 1769 und 1786 verwaltete. Im Anfang des 19. Jahrhunderts wird eine reformirte Gemeinde erwähnt, deren Gottesdienst im Dom von einem reformirten Prediger der reformirten Gemeinde zu Elbing versehen wird. Nach Einführung der Union ist von einer solchen hiesigen Gemeinde nicht mehr die Rede.

Im Jahre 1891 verlieh der Oberkirchenrat den drei Geistlichen der Domgemeinde den Titel Domprediger.

Ein Gustav-Adolf-Zweigverein wurde in Marienwerder am 9. September 1857 gegründet, und in den beiden letzten Tagen des Mai 1859 hat der Hauptverein seine Versammlung in Marienwerder gehalten. Im November 1893 feierte in unserer Stadt der hiesige Zweigverein sein Jahresfest, welches sich dadurch noch bedeutender gestaltete, als mit demselben die Einweihung der neu-erbauten evangelischen Kirche in Münsterwalde verbunden wurde. Am Abend des 9. November wurden die Herren General-superintendent Doebelin und Consistorialpräsident Meier, sowie eine recht ansehnliche Anzahl fremder Gäste von den hiesigen evangelischen Geistlichen, dem Vertreter des Magistrats und einem gewählten Ausschuss auf dem Bahnhof empfangen und in Wagen nach den für sie bestimmten Wohnungen geleitet. Am anderen Morgen setzte sich ein größerer Wagenzug in Bewegung, voran ein stattlicher Biererzug, welcher vom Gute Pittschen schon am Abend vorher für die kirchlichen Oberen zur Verfügung gestellt worden war. Nach der Rückkehr von Münsterwalde vereinigten sich die Teilnehmer der dortigen Feier zum Mittagmahl in Köpkes Gasthause.

Um 6 Uhr abends luden die Glocken die Gemeinde und die Gäste zum Festgottesdienst ein; aber schon war das gewaltige Langhaus des Domes — von etwa 3000 Andächtigen — vollständig gefüllt. Nach der Liturgie, welche der Herr Pfarrer Hammer unter Mitwirkung des großen Domchors hielt, sang die Gemeinde das Lutherlied. Darauf bestieg der Herr General-superintendent die Kanzel zum Beginn der Gustav-Adolfs-Festpredigt über Matth. 5 V. 13—16. Mit der Motette von Stein: Wie lieblich ist Deine Wohnung, o Herr! — vom Domchor gesungen — und einem Orgel-Nachspiel endete die Feier.

Am anderen Morgen wurden im Dom nach mehreren Ansprachen die reichlich eingesandten Gaben, sowie die Geldspenden des Vereins für die zu unterstützenden Gemeinden bestimmt. Ein gemeinsames Mittagmahl im Casino beschloß dieses Jahresfest.



Gegen Ende des 18. Jahrhunderts ist das Begräbnis in und bei der Domkirche untersagt worden. Da die beiden Kirchhöfe — auf dem Totenberge und am neuen Hospital — voraussichtlich nicht lange mehr ausreichten, wurde im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts der neue Kirchhof an der Nospitzer Straße auf Predigerland angelegt; einige Jahre darauf wurden dann die beiden genannten Kirchhöfe geschlossen. Der Hospitalkirchhof ist 1827 zu einem Park eingerichtet worden, welcher zu Ehren des damaligen Regierungspräsidenten von Flottwell\*) den Namen Flottwellplatz erhalten hat und auch heute noch und zwar mit Beihilfe zu den entstehenden Kosten seitens der Stadt, der Landschaft und des Verschönerungsvereins\*\*) sorgsam gepflegt wird. Der gleichfalls sorgfältig gepflegte parkähnliche evangelische Kirchhof hat in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts eine würdige Einfassungsmauer mit Eisengitter und ein ebenso würdiges Portal an der Nospitzer Straße erhalten. Noch vor Ende des Jahrhunderts ist er dann durch vorsorgliche Landankäufe bedeutend erweitert worden, nachdem 1895 der langersehnte Bau einer Leichenhalle\*\*\*) endlich ausgeführt worden war.

Noch zwei andere Wünsche, die ebenfalls schon lange in der evangelischen Gemeinde gehegt worden waren, gingen nahe der Wende des 19. und des 20. Jahrhunderts in Erfüllung: die Beschaffung einer würdigen Beleuchtung und einer Anlage zur Erwärmung der Kirche. Jene wurde 1895 mit drei großen prächtigen Gasstrahlleuchtern im Mittelschiff erreicht, diese wurde im Jahre 1901 hergestellt.

Bei einem Grabgeläute Sonnabend den 23. September 1905 war es, wo unser schönes Geläute zum letztenmale im vollen Chöre ertönte, und während dessen die mittlere Glocke einen solchen Riß erlitt, daß ihre Stimme wie ein Jammerruf klang. Die alsbald veranlaßte Besichtigung auf dem Turme ergab, daß die mittlere wie auch die kleinste gesprungen und derart beschädigt waren, daß zwei Sachverständige übereinstimmend die Umgießung der Glocken anrieten. Der mit dem Guß beauftragte Herzogliche Hofglockengießer Fr. Schilling in Apolda versprach bis zur Weihnachtszeit die neuen Glocken herzustellen und sie in einem neu ein-

\*) Flottwell war Regierungspräsident in Warientwerder von 1825—1830.

\*) Der Verschönerungsverein ist am 23. Januar 1837 gegründet worden.

\*\*\*\*) Bereits 1843 war eine Geldsammlung zur Erbauung einer Leichenhalle veranstaltet worden.

zurichtenden Glockenstuhl aufzuhängen. Die größte der drei alten Glocken ist, wie die lateinische Inschrift am Kranz bezeugt, ein Geschenk des Grafen D. F. v. der Gröben und ist 1725 von Wittwerck in Danzig gegossen. Die mittlere von demselben gegossen, hatte König Friedrich Wilhelm I. 1720 geschenkt. Die kleinere war die älteste der drei Glocken, sie war 1574 auf Kosten der Kirchengemeinde angeschafft worden. Sie trägt die Inschrift (in lateinischer Sprache): „Herr auf dich traue ich.“ Ps. 31, V. 2. Am 23. Dezember 1905 fand die Weihe der neuen Glocken auf dem Domplatze vor dem Eingange zum großen Turme statt. Zur Feier hatten sich die Vertreter der hohen Staatsbehörden, das Offizierkorps, der Magistrat die Kirchenältesten, die städtischen Schulen mit ihren Lehrerkollegien, die freiwillige Feuerwehr und viele Gemeindeglieder aus der Stadt und von dem Lande eingefunden. Punkt 10 Uhr begann die Feier mit dem von der Versammlung unter Begleitung der Kapelle der Unteroffizierschule angestimmten Liede: „Lobe den Herrn“. Darauf verlas Herr Domprediger Brunau den 95. Psalm und hielt im Anschluß daran ein Gebet. Die Festrede hielt Herr Superintendent Böhmer, schließend im Hinblick auf das nahe Christfest mit den Worten des Dichters:

„Freude dieser Stadt bedeute,  
Friede sei ihr erst Geläute.“

Nachdem Herr Domprediger Simon das Vaterunser und den Segen gesprochen hatte, schloß der gemeinsame Gesang „Lob, Ehr und Preis sei Gott“ die seltene Feier. Bevor die Glocken nun in die Höhe gewunden wurden, gestattete man noch eine kurze Pause zur Besichtigung. Die mittlere Glocke trägt an dem Schallrande die Inschrift: „Selig sind die Gottes Wort hören und bewahren.“ Auf der Vorderseite hat sie den Königlichen Preussischen Wappenadler mit der Unterschrift: „Gestiftet im Jahre 1720“, auf der Rückseite steht: „Erneuert auf Kosten der Domgemeinde.“

Der Gemeindefkirchenrat.

Böhmer, Superintendent und Pfarrer.

Brunau, Simon, Domprediger.

v. Kehler, Bortt, Feldt, Älteste.

Schilling 1905.

Die kleinere trägt die Umschrift; „Trachtet nach dem, was droben ist.“ Auf der einen Seite hat sie die Inschrift: „Gestiftet aus Mitteln der Kirchengemeinde. 1574. Erneuert auf Kosten der Domgemeinde im Jahre 1905. Auf der anderen Seite ist die Inschrift: „Gegossen von Franz Schilling — Apolda im Jahre 1905. Bald nach  $\frac{3}{4}$  12 Uhr war das Aufziehen der großen Glocken, welches

etwa 20 Mann der freiwilligen Feuerwehr ausführen, unter Leitung des Apoldaer Glockengießermeisters vollendet.

Die einzige Glocke, welche aus der Ordenszeit stammt, hängt im Westgiebel. Sie ist die kleinste und heute infolge eines früheren Umbaues im Turm nicht mehr zugänglich. Nach einem Bericht lautet ihre Inschrift (lateinisch): „Bitte für uns, heiliger Johannes. 1412.“

Gleichzeitig mit der Wiederherstellung des Domes, von welcher in einem andern Abschnitt (I, 4) die Rede gewesen ist, entstand auch das geschmackvolle Pfarrhaus am Getreidemarkt. Das alte Haus des Pfarrers (Erzpriesters = Superintendenten) welches, wie auch das Haus des deutschen Predigers in den Jahren 1790 und 92 auf dem Domplatze erbaut worden war, mußte nämlich seiner völligen Baufälligkeit wegen mit Schoppen und Stall 1862 abgerissen werden. Der durch diesen Abbruch frei gewordene schöne Platz wurde dann am 23. Dezember desselben Jahres dem Magistrat verkauft. Mit diesem Gelde kaufte der Gemeindefkirchenrat den großen Garten, in welchem der Bau des neuen Pfarrhauses (der Superintendentur) begonnen und 1864 vollendet wurde\*). Dringende Notwendigkeit hatte den Kirchenrat schon früher veranlaßt, für die beiden anderen Geistlichen neue Dienstwohnungen zu beschaffen. Das Wohnhaus des deutschen Predigers hatte schon im Anfange des 19. Jahrhunderts niedergedrissen werden müssen. Auf dem Grund und Boden der einst vor dem alten Marienburger Tore errichteten Vicarien Häuser, von welchen seit undenklicher Zeit nur noch das von dem polnischen Prediger bewohnte niedrige Häuslein, mit der „quer getheilten Thür, wie man sie öfters in Dörfern sieht, übrig geblieben, war in den Jahren 1855 und 1856 das stattliche Haus mit Wohnungen für die beiden Prediger, für den Domorganisten und den Domküster gebaut worden. Zu der Einrichtung der Läden hatte die Geldnot gezwungen.

\*) Das Prediger-Witwenhaus am Getreidemarkt ist 1854 gebaut worden. Der Stadtkoch Michael Beckmann hatte in seinem Testament (am 17. Mai 1781) verfügt daß in dem ihm zugehörigen Wohnhause — ehemals Günthersche Turmwohnung — in der Kasernen- später Witwen-Straße jeder vorhandenen Predigerwitwe („aber nicht mehr als dreien auf einmal“) eine Wohnung eingeräumt werden sollte. Außerdem vermachte er noch ein Kapital, dessen Zinsen auch jenen Witwen zu Gute kommen sollten. Da es bis 1874 keine Predigerwitwen gab, so ist der Rest dieses Kapitals, zu welchem noch andere Schenkungen gekommen sind, nach Abzug der Baukosten für das Prediger Witwenhaus wieder herangewachsen.



„Wir sind am Kaldensteine angelangt.“ So würde man im Mittelalter gesprochen haben; denn diesen Ort an den Vicarien-  
 häusern vor dem Marienburger Thor nannte man damals „am  
 Kaldensteine.“ Noch einmal mag das Bild der mittelalterlichen  
 Stadt vor unsere Seele mit ihren von den Bürgern tapfer  
 verteidigten Mauern, Thoren und Thürmen treten. Hier am  
 Marienburger Tore stand Blasii Maders Turm. Und als dieser  
 Turm gefallen, da war eine andere Zeit hereingebrochen. Auf  
 der Stelle, wo der Turm gestanden, baute man ein Stadthaus  
 zum Gewahrsam für Polizeigefangene. Wenn der Erbauer die  
 Absicht gehabt hatte, das Aussehen dieses Hauses ganz dem Wesen  
 und Charakter seiner Bewohner entsprechend zu gestalten, so hatte  
 er ein Meisterstück vollbracht. Abschreckend häßlich, unverschämt,  
 polizeiwidrig drängte es sich in die Marienburger Straße hinein,  
 so daß diese hier zu einer hohlen Gasse wurde, in welcher zwei  
 größere Wagen einander nicht ausweichen konnten. Man kann sich  
 daher die Verlegenheit der Ratsverwandten der Stadt vorstellen,  
 als sie eines Tages in der vorletzten Augustwoche des Jahres  
 1878 im alten Rathause tagten, um über die Ausschmückung der  
 Stadt zu dem am 31. des Monats bevorstehenden Besuche des  
 Kronprinzen Friedrich Wilhelm zu beraten und zu beschließen.  
 „Das Stadthaus! — das Stadthaus!“ Da geht einem findigen  
 Rathsherrn ein schneidiger Gedanke durch den Kopf. Auf seinen  
 Rath wird das Stadthaus von oben bis unten in schwarz-weißes  
 Zeug gekleidet, nur daß die kleinen Fenster und die schmale Thür  
 unter dem Kleide bescheiden hervorsahen. Der Kronprinzliche  
 Wagen nahte der hohlen Gasse. Se. Kaiserliche Hoheit blickt auf  
 das Haus — mit den Worten: „Siehe da, Marienwerder hat  
 auch ein Zeughaus!“ Am anderen Abend war das Kleid wieder  
 verschwunden, und es währte nun nicht mehr allzu lange, da  
 war auch das Stadthaus verschwunden.

Johann Arnhold von Brand, der auf seinen „Reisen durch  
 die Mark Brandenburg, Preußen, Churland usw.“ 1673 auch  
 Marienwerder besucht, vergleicht das hiesige Rathaus mit einem  
 „communen Bürgerspeicher“. Der Ausdruck „Speicher“ war  
 allerdings insofern schon gerechtfertigt, als in den sich unmittelbar  
 an das Rathaus anlehenden fünf Häusern Waren aufgespeichert  
 waren. Nun vergehen fast zweihundert Jahre, bis an den Bau  
 eines neuen Rathauses, in welchem nebenbei auch ein Raum für  
 die unfreiwilligen Gäste des Stadthauses zu schaffen war, in der  
 Bürgerschaft ernstlich gedacht werden kann. Am 2. Februar 1866  
 bewilligten die Stadtverordneten auf Antrag des Magistrats  
 Mittel zur Vorbereitung eines Neubaus, zu welchen Mitteln dann

im Laufe der folgenden Jahre noch weitere Bewilligungen hinzugefügt werden mußten, denn große Opfer erheischte der Ankauf der fünf genannten Buden zu ihrer Beseitigung. Nachdem diese erreicht ist, und nachdem man sich endlich über die Platzfrage in Bezug auf den Neubau geeinigt hat, werden drei Wochen nach dem erwähnten hohen Besuch, am 23. September 1878, von den Stadtverordneten folgende hochwichtige Magistratsanträge angenommen: „Das Rathhaus fällt. Auf der freierwerbenden Stelle wird ein neues Rathhaus errichtet.\*) Unter den wettbewerbenden Plänen wird der Plan des Königlich Bauinspektors Hacker zur Ausführung bestimmt. Dem Schöpfer dieses Planes wird auch die Leitung des Baus übertragen. Das Stadthaus wird niedergerissen.“ Künftig wurde nun an dem Bau gearbeitet, sodaß mit Beginn des Monats November 1880 der Einzug in das neue Gebäude gehalten werden, und Sonntag den 8. November die Einweihung stattfinden konnte.

Nach beendigtem Vormittagsgottesdienst versammelten sich der Magistrat und die Stadtverordneten in der Sakristei der Domkirche und setzten sich von da aus unter dem Geläute der Glocken in feierlichem Zuge nach dem Rathhause in Bewegung. Vor diesem überreichte der Bauinspektor Hacker mit einer kurzen Segen und Heil wünschenden Ansprache dem Bürgermeister den Schlüssel des Hauses und führte sodann den Zug in den festlich geschmückten Sitzungssaal der Stadtverordneten, wo sich inzwischen die Spitzen der Behörden, die Geistlichkeit und andere Gäste versammelt hatten. Die von der Liedertafel vorgetragene Motette: „Seid stark im Herrn und wohlgenut“ leitete die Feier ein, worauf Prediger Ludwig die Weiherede hielt, welche mit Gebet und Segen schloß. Hierauf überreichte Bürgermeister Würz, nachdem er einen kurzen Überblick über die Vorgeschichte des Baus gegeben hatte, dem Bauinspektor Hacker den Ehrenbürgerbrief. —

Die bisherige Darstellung dessen, was in der Neuzeit in Marienwerder geschaffen worden ist, gibt Zeugnis davon, daß in dem schönen Hause, dessen Stil der Baumeister den nahestehenden Kunstbauten des Mittelalters anzupassen gestrebt hat, der Geist des Fortschrittes herrscht. Um die Zahl der Schöpfungen zu vervollständigen, sei zunächst das Schlachthaus erwähnt, welches bald nach dem Beginn des Jahres 1892 dem Betriebe übergeben worden ist. Im Frühjahr und im Sommer 1907 ist dann neben demselben auch ein Kühlhaus errichtet worden. Groß war die Freude, als im Sep-

\*) Nach einem ministeriellen Erlaß mußte der neue Turm auf dem Unterbau des alten Rathhausturmes errichtet werden.

tember 1891 die lang ersehnte Wasserleitungsanlage aus Quellen in Liebental die Stadt reichlich mit gutem Wasser zu versorgen begann. Erwartungsvoll sehen wir nun dem Beginn der Kanalisation im Frühjahr 1909 entgegen, deren Bau die grundsätzliche Bewilligung der Gemeindeförperschaften schon erhalten hat.

Während in früheren Jahrhunderten der Ausbau der Stadt, wie wir sahen, sich mehr nach Nordosten richtete, sehen wir in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein Streben nach Osten, die Höhe hinauf. Hat doch die ehemalige Graudenzer Vorstadt schon fast die Zuckersfabrik erreicht, die einst\*) weit hinaus vom Lageplan der Stadt an der Liebentaler Chaussee errichtet worden ist.

Es war um die Zeit des Rathausbaues, daß es schien, als sollte diesem Streben nach der Höhe ein Halt geboten werden. Damals war in Sicht, daß der Bau einer Weichselstädtebahn der Stadt Marienwerder die Eigentümlichkeit nehmen sollte, die einzige preussische Regierungshauptstadt zu sein, welche fern vom Schienennetz gelegen war. Ein harter Kampf entbrannte dann zwischen den Vertretern der Niederung und den Verteidigern der Höhe. Welch ein anderes Stadtbild würde sich uns heute darbieten, wenn die ersteren den Sieg davon getragen hätten, und wenn nun die Züge der Weichselstädtebahn die Niederung durchheilen, und unser Hauptbahnhof unten in Mareese läge? Und dieser Sieg schien schon gewiß zu sein, denn auf Seiten der Vertreter der Niederung standen die maßgebenden Beamten der Bahnverwaltung und die Baumeister der neuen Bahn. In der letzten Stunde aber wandten sich die Verteidiger der Höhe, Hilfe suchend, an Se. Kaiserliche Hoheit den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, und durch den hohen Einfluß ist ihnen der Sieg zugefallen. Ein Freudentag war es dann für die Stadt, als am 15. August 1883 der erste fahrplanmäßige Zug hier ankam. Freilich mit dem damaligen jammervollen Bahnhof war der Stadt kein liebevolles Geschenk gemacht worden. Fast zwei Jahrzehnte hat es gedauert, bis ein neues, allerdings durchaus würdiges Bahnhofsgebäude im Hochmeisterstil erbaut wurde. Das war etwa um die Zeit, als die zweite Bahn, nämlich die Freystädter Bahn am 15. Januar 1899 eröffnet wurde. Die Eröffnung einer dritten Bahn, der Kleinbahn, welche die Stadt mit der Niederung verbindet, fand am 28. September 1901 statt. Eine vierte für Marienwerder besonders wegen ihrer mächtigen Weichselbrücke höchst wichtige Bahn ist gegenwärtig im Bau begriffen, die Bahn von Riesenburg nach Schmentau.

\*) Im Jahre 1883. Das Statut der Zuckersfabrik ist vom 23. März 1883.



Drei Ueberbrückungen über den Bahnhof werden mit dem östlichen Gebiet — warum sollte man es nicht hoffnungsvoll aussprechen? — mit Marienwerder-Neustadt die Verbindung herstellen. Dort werden um einen prächtigen Stadtpark neue Straßen entstehen, und weiter hinaus nach Osten werden freundliche Wege, vom Verschönerungsverein sorgsam gepflegt, nach dem Wäldchen und bis zu der malerisch gelegenen Ansiedlung des königlichen Landgestüts führen.

Melancholisch schaut der mittelalterliche Kunstbau in die Weichselebene hinein, als trauere er über den Untergang einstiger Größe. Die sich von Jahr zu Jahr mehr schmückenden Straßen unserer Stadt bieten dagegen erfreuliche Bilder des schaffenden Fleißes und des zunehmenden Wohlstandes dar. Prächtig ist der Flottwellplatz mit seinen majestätischen Bäumen, zugleich eine geeignete Stätte, die Erinnerung an eine großartige Zeit unseres Vaterlandes wachzurufen. Am 22. März 1871, an dem Geburtstage Kaiser Wilhelms I., wurde auf diesem Platze die Kaisereiche gepflanzt „mit dem Wunsche,“ daß sie unseren Nachkommen ein Mahnung sei, ihren Vätern nachzueifern in Frömmigkeit, Wahrheit deutscher Treue und Kraft.“ „Nach tausendjährigen Kämpfen und Leiden haben wir ein Reich der Deutschen und Preußens Herrscher auf dem Kaisertrone und ein Volkparlament, das sich eben versammelt, um die gesamten Geschicke Deutschlands mit eingreifend zu fördern. Die Deutsche Eiche ist gepflanzt und in den Boden fest gelagert.“\*)

Am 22. März 1897, an dem Tage der Hundertjahrfeier, begann um 10 Uhr der Aufmarsch der Vereine und Innungen zu dem Festzuge, der sich in der Heckenstraße ordnete. Pünktlich um 10 $\frac{1}{2}$  Uhr erfolgte der Abmarsch. Die Spitze des Zuges bildete der hiesige Kriegerverein mit der Stadtkapelle; ihm schlossen sich die Kriegervereine des Kreises an. Dann folgten die anderen städtischen Vereine, darauf die Innungen. — Die beiden Militärkapellen hatten sich im Zuge verteilt. Der mit seinem kostbaren Fahنشmuck einen herrlichen Anblick bietende Festzug bewegte sich durch die Marienburger Straße über den Marktplatz, die Breite Straße entlang bis zum Flottwellplatz, wo vorher das Militär und die Schulen Aufstellung genommen hatten. „Lobe den Herrn“ spielten die Militärkapellen; dann begann der Vorsitzende des hiesigen Kriegervereins die Festrede: „Was hier vor uns steht, soll

\*) Worte des ersten Redners, des Vertreters des Magistrats Rathsherrn Wagner, und des Festredners, Kreisgerichtsdirektors Wehli. Der Festredner der folgenden Feier war Herr Major a. D. v. Kehler, und der Festredner an der Silbernen Hochzeitsfeier Herr Regierungspräsident Schilling.



# Anhang.

---

Wirtuałne Muzeum  
Kwidzyna



## Einiges über die „Heilige Dorothea“.

Dorothea wurde 1336 in dem Dorfe Montan geboren, wo ihr Vater Wilhelm Schwarz Landmann war. Im siebenten Jahre ihres Lebens wurde sie durch siedendes Wasser verbrüht und entging kaum dem Tode. 17 Jahre alt verheiratete sie sich mit einem Handwerker zu Danzig. Schon als Kind hatte sie sich täglich strengen Bußübungen hingegeben. Sie setzte diese als Frau fort. 1380 pilgerte sie nach Rom. Während ihrer Abwesenheit starb ihr Mann. Nach einer abermaligen Pilgersfahrt nach Rom kam sie nach Marienwerder, wo sie vom 2. Mai 1393 bis zu ihrem Tode am 25. Juni 1394 in der angeführten Klausur im Dom gelebt hat. Am Allerseelestage 1395 wurden bei dem Grabe Dorotheas ein äußerst kunstvoll gearbeiteter Candelaber und eine beträchtliche Summe Geldes zur Unterhaltung eines ewig brennenden Lichtes auf diesem Candelaber geopfert. Auch der Hochmeister Conrad von Jungingen stiftete ein ewig brennendes Licht für ihr Grab.

## Paul Speratus.

Paul Speratus wurde am 15. Dezember 1484 im Dörfchen Rötlen bei Ellwangen in der Diöcese Augsburg geboren. Er war also von Geburt ein Schwabe, wie er denn auch noch in seinen Mannesjahren, als er fern von der Heimat war, freundliche Beziehungen zu ihr unterhalten hat. Wie sein in das Lateinische übersetzter Name „Speratus“ ursprünglich gelautet habe, sagt er nirgends.\*) Er stammte aus einer bürgerlichen Familie. Die

---

\*) v. Flaß in seiner Abhandlung: Des Pomesanischen Bischofs Paulus Speratus Namen und Heimat im 21. Hest. der Zeitschrift des hist. Ver. für den Reg. Bez. Marienwerder S. 59 vermutet, daß der Student Offer de Ellwangen, der 1503 sich in der Matrikel der Universität Freiburg eingetragen findet, Paul Speratus sei. Offer wäre dann gleich Hoffer, dieses in Speratus übersetzt. v. Fl. weist nach, daß man damals beim Übersetzen eines Namens in das Lateinische nicht immer ängstlich grammatisch verfuhr.



Familie muß einigermaßen vermögend gewesen sein, weil der junge Speratus sonst wohl nicht einen so kostspieligen Bildungsgang eingeschlagen hätte. Er begann die Studien auf einer süddeutschen Universität (vielleicht in Freiburg), setzte die Studien in Paris und Wien fort und beendete sie in „Weichland“ (Italien). Er studierte in drei Fakultäten, in der philosophischen, der juristischen und der theologischen, und erwarb sich auch in allen dreien den Doktorhut. Zum Beruf aber wählte er sich den geistlichen Stand und empfing etwa 1506 die Priesterweihe. Nachdem er in der freien Reichsstadt Dinkelsbühl in Mittelfranken gewirkt hatte, erhielt er gegen Ende 1518 einen Ruf als Domprediger nach Würzburg. Nach damaligem Brauch hat er als Gelehrter 1522 (vielleicht auch schon früher) die Würde eines päpstlichen „Pfalzgrafen“ erhalten. Der Kreis, in welchem Speratus in Würzburg verkehrte, hatte die Lehre Luthers mit Begeisterung aufgenommen und Speratus machte auch auf der Kanzel kein Hehl daraus, daß er zu jenen eifrigen Anhängern der lutherischen Lehre gehöre. Dazu tat er einen Schritt, der in jener Zeit noch ein großes Aufsehen erregen mußte, er trat in die Ehe und zwar mit Anna Fuchs, wahrscheinlich einer Schwester des dortigen Domherrn Fuchs. Die Folge war, daß Speratus vom Bischof seines Amtes entsetzt wurde. Er wandte sich nach Salzburg, wo er 1520 wieder als Domprediger in Tätigkeit tritt. Allein seines Glaubens wegen muß er auch dieses Amt auf Befehl des dortigen Bischofs bald wieder verlassen. Eine Reise mit seiner Gattin nach Osten unterbricht er in Wien. Dort hat er sich einst den Titel Doktor der Theologie erworben. Daher hatte er in Wien noch manche Freunde. Auf deren Aufforderung predigte er am 22. Januar 1522 in der Stephanskirche. Zwei Tage nach dieser Predigt trat die theologische Fakultät im Dominikanerkloster zusammen und beschloß die Untersuchung gegen Speratus. Er mußte weiter wandern. Nun wurde er vom Rat zu Iglau als Prediger der dortigen Stadtkirche berufen. Iglau stand als königlich mährische Stadt unter der Botmäßigkeit des Königs Ludwig von Ungarn. Speratus trat bald mit den bürgerlichen Kreisen seiner Gemeinde in das innigste Verhältnis, dagegen in heftigen Streit mit der Geistlichkeit. Durch die Vorstellung der Gegner von der Gefährlichkeit des Speratus bewogen, erließ der König während eines kurzen Aufenthaltes in Iglau einen Haftbefehl gegen Speratus, der auch sofort ausgeführt wurde, indem Speratus als Gefangener nach Olmütz gebracht wurde. Dort wurde auf dem Rathause Gericht gegen ihn gehalten. Als Ketzer wurde er zum Feuertode verurteilt. Auf Fürbitte mährischer Magnaten wurde Speratus dann zuerst zu lebenslänglicher Haft,

dann aber nach zwölfwöchentlichem Gefängnis vom Könige ganz begnadigt, jedoch unter der Bedingung, daß er Mähren sofort verlassen müsse. Der Rat in Prag suchte die Rücknahme dieser Bedingung durch eine Bittschrift an den König zu erwirken, allein ohne Erfolg. Nun führte Speratus seine längst gehegte Absicht aus, ins „Hochdeutsche“ zu ziehen. Er kommt nach Wittenberg. Da geschah es, daß der Hochmeister des Deutschen Ordens Markgraf Albrecht von Brandenburg ebenfalls nach Wittenberg kam und hier den Entschluß faßte, Luthers Rat zu befolgen, aus dem Orden zu treten und aus Preußen ein weltliches Herzogtum zu machen. Hier wurde ihm auch Paul Speratus als Hofprediger empfohlen. Nach vierjähriger Wanderschaft kommt Speratus nun in eine solche feste Stellung. Ende Juli 1524 traf er in Königsberg ein.

Im Jahre 1529 wurde Preußen von einer furchtbaren Epidemie befallen, welche von England nach dem Festlande verschleppt war und deshalb „der englische Schweiß“ genannt wurde. Auch Speratus und seine Gattin wurden von dieser Krankheit befallen. Sie gehörten jedoch zu den Glücklichen, welche die Krankheit überstanden. Speratus und seine Gattin waren zur Erholung auf dem Lande in der Nähe von Brüstertort, als sie die Nachricht erhielten, der evangelische Bischof Queis von Pomesanien sei in Marienwerder, wo diese Krankheit damals auch ihre Opfer verlangte, „dem englischen Schweiß“ erlegen; und bald darauf — im Anfang Januar 1530 — wurde Speratus zum Nachfolger des Queisernannt. Zur Wohnung erhielt Speratus in Marienwerder das „bischöfliche Haus“ (das Schloß), die dazu gehörigen Wirtschaftsgebäude und das notwendige Inventar. Hier lebte er in sehr schlechten, ja in dürftigen Verhältnissen, bis es ihm durch Sparsamkeit gelang, für seine Familie ein kleines Vermögen zu erwerben, wozu ihm auch mehrere Schenkungen verhasen, die ihm vom Herzog zu teil wurden, Herzog Albrecht verlich Speratus das von ihm angekaufte Gut Littschen mit den Borwerken Schadau und Budmannsdorf, später das Borwerk Michelau, auch „das wülste Gütlein Semmler.“ Seinem Schwiegersohn Anton Paske verschrieb der Herzog das Gut Karschwitz. Speratus hinterließ seiner Familie das „Gütlein Gorken“ und ein „Mälzhaus“ in Marienwerder. Er starb am 12. August 1551, nachdem er 27 Jahre in Preußen gewirkt und davon länger als 21 Jahre dem Bistum Pomesanien vorgestanden hatte. Am 15. August nachmittags 2 Uhr wurde er im Dome zu Marienwerder feierlich beigesetzt. Als Kanzelredner, Reformator und Schriftsteller nimmt er in der evangelischen Kirchengeschichte einen bedeutenden Platz ein; dazu war er Dichter — das erste

evangelische Gesangbuch, welches im Jahre 1524 in Wittenber  
erschien, enthielt 4 Lieder von ihm — und Lieddichter.\*)

**Bescheide Friedrichs II. an die Kriegs- und Domainen-  
Kammer in Marienwerder 1779 ff.\*\*)**

Se. König. Majestät von Preußen Unser allergnädigster Herr haben deo Westpreuß. Kriegs- und Domainen-Cammer Monathl. Zeitungsbericht vom 6. dieses erhalten und ist es soweit gut. Was aber den andern Bericht betrifft, mit welchem der Cassen-Extract eingegangen, so muß es eine abscheuliche unordentliche Wirthschaft da seyn. Warum hat die Kammer für die Einziehung der Revenües nicht besser gesorget, und sich drum bemühet, die Gelder zu rechter Zeit prompt und richtig herbei zu schaffen, so hätte kein so enormer Ausfall entstehen können. Sodann haben sie ja ihren Remissionsfonds von 20/m-talr, oder noch drüber was machen Sie damit? Den haben sie wohl verfressen und versoffen. Ueberhaupt hat die Cammer ihre Pflicht und Schuldigkeit hierin schlecht beobachtet, daß sie soviel nachgesehen und die Gefälle nicht prompt beygetrieben hat. Se. Königliche Majestät verstehen darunter keinen Spaß und muß das Geld das Jahr alles ordentlich bezahlet werden und wenn je unvermeidliche Ausfälle sind, so ist der Remissionsfond dazu bestimmt um solche dadurch zu decken. Höchstdieselben lassen dabey zugleich dem Cammerdirector Vorhoff andeuten, wenn Er seine Sache nicht besser und ordentlicher macht, so werden Sie erst alles aufs schärfste examiniren lassen und ihn dann wegzagen wonach er sich also richten kann.

Potsdam, den 11. August 1779.

gez. Friedrich.

An  
die Westpreuß. Kriegs- und Domainen-Cammer  
zu Marienwerder.

\*) J. Cojad, Paulus Speratus, Leben und Lieder. 1861.  
Paul Tschadert, Paul Speratus von Rötten, evangelischer Bischof von Pomesanien in Marienwerder. 1891.

\*) Aus dem Heft V der Zeitschrift des historischen Vereins für den Reg.-Bez. Marienwerder. v. Flanß, Quos ego! Bescheide Friedrichs II. usw.



Seiner Königlichen Majestät von Preußen, Unser allergnädigster Herr lassen Dero Westpreuß. Kriegs- und Domainen-Cammer hierdurch zu erkennen geben, wie Höchstdero ausdrückliche Willens-Meinung dahin gehet, daß von nun an keiner als Land-Rath angesetzt werden soll, der nicht zum allerwenigsten 35 Jahr alt ist, unter dem muß durchaus niemand dazu gewählt und vorgeschlagen werden; sonst, und wenn sie nicht das Alter von wenigstens 35 Jahren erreicht haben, taugen sie nicht dazu, und solche Kinder und junge Maseweise wollen Höchstdieselben schlechterdings nicht zu Landrätthen angesetzt wissen. Die Cammer hat daher sich stricte darnach zu richten, zugleich auch soviel wie sie kann, gute Officiers die nicht mehr bei der Armée in Diensten sind, und den Abschied haben, zu Landrätthen zu kriegen suchen, weil sie schon besser verstehen was zur Ordnung gehört. Welches alles die Kammer also gebührend befolgen wird.

Potsdam, den 25. September 1779.

gez. Friedrich.

An etc.

Se. Königl. Majestät von Preußen, Unser allergn. Herr lassen Dero West-Prß. Kriegs- und Domainen-Cammer auf Dero Bericht vom 23. dieses von den Ursachen des niedrigen Getreidepreises hierdurch zu erkennen geben, daß das solches dummes Zeug ist, und Höchstdieselben sich schämen, daß sie solche dumme Leute da haben, sie liegen ja so dicke an der See und können ja das Korn verschiffen, wohin sie wollen, besonders nach Schweden, wo sie immer so viel gebrauchen, dahin können sie ja die Menge absetzen, und kann der Landmann sein Getreide alsdann auch gut anbringen. Aber es fehlt nur an der Anstalt, und Keiner denkt darauf, sondern lassen alles so hingehen. Ueberhaupt etwas Unterschleife, und theils auch die übele Oeconomie, das sind eigentlich die Ursachen, daß sie da nicht in Ordnung sind, und wird also die Kammer hierdurch sehr ernstlich gewarnt, die Aufnahme des Landes und die Einführung einer ordentlichen Oeconomie sich besser angelegen sein zu lassen, und mehr auf die Erfüllung ihrer Pflicht und Schuldigkeiten Bedacht zu nehmen, widrigenfalls sehr unangenehme Verflügungen zu gewärtigen.

Potsdam, den 29. September 1779.

gez. Friedrich.

An etc.

Se. Königl. Majestät von Preußen, lassen Dero Westpr. Kriegs- und Domainen-Cammer auf deren Bericht vom Betrag

des dortigen Wasser-Schadens hierdurch zu erkennen geben, daß ihre davon gefertigte Anschläge so horribel stark sind, daß sie meritirten alle miteinander weggejagt zu werden; denn das ist nicht wahr, die Anschläge sind falsch und wollen sie nur von der Gelegenheit profitiren und unter dem protext, von Wasser-schäden alles mit aufsetzen, was ihnen gut denkt. Und darum ist der Cammer-Direktor Vorhoff wehrt, daß Se. Königl. Majestät, ihn gleich wegjagten, weil er seine Pflicht und Schuldigkeit nicht besser wahrnimmt, und Dero höchstes Interesse nicht besser besorget: Das ist ja nicht erlaubt, solche abscheuliche Anschläge einzuschicken: Sie sollen auch keinen Groschen kriegen, ehe sie nicht andere und weit billigere Anschläge machen: Wo soll alle das Geld herkommen, denn der von den Dämmen verursachte Schaden, kann unmöglich soviel ausmachen, das ist nicht wahr, und die Ueberschwemmung thut den Wiesen keinen Schaden, wenn das Wasser wieder abgelaufen, ist das vorbei und wächst darnach das Gras noch besser: Und was den Schaden, den die Einfassen erlitten, betrifft, so kann die Vergütung nicht anders, wie ordonanzmäßig geschehen. Höchst-dieselben befehlen demnach, dem Vorhoff, sowie der ganzen Cammer hierdurch alles Ernstes mit Huziehung des Kriegs-Raths Lilienthal, die Anschläge durchzugehen, und andere vernünftiger und billigere Anschläge anzufertigen, was die Wiederherstellung der Dämme, die Se. Kgl. Majestät machen lassen müssen, zum genauesten kostet, und was dann der andere Schaden ist, der muß nur bloß ordonanzmäßig angesehen werden; Se. Königl. Majestät wollen nun erwarten, daß die Cammer dabei pflichtmäßiger zu Werke gehen, und eine bessere Menage und Oeconomie, beobachten wird.

(Hier folgt ein eigenhändiges Postscriptum Sr. Majestät des Königs.) ihr Seit Erz Scheferer die das Brodt nicht wehrt Seidts das man euch gibt, und verdient alle weggejaget zu werden wartet nuhr das ich nach Preussen Kome.  
Friedrich.

Potsdam, d. 26. April 1780.

(Abschriften im Archiv des historischen Vereins.)

Bester Rath Besonders lieber Getreuer. Auf Eure Anzeige vom 30. des vorigen Monaths, von dem Vorfall, daß die Pohlen, in dem Dorffe Lubacz, einem reisenden Juden, die Preussische Münze abgenommen, und solche zum theil in Stücke zerhauen; ertheile Ich Euch hierdurch, zur Antwort, daß Ich bereits verflüget, daß dagegen repräsentations, gemacht werden sollen: denn die Leute können ja

keine andere Münze, bey sich führen, als die im Lande coursiret. Indessen ist das eine Lumperey, das ist wohl so ein widerspenstiger Bohle gewesen, der das da gethan hat und wird sich das schon von selbst geben: Vorstadt Ihr Euch zu achten habt. Ich bin Euer gnädigster König.

Potsdam, den 5. März 1782

An  
den Cammer-Direktor v. Domhard  
zu Bromberg.

Bester Rath Besonders lieber Getreuer. Ich habe Euch hiermit nochmals empfehlen wollen, bei Meinen Cassen-Sachen eine bessere Ordnung wie bisher und alles in genaue Richtigkeit zu halten, und dahin mit Ernst zu sehen, daß alle Gefälle und Abgaben zur gesetzten Zeit, das sei nur monatlich oder quartaliter prompt und richtig, ohne allen Rückstand eingehen, und welche darinn säumig sind, denen muß sofort Execution zugeschickt werden, indem Ich Mich hierunter lediglich an Euch und der Cammer halte, es muß also Niemanden die mindeste Nachsicht gestattet, vielmehr ein Jeder mittelst nachdrücklicher Execution zur prompten Berichtigung seiner schuldigen Abgaben angehalten werden. Es soll auch die Kammer in Ihren monatlichen Extracten jedesmahl bemerken, so viel ist denn Monath eingekommen, und so viel ist noch rückständig, damit Ich das immer übersehen kann wie sie stehen. Hiernächst muß auch die Balance von dem Getreide-Gewinnst in den guten, mittleren und schlechten Jahren, bereits befohlenermaßen, mit aller Zuverlässigkeit und so accurat wie möglich angefertigt werden. Eine eben solche Balance verlange Ich auch von dem Butter-Gewinnst in der Provinz, und wieviel davon nach Warschau, und auch nach Berlin zum Verkauf geschickt wird, und wenn ich das künftige Jahr wieder hierher komme, so muß schon ein Aufsatz parat gehalten werden, von den Städten, was nehmlich in einer jeden fehlet, und nötig ist, damit Ich das vorher weiß. Auch mögte ich wohl eine Nachweisung haben von dem Brantwein wieviel nehmlich im Lande gemacht, und consumiert wird. Wegen des Brauens des englischen Biers habe Ich Euch Meine Intention auch schon gesagt; Zu Stettin wird das schon recht gut gebrauen, und dürfen sie nur einen Brauer dahin schicken, der da zusiehet und es lernet, so ist das leicht nachzumachen, es muß dann eine solche Bierbrauerei in der Nähe der polnischen Grenze angelegt, das Bier in eben solche Fässer und Bouteillen gefüllet und dann für englisches Bier ausgegeben werden.

Virtualne Muzeum  
Kwidzyna

Friedrich.





Ihr habt das also alles gehörig zu besorgen, und Ich bin Euer gnädiger König.

Modrau, den 10. Juni 1783

An  
den Cammer-Director von Nordwitz.

(Original im Archive des Vereins, jetzt im Provinzial-Archive zu Danzig.



### Die Hammermühle.

Die Hammermühle stammt aus der Ordenszeit. 1520 wird der Hammer von den Polen zerstört. Am 1. April schließt der Amtshauptmann von Wilmsdorf nach vorhergehender Verhandlung mit dem Räte von Marienwerder mit Hans Lehmann (Lehmann) einen Vertrag, nach welchem diesem gestattet wird, den Hammer an der Zipelle herzustellen. Markgraf Georg Friedrich erteilte dem Hammerschmied Hansen Lehmann Königsberg d. 8. März eine Verschreibung über den von ihm erbauten Hammer nebst 14 Morgen Land und Weide für sein Vieh auf der Weide der Stadt nach kulnischem Recht, d. h. ihm, seinen rechten Erben, Erbnehmern und Nachkömmlingen". Auch wird dem Hansen Lehmann in dem Hammer „freier Bierschank“ vergönnt, doch „daß sie das Bier vom Schlosse, und wo dasselbe nicht vorhanden aus dem Städtlein Marienwerder holen und nehmen.“ „Dagegen Hans Lehmann usw. der Herrschaft jährlich allwegß auf Ostern dreißig Mark Preussisch zu Zinsen schuldig sind.“ Die Stadt erhob Widerspruch. Dem Streit zwischen Stadt und Amt machte Hans Lehmann vorläufig ein Ende. Er bezahlte nämlich einmal die Zinsen und zwar an das Amt. Dann ließ er alles im Stich und verschwand. 1599 verordnen die Hausvisitatoren, daß der Papiermüller im Hammer 10 Mark, der Messerschmied (eine Schleifmühle ist anscheinend eingerichtet worden) von den 14 Morgen Acker 20 Mark jährlich zinsen solle. 1600 erzählt der Papiermüller Nidel Föhler in einem Schreiben an den Landesherrn, er habe 1570 den alten, verfallenen Hammer von dem Kaulengießer (Kugelgießer?) Hans Molisch gekauft und habe ihn „zu einer Papiermühle zurichten lassen.“ Er bittet um Herabsetzung des Zinses. Der Mann scheint bemittelt gewesen zu sein, denn er leiht 1601 der Stadt 300 Gulden. Um 1606 war weder Kupferhammer noch Schleifmühle vorhanden; die Papiermühle dagegen bestand fort, der Wett-

bewerb wurde ihr übrigens durch die Papiermühle von Boggusch, die Absalon Langenau angelegt hatte, sehr erschwert. Im 18. Jahrhundert zahlte die Papiermühle in Hammermühle jährlich 2 Thlr. 20 Gr. Zins an die Stadt.\*)

### Friedrichsbad, eine Heilanstalt bei Marienwerder.

Im Dezember 1727 erschien in Königsberg folgende Schrift: „Eine medizinische Abhandlung über die arzneikräftige Quelle von Otlau in Preußen, welche unter Zustimmung der großgünstigen medizinischen Fakultät für den Doktorgrad zum Disputiren vorlegt Michael Friedrich Tennigs aus Königsberg i. Pr., designierter Physikus von Wehlau.“ Diese sehr ausführliche Abhandlung muß ein großes Aufsehen erregt haben, wie das aus einem Artikel einer damaligen Zeitschrift „der Preußische Todestempel“ hervorgeht. Worin verstorbene Personen allerhand Standes Miteinander redende, vorgestellt werden.“ In diesem Artikel reden Siegfried von Feuchtwangen und ein verstorbener Professor des Danziger Gymnasiums mit einander. Am Schluß ihrer Unterredung tritt Merkur auf und spricht also zu ihnen: „Endlich, damit ich euch Gelehrten auch etwas von neuen Preußischen Schriften communicire, so glaube ich, in diesem Todestempel Versamlete, eure Unwissenheit von dem Gesund-Brunnen im Brandenburgischen Preußen eine Meile von Marienwerder bey die Dörfer Klein Otlau und Klein Bandtken unter der Herrschaft Hrn. v. Lehwaldt J. R. M. Tribunalsrat und Präsidenten des Pomesanischen Consistorii gelegen, beklagen werdet; indem vielleicht mancher ein längeres und gesunderes Leben hätte genießen können, wenn er sich dieses Schazes zu bedienen gewußt. Denn es dienet dessen kalt getrunkenes Wasser wider den verschläumten Magen und Eingeweide; purgiret ganz gelinde; erwecket Apetit zum essen oder hemmet denselben, wenn er gar zu groß ist macht das Bluth dinner und geistreicher; stärket die Glieder und Nerven und vertreibt die Mattigkeit und Schwachheit derselben; ist heilsam dem Haupte und machet einen zwar in etwas trunken und zum schlaffen geneigt, aber hernach desto munterer; kan ferner gebrauchet werden in der Wassersucht, Geschwulst, Cachexie, Schnupffen, Flüßen, schlimme Augen und dergleichen herrliche Würdungen mehr, welche in einer besondern Disputation in der Medizinischen Fakultät. Mich. Friedr. v. Tennigs, jezo Med.

\*) Loeppen 84 und Urkundenbuch zur Geschichte des vormaligen Bistums Pomesanien, von Cramer. Zeitschrift des hist. Ver. für d. Reg.-Bez. Marienwerder, Heft 18, S. 362.

Doct. und Physikus zu Welau zu Königsberg defendiret.“<sup>1788</sup> Dann hören wir erst nach 60 Jahren wieder von dieser Quelle. 1788 zeigt nämlich der Dean der medizinischen Fakultät der Universität zu Königsberg Prof. Dr. K. H. Hagen an, „der Kandidat der Medizin David Glänther werde nach Beschluß der Fakultät am 9., 11. und 12. September mit Vorausschickung einer chemischen Untersuchung des Wassers der Otlauer Quelle kurserische Lektionen halten. 1810 kam das Gut Kl. Bandtken aus dem Besitz der Familie Lehwald durch Kauf in den Besitz der Familie Geßler. Seit dieser Zeit muß die zu adelig Kl. Bandtken gehörende Quelle wieder in Ruf gekommen sein; denn die Königl. Regierung sieht sich am 15. Sept. 1826 zu folgender Belehrung veranlaßt: „die Quelle wurde von vielen Menschen aus der Nähe und Ferne in der Meinung besucht und getrunken, daß dieses Wasser ein Heilmittel für viele Krankheiten sei. Die Regierung habe daher das Quellwasser chemisch untersuchen lassen, wobei sich gefunden, daß es vom gewöhnlichen Brunnenwasser sehr wenig und höchstens nur darin abweiche, daß es, wie viele Waldquellen, Eisen enthalte, jedoch in zu geringer Menge, als daß sich davon besondere medizinische und Heilkräfte erwarten ließen. Uebrigens ist dieses Quellwasser ungemein klar, kühl und wohl-schmeckend und eben dadurch ein gesundes erquickendes Getränk.“ Der Zulauf veranlaßte Geßler, an der Quelle ein Gasthaus zu errichten. Der sehr gepflegte Weg zu der Quelle bog hinter der Liebentaler Brücke rechts ab und führte durch den Stadtwald, der damals noch vorhanden war. Schon dieser schöne Spaziergang muß eine besondere Anziehungskraft ausgeübt haben. Zu einer höheren Bedeutung sollte die Quelle kommen, als 1840 Dr. med. Heinrich Heidenhain sich mit Geßler zur Errichtung einer Wasserheilanstalt an der Quelle in Verbindung setzte. Bald darauf erhielt Geßler vom Oberpräsidenten die Genehmigung zur Eröffnung der Anstalt unter der Leitung des Dr. Heidenhain, und die in Marienwerder erscheinende „Westpreussische Mitteilungen“ konnte im Juli 1840 die erste Kurliste herausgeben. Es wurde der Anstalt, die nun gesichert zu sein schien, auch ein besonderer Name gegeben, nämlich Friedrichsbad. Zehn Jahre später steht die Anstalt, nachdem Heidenhain zurückgetreten ist, unter dem aus Schlesien kommenden Arzt Dr. Wollmann, der sie 1853 dem dritten (und letzten) Kurarzt Dr. Hermann Genzmer überläßt. Ihr Ruf war vorüber. Geßler bricht das Gebäude wieder ab, um es auf seinem Gute zu verwenden.\*)

\*) N. v. Flanz, Friedrichsbad, eine ehemalige Heilanstalt. Zeitschrift des hist. Ver. für den Reg.-Bez. Marienwerder. Heft 24, S. 59.



## Ein Bild von Marienwerder in einem Hause bei Neapel. Hellblau.

Aus einem Vortrage, welchen Rentier Weiland — geb. den 17. 2. 1814, † 4. 12. 1902 — den 10. Januar 1888 gehalten hat. \*) „Das Tor am Schloßberg stand zwischen den beiden Gestütsflüssen und ruhte auf einem größeren Unterbau. Es wurde mir durch ein Bild wieder in Erinnerung gebracht, das ich in einem Winzerhause südlich von Neapel zu sehen bekam. Dieses Bild stellte ein Gefecht russischer Kosaken mit französischen Husaren dar, welches am 22. Januar 1813 auf dem Schloßplatz zu Marienwerder stattgefunden hatte.“

Weiland erwähnt dann auch, daß er als Knabe beim Schlittensfahren „Hellblau“ gerufen habe. Dieses Wort stammt aus der Zeit der Regie, also aus der Zeit Friedrichs des Großen. Schmuggler, die namentlich die Kaffeetreppe benutzten, (daher ihr Name), hatten immer einen oder zwei Späher, meist Knaben bei sich, die sich umschauen mußten, ob die Luft rein war und den Warneruf „Hellb'au“ ertönen ließen, wenn sie einen Mann mit hellblauem Krage, nämlich einen Steuerbeamten erspähten.

### Häuser- und Einwohner-Zahlen.\*\*)

	Jahre	Häuser	Einwohner
	1784	304	3176
	1796	307	3067
	1814	401	4782
	1826	456	5078
	1843	498	5764
	1858	514	6781
	1861	521	6923
	1864	629	7373
Marienwerder	1905	805	11819
Mariensfelde	1905	170	

\*) Handschriftlich im Archive des hist. Ver. f. d. Reg.-Bez. Marienwerder.

\*\*) Bis 1864 nach Toeppen S. 399.

## Sagen.

Viele Sagen haben sich in Marienwerder nicht gebildet, aber ganz leer geht die Stadt in dieser Beziehung nicht aus. In den Trümmern des alten Schlosses erscheinen im 18. Jahrhundert Gespenster, welche jede nähere Untersuchung verhindern. (Schon in I erwähnt.) Zur Ordenszeit hörte man oft ein Wehklagen und Jammern aus dem Eckhause Markt-Milchgasse (Apothete) aufsteigen, das waren die Jammertöne der Gefangenen, welche die Bischöfe hier in den untersten Kellerräumen verwahrt hielten.

In den Resten einer Chronik, die am Ende des 17. Jahrhunderts gedruckt zu sein scheint, findet sich folgende Nachricht: 1678. In Marienwerder, 12 Meilen von Königsberg, befand sich diese Zeit eine große Schlange mit einem Hundskopfe, welche großen Schaden an Menschen und Vieh tate. Sie schoß, ehe man sich's versah, so geschwind zu, daß man nicht wußte, wie man sie töten sollte, verlor sich aber hernach wieder.

Sollte jemals Marienwerder ein Unheil nahen, so möge dieses mit Gottes Hilfe so rasch wieder verschwinden, wie jene hundsköpfige Schlange.



## Vorwort.

Zu dem im Juni 1908 in Marienwerder sich versammelnden Westpreußischen Städtetage sollte ich ein Büchlein über unsere Stadt schreiben. Diesen in den städtischen Körperschaften vom Herrn Bürgermeister Hitzlaff und von dem Vorsteher der Stadtverordneten Herrn Justizrat Dr. Schroß ausgesprochenen Wunsch habe ich mich gern bemüht zu erfüllen. So ist dieses Büchlein entstanden. Benutzt habe ich vor allem Dr. M. Loeppen, Geschichte der Stadt Marienwerder und ihrer Kunstbauten, ferner Joh. Heise, die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Westpreußen, Heft XI, Jahn, Chronik der Stadt Marienwerder, Christoph Hartknoch, Altes und Neues Preußen, Frankfurt und Leipzig 1684 und verschiedene Abhandlungen namentlich von Herrn Superintendent von Flaß in der Zeitschrift des historischen Vereins für den Regierungsbezirk Marienwerder, auch Johannes Voigt, Geschichte Preußens, Dr. Karl Lohmeyer, Geschichte von Ost- und Westpreußen, Reinhold Koser, König Friedrich II. Sonstige Hilfsmittel sind in den Bemerkungen angeführt. Allen Herren, welche mich in irgend einer Weise unterstützt haben, sage ich meinen herzlichsten Dank.

Marienwerder in der Pfingstwoche 1908.

F. Diehl.

---